Bundesministerium
für Verkehr, Bau
und Stadtentwicklung

Baukultur in ländlichen Räumen

Inhalt

5–10 Marta Doehler-Behzadi, Anca Cârstean
Baukultur in ländlichen Räumen

11–20 LandLuft
Baukultur ist mehr als Architektur

21–30 Judith Leitner
Der ländliche Raum als „zweite“ Welt

31–42 Roland Gruber, Roland Wallner
Was bringt Baukultur meiner Gemeinde?

43–58 Baiersbronn
Wenn sich die Einheimischen im Ort wohlfühlen, werden sich auch die Gäste wohlfühlen.

59–78 **Biberach**
Institutionalisiertes Engagement

79–90 Baruth
Das Land ist nicht dumm!

91–116 **Luckenwalde**
Testlabor für neue Konzepte

117–128 Burbach
Alles geht ins Zentrum!

129–146 **Volkenroda**
Auferstehung aus Ruinen

147–154 Leiferde
Landwirtschaften ohne Bauern

155–176 **Weyarn**
Besser länger planen als Fehler bauen!

177–188 Lüchow
Ein Experiment mit offenem Ausgang

Baukultur in ländlichen Räumen

Marta Doehler-Behzadi,
Anca Cârstean

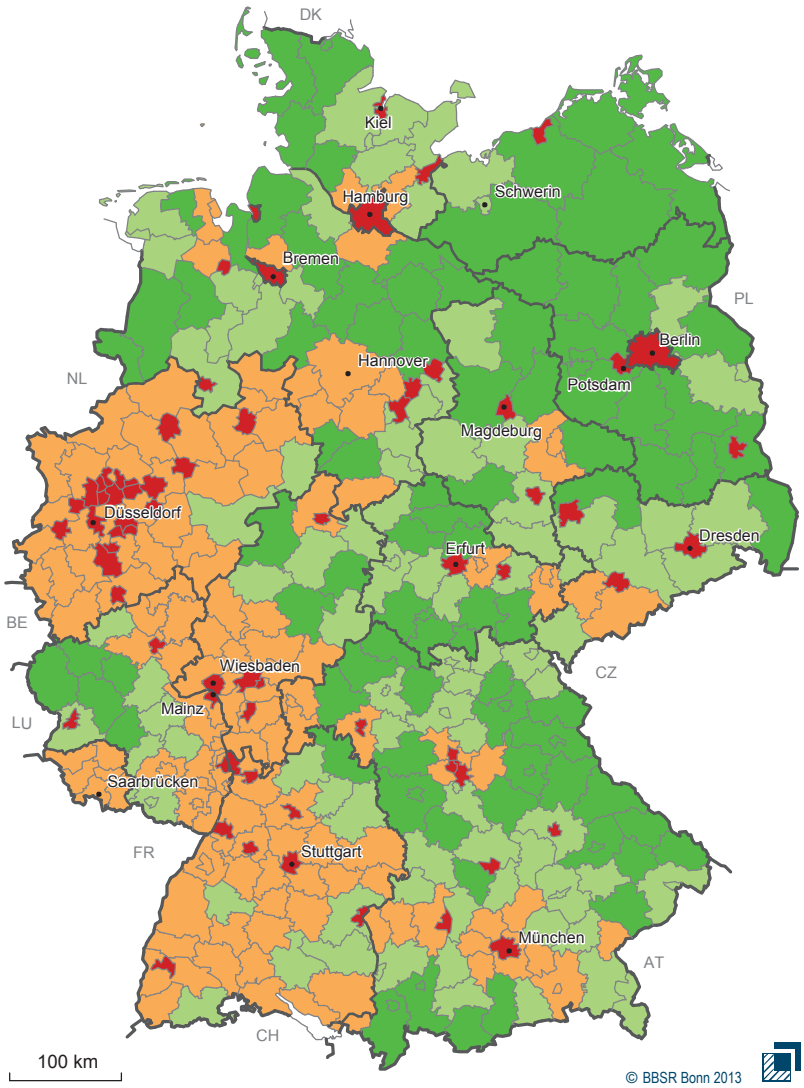
Der ländliche Raum gehört auch im 21. Jahrhundert zu den wichtigsten Raumkategorien in Deutschland und Europa. Mit ca. 70 Prozent der Flächen prägen diese Regionen das Landschaftsbild Deutschlands[1] und bieten den Menschen attraktive Orte zum Wohnen und Leben. Außerdem spielen sie heute eine Schlüsselrolle, wenn es darum geht, den Wirtschaftsstandort Deutschland nachhaltig zu stärken, Arbeitsplätze zu sichern und Herausforderungen wie dem demografischen Wandel, dem Klima- und Energiewandel und dem Verlust der Biodiversität zu begegnen. Doch gerade deswegen stehen ländliche Räume auch vor besonders schwierigen demografischen, strukturellen und ökologischen Herausforderungen. Debatten in den peripher gelegenen ländlichen Räumen werden von folgenden Schlagwörtern dominiert: Bevölkerungsverluste, geringe Zahl an Zuwanderung, alternde Bevölkerung, Fremdenfeindlichkeit, Landflucht, Rückbau von sozialer Infrastruktur, Abnahme dörflicher Funktionen, landwirtschaftliche Industrialisierung und vor allem der Verlust historisch wichtiger Kulturlandschaft. Das wirft einen pessimistischen Blick auf die Entwicklung des ländlichen Raums und lenkt von einer qualitativen und differenzierten Bewertung des ländlichen Raums ab. Auf der anderen Seite erfreuen sich Zeitschriften zum Thema des Dörflichen und Ländlichen wachsender Beliebtheit. Rem Koolhaas hat unlängst darauf verwiesen, dass der ländliche Raum in extremer Weise auseinanderfällt zwischen einer sozio-ökonomischen Realität und einem sentimentalen Vorstellungsbild traditioneller Kulturlandschaften und Dorfbilder.[2]

Doch was ist der „ländliche Raum"? Die verschiedenen Definitionen des ländlichen Raums spiegeln verschiedene Zielsetzungen wider. Der ländliche Raum wird häufig negativ definiert, indem er lediglich als Kategorie des „Nicht-Städtischen" aufgefasst wird. Wesentliche Indikatoren hierfür sind die geringe Bevölkerungsdichte oder ausbleibende Zentralitätsmerkmale. Durch diese dichotomische Definition entsteht – zumindest unterschwellig – der Eindruck, dass sich die Lebensrealität der deutschen Bevölkerung vor allem in den beiden polaren Raumtypen Stadt und Land abspiele und eine Diskussion um die Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse daran festmache. Gleichzeitig wird aber vielfach betont, dass es „den" ländlichen Raum als einheitliche Raumkategorie nicht gibt. Damit wird auf die Notwendigkeit einer differenzierteren Betrachtung der ländlichen Räume verwiesen, um die Vielfalt räumlicher Funktionen und Entwicklungen zu berücksichtigen.

Um die Frage nach den ländlichen Räumen in Zukunft einheitlich zu beantworten, hat in Deutschland das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) seit 2011 eine feste Definition vorgelegt: Alle kreisfreien Großstädte sowie die städtischen Kreise bilden den städtischen Raum, alle ländlichen Kreise bilden den ländlichen Raum. Das BBSR hat eine Raumtypisierung entwickelt, die im Wesentlichen auf der Betrachtung dreier Siedlungsstrukturmerkmale beruht: Bevölkerungsanteil in Groß- und Mittelstädten, Einwohnerdichte der Kreisregion sowie Einwohnerdichte der Kreisregion ohne Berücksichtigung der Groß- und Mittelstädte. Auf diese Weise können vier Gruppen unterschieden werden: kreisfreie Großstädte, städtische Kreise, ländliche Kreise mit Verdichtungsansätzen, dünn besiedelte ländliche Kreise.[3]

Dass eine Neuausrichtung der Sichtweisen zum ländlichen Raum dringend erforderlich ist, wurde auch von der Politik erkannt. Um Zukunftsperspektiven für die Bewohnerinnen und Bewohner und somit eine Sicherung der Daseinsvorsorge in ländlichen Regionen zu schaffen, hat das Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS) 2010 die „Initiative Ländliche Infrastruktur“ ins Leben gerufen. Sie bündelt eine Vielzahl von Maßnahmen des BMVBS für eine Stärkung der ländlichen Räume unter einem Dach und zeigt neue Perspektiven auf, wie die Lebensqualität der Menschen dort spürbar erhöht werden kann. Dort heißt es:

Stadt und Land gehören zusammen. Städte können ohne funktionierende ländliche Räume nicht sein und gut funktionierende ländliche Räume brauchen gut entwickelte Stadtzentren. Vor allem Klein- und Mittelstädte sind wichtige Ankerpunkte für die Sicherung der Daseinsvorsorge der betroffenen Region. Ihre Funktionsfähigkeit gilt es zu sichern und zu stärken.[4]



Siedlungsstruktureller Kreistyp 2011
Datenbasis: Laufende Raumbeobachtung des BBSR, Geometrische Grundlage: BKG/BBSR, Kreisregionen, 31.12.2011

- Kreisfreie Großstädte
- Städtische Kreise
- Ländliche Kreise mit Verdichtungsansätzen
- Dünn besiedelte ländliche Kreise

Um die dünn besiedelten ländlichen Räume zu stärken und deren Vielfalt zu erhalten, setzt die Initiative auf die Ideen und Erfahrungen der Menschen vor Ort: Sie sollen mitwirken, ihrer Region eine neue Perspektive zu geben, die Lebensqualität vor Ort zu sichern und die Wirtschaftskraft zu fördern. Dabei wird auf vorhandene regionale Stärken aufgebaut.

Der ländliche Raum ist also längst nicht mehr nur ein Raumtypus der Landwirtschaft, des Tourismus oder der Naherholung; ihm werden wichtige Funktionen wie die Bereitstellung von Ressourcen zugeordnet und er befindet sich in ständiger Dynamik. Er hat ein multifunktionales Potenzial und die Identifikation spezifischer Raumpotenziale und Entwicklungsoptionen ländlicher Räume, die für die Gesellschaft wichtig sind, stellt sich als eine wichtige Aufgabe dar. Und genau an diese gesamtgesellschaftliche Relevanz ländlicher Regionen versucht unser Verständnis von Baukultur anzuknüpfen. Denn in den zahlreichen Auseinandersetzungen zum ländlichen Raum spielt Baukultur als Qualitätskriterium, welches sich wiederum positiv auf das Leben auf dem Land auswirken kann, kaum eine Rolle.

Doch was meinen wir mit Baukultur und welche Funktion kann diese in ländlichen Räumen tatsächlich einnehmen?

Baukultur und ländliche Räume

Baukultur meint nicht nur das eine oder andere schön gebaute Haus oder einen bemerkenswerten Architekturentwurf, sondern auch gut gestaltete öffentliche Räume, Infrastrukturen und Landschaften. Sie umfasst das öffentliche und private Engagement, die prominenten, spektakulären Objekte, aber auch die alltäglichen Lebenswelten. Wenn heute von Baukultur in einem fachlich-politischen Zusammenhang gesprochen wird, so ist damit die Herstellung der gebauten Umwelt und der Umgang mit ihr gemeint. Baukultur besitzt stets zwei Seiten: Einerseits umfasst sie als Produkt die gut gestaltete baulich-räumliche Umwelt in Städten, Dörfern, Regionen und der Kulturlandschaft in ihrer Gesamtheit. Andererseits gehören dazu die Prozesse, geeignete Instrumente und Verfahren, die notwendig sind, um diese Qualität hervorzubringen. Schließlich ist Baukultur genau die gesellschaftliche Übereinkunft, sozusagen ein baukultureller Gemeinsinn, der gute Produkte und gute Prozesse erst entstehen lässt.

Dieses Verständnis von Baukultur ist in Deutschland seit vielen Jahren mit Inhalten und Beispielen angefüllt. Es ist durch Akteure wie die seinerzeitige „Initiative Architektur und Baukultur“ des Bundes, die 2007 eingerichtete Bundesstiftung Baukultur, durch zahlreiche Initiativen der Länder, Landeskammern und –verbände und Akteure in den Städten und Gemeinden sowie den Bund selbst etabliert. Seit 2004 ist der Begriff „Baukultur“ im Baugesetzbuch verankert. In §1 Absatz (6) heißt es dort: *Bei der Aufstellung der Bauleitpläne sind insbesondere zu berücksichtigen:* [...] *5. die Belange der Baukultur, des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege, die erhaltenswerten Ortsteile, Straßen und Plätze von geschichtlicher, künstlerischer oder städtebaulicher Bedeutung und die Gestaltung des Orts- und Landschaftsbildes.*

Bisher jedoch wurde Baukultur stets vor allem aus einer städtischen Perspektive betrachtet. Doch Architektur und Landschaftsplanung bestimmen nicht nur den Stadtraum, sondern auch sein ländliches Pendant. Dörfer und ländliche Siedlungen prägen das Erscheinungsbild unserer Umwelt wesentlich. Nicht immer kann jedoch das neue Bauen oder der Umgang mit

dem Bestand als ein positiver Beitrag zur Weiterentwicklung der ländlichen Baukultur betrachtet werden. Gerade im ländlichen Raum treten die Widersprüche besonders stark hervor: Hier steht der Wunsch nach einer Erhaltung von wertvoller historischer Bausubstanz in den Ortskernen häufig im Gegensatz zur erschreckenden Banalität neuer Wohn- und Gewerbebauten am Ortsrand. Das Bild einer traditionellen Siedlungslandschaft wird oft durch gesichtslose Erweiterungen und ortsfremd gestaltete Neubauten bedroht, die keinen Bezug zu der überlieferten Architektur aufweisen.

Typisches Beispiel für die eindimensionale Darstellung des ländlichen Raums aus städtischer Perspektive: „Szenario einer ländlichen Region in Deutschland im Jahr 2050“, Illustration von Ulrike Plaßmann im Rahmen des Ressortforschung-Projekts „Baukulturatlas Deutschland 2030/2050“

Dabei ist ein Vorstellungsbild mit künstlich fixierten Motiven vom historischen Dorf und traditionellen Kulturlandschaften wirkungsmächtig (siehe nur die steigenden Auflagen von Zeitschriften über Land und Dorf) und blendet alle Realitäten von Industrialisierung und Globalisierung aus. Countryside heute ist laut Rem Koolhaas *an arena for genetic experimentation, industrialized nostalgia, new patterns of seasonal migration, digital informers, flex farming, and species homogenization* und mit einem hohen wirtschaftlichen Druck konfrontiert.[5]

Handlungsleitend kann also nicht allein die regionale Bautradition oder das historische Bauerbe sein, das es zu erhalten gilt. Vielmehr muss unter einem zeitgenössischen Baukulturverständnis eine bewusste Auseinandersetzung mit den gegenwärtigen Lebensbedingungen und -vorstellungen sowie Rahmenbedingungen erfolgen. Baukultur erstreckt sich auf Erhaltungs- und Entwicklungsaufgaben. Beispiele aus Österreich, Italien und der Schweiz, aber auch die Glücksfälle hervorragender Gestaltung in Deutschland deuten das Potenzial für Baukultur in ländlichen Räumen an.

Sprechen wir von Baukultur in ländlichen Räumen, ist keine reine Architekturdebatte gemeint. Die Fachperspektive aus architektonischer und architekturkritischer Sicht muss vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Herausforderungen und Transformationsprozesse notwendigerweise beschränkt bleiben. Vielmehr kommt es entscheidend darauf an, die Expertise der Fachleute aus den planenden Berufen mit der von Entscheidungsträgern in der kommunalen Verwaltung und Politik, aus der Wirtschaft und Zivilgesellschaft in ländlichen Gemeinden zu verbinden. Die Gestaltung der gebauten Umwelt ist eine Gemeinschaftsaufgabe. Dabei eröffnet jeder gestalterische Eingriff in einer ländlichen Siedlung – und sei er noch so klein – eine Reihe von Chancen, die es von den Verantwortlichen wahrzunehmen gilt. Deswegen war Ziel der Studie, das baukulturelle Potenzial in Deutschlands ländlichen Räumen im umfassenden Sinn zu erforschen und mit einem strategischen Verständnis und politischen Kalkül zu beschreiben, Baukultur als zeitgemäße Fortentwicklung regionaler Bautraditionen einzuordnen und konkrete Vorschläge zu ihrer Stärkung zu unterbreiten. Dabei ging es um mehr als das „schöne Bauen". Im Forschungsprojekt erfolgt vielmehr eine Auseinandersetzung damit, wie Baukultur mit der Lebenswirklichkeit auf dem Lande zu verknüpfen ist, also soziale und ökonomische, ökologische und gestalterische Fragen miteinander verbinden kann.

Baukultur als Lebensqualität, Baukultur als Strategie und Gemeinschaftsprojekt für die Gemeindeentwicklung! Grundgedanke dieses Forschungsvorhabens ist die These, dass Baukultur einen wichtigen Baustein in der Entwicklung offener, zukunftsfähiger Konzepte im Umgang mit den peripheren Räumen, die auch den sozialen Zusammenhalt der Bevölkerung fördert und ihr die Möglichkeit zur Identifikation bietet, leisten kann. Baukultur entsteht durch Verantwortung und gelebtes Engagement aller Beteiligten. Konkret bestand das Forschungsvorhaben darin, beispielhaft Baukulturgemeinden im gesamten Bundesgebiet zu identifizieren und ihre jeweiligen Strategien aufzuzeigen. Der Fokus lag dabei auf den Prozessen und Personen, die für die außergewöhnliche Entwicklung der Orte entscheidend waren. Diese Vorgehensweise beruht in einem hohen Maße auf den Erfahrungen von LandLuft – Verein zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen aus Österreich.

Baukultur in ländlichen Räumen im Alltag

Die Beispiele auf den folgenden Seiten dokumentieren ein Stück Alltag des ländlichen Raums – aus baukultureller Sicht, aber vor allem aus einer gesamtgesellschaftlichen Sicht. Sie sind weder repräsentativ noch sind diese die einzigen guten Ansätze. Die vorgestellten Orte stehen stellvertretend für einen intelligenten Umgang mit den eher knapper werdenden kommunalen finanziellen und professionellen Ressourcen in Kombination mit einer starken Einbindung der Einwohner in die Zukunftsentwicklung einer Ortschaft. Es sind ganz unterschiedliche Beispiele, die jedoch eint, dass sie einen hohen Anspruch an die Gestaltungsqualität des Lebensraums für ihre Bewohner stellen. Sie zeigen, wie man trotz Herausforderungen und Hürden das Beste aus einer Situation machen kann und welche Entwicklungen möglich sind, wenn ein Engagement für Baukultur vorhanden ist.

Dennoch stellen diese Beispiele noch nicht die gängige Praxis in Deutschland dar. Deswegen sollen sie allen, die sich in ähnliche Prozesse einbringen möchten oder bereits in diese involviert sind, als praxisnahe Anregung und Hilfestellung dienen. Sie sollen aber auch zur Reflexion darüber anregen, wie die räumlich-bauliche Realität auf dem Land aussehen kann und wie die Baukultur in ländlichen Räumen generell gefördert werden kann. Die Beispiele bieten ein wichtiges Motivations- und Lernfeld für Involvierte im und Interessierte am Baukulturgeschehen, ermöglichen Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die kommunale Praxis und nicht zuletzt zeigen sie, dass sich eine langfristige Vision und Engagement lohnen.

Eines zeigt sich bei den ausgewählten Baukulturgemeinden ganz klar: Es gibt keine Erfolgsrezepte, sondern es geht um das Erkennen der Chance, dass jeder bauliche Eingriff einen wesentlichen Impuls zur gemeinschaftlichen Entwicklung eines Dorfes oder einer Gemeinde beitragen kann. Denn gerade jetzt, wo die ländlichen Räume in einem Wettbewerb um Bevölkerung und Ansiedlung von Wirtschaft stehen, kann Baukultur ein wichtiger Standortfaktor sein. Baukultur bedeutet in diesem Zusammenhang, die Herausforderungen und Potenziale vor Ort aufzugreifen und aus der inneren Logik des Ortes heraus geeignete, zukunftsfähige Konzepte und Strategien zu entwickeln. Es geht also um eine Kultur, in der in Zusammenhängen gedacht wird, die positive Entwicklung des Dorfes als Ganzes nicht aus den Augen verloren wird und wo alle für die Zukunftsentwicklung relevanten Akteure rechtzeitig eingebunden werden. Das sind die wesentlichen Kriterien für wirklichen, nachhaltigen Erfolg, für mehr Baukulturgemeinden!

[1] BBR, Raumbeobachtung 2011: www.raumbeobachtung.de
[2] AMO: Holland Strip Search. in: Landbauwelt 198|24.13: Zukunftsraum Land, S. 54–61
[3] für eine detaillierte Darstellung der Raumtypen siehe: www.raumbeobachtung.de
[4] siehe „Initiative Ländliche Infrastruktur“, bmvbs.de
[5] 032c, Issue 23, 2012/2013

Bildnachweis

S. 6: BBSR; S. 8: BBSR, Ulrike Plaßmann

Baukultur ist mehr als Architektur

LandLuft

Herangehensweise

Warum sollen sich Gemeinden zusätzlich zu ihrem umfangreichen Aufgabenprofil ausgerechnet auch noch für Baukultur interessieren? Die Schwierigkeit, eine Antwort auf diese Frage geben zu können, und ein Gefühl von Ohnmacht und Vergeblichkeit, wie in den vergangenen Jahrzehnten im ländlichen Raum gebaut wurde, hat unsere Initiative LandLuft – Verein zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen zu einem Strategiewechsel bewogen: nämlich anstatt der üblichen Formate bewusstseinsbildender Maßnahmen, die sich ausschließlich an Expertinnen und Experten richten, in der Kommunikation mit allen, die tagtäglich mit der baukulturellen Entwicklung in ihren Gemeinden zu tun haben, einen sehr „direkten" Zugang zu wählen. Denn was nützt der bestinformierte Architekt, wenn die Bauaufgabe im Dorf ohne ihn umgesetzt wird? Konkret bedeutet das, auf praxisnahe Weise die Erfahrungen der zentralen Akteure aus Politik, Planung und Bürgerschaft in den Mittelpunkt zu stellen, die baukulturelle Prozesse angeregt, konzipiert, unterstützt und professionell begleitet haben, und anstatt gebauter Einzelobjekte den gesamten Entwicklungsprozess zu porträtieren.

Die Herangehensweise an das vorliegende Forschungsprojekt „Baukultur in ländlichen Räumen" beruht in einem hohen Maße auf den Erfahrungen in der Arbeit auf kommunaler Ebene, die wir in den letzten zehn Jahren ausgehend von Österreich, insbesondere in der Entwicklung des Baukulturgemeinde-Preises[1] gewonnen haben.

Baukultur ist mehr als Architektur

Wenn die Entwicklung menschlicher Kulturen und Gesellschaften quer durch die Geschichte dokumentiert wird, geschieht dies in einem beträchtlichen Maße anhand von baukulturellen Errungenschaften bzw. Hinterlassenschaften. Je weiter die Epochen zurückliegen, umso stärker ist der Fokus auf Baukultur gerichtet. Zu bauen zählt zu den Grundkonstanten menschlichen Seins. Dort, wo Entwicklung stattfindet, schlägt sich diese immer in der gebauten Umwelt nieder.

Es gibt unterschiedliche Wege, um Baukultur zu definieren. Der deskriptive Zugang versteht Baukultur als *das koordinierte System des Wissens, der Regeln und der Prozesse, das von den Menschen geteilt wird, die an Bauaktivitäten beteiligt sind, und das die Form von Gebäuden und Städten determiniert.*[2] In diesem Verständnis ist Baukultur der Teil einer Kultur, der mit Bauen zu tun hat. Dem steht der normative Ansatz gegenüber, der einen Qualitätsanspruch an die Herstellung und den Umgang mit der gebauten Umwelt stellt und in der Formulierung politischer Empfehlungen zentral ist. Der Begriff Baukultur umfasst dabei nicht nur die Architektur, sondern gleichermaßen die Ingenieurbauleistungen, die Landschaftsarchitektur sowie die Stadt- und Regionalplanung.[3]

Als erweiterter Kulturbegriff stützt sich die Identität der Baukultur dabei auf die Geschichte und Tradition eines Landes oder einer Region. Baukultur reicht über die handwerkliche und formale Ebene der Architektur weit hinaus, weil zwangsläufig mit dem Begriff „Kultur" auch soziale, geschichtliche und wirtschaftliche Aspekte verbunden sind. Baukultur betrifft alle Menschen, da sie permanent mit der gebauten Umwelt konfrontiert sind und vielfach sogar an deren Gestaltung aktiv beteiligt sind. Ein weiterer wesentlicher Faktor dieser Definition von Baukultur berührt das Thema Verantwortung. Eine Kulturleistung wie das Bauen lässt sich nicht

alleine an Experten delegieren – gesamtgesellschaftliche Verantwortung macht Baukultur erst zu dem, was sie Kraft ihrer Definition sein sollte: eine Kulturleistung.

Ein Ergebnis der ersten Recherchen im vorliegenden Projekt war, dass Baukultur (im ländlichen Raum) vor allem als die regionaltypische, traditionelle Bauweise verstanden wird, die es zu bewahren gilt und mit der die gegenwärtige Bauproduktion so gut wie möglich in Einklang zu bringen ist. Also Baukultur als Vorstellung einer „heilen Welt“, die wenig davon wissen will, dass es um die Gesamtheit der Produktion und des Umgangs mit der gebauten Umwelt geht. Denn eine ganzheitliche Betrachtung umfasst alles Gebaute: Häuser, Straßen, Autobahnen, Depots, Grenzzäune, Lärmschutzwände, Solarfelder, Parkplätze und in gewissem Sinne auch die baulich tiefgreifend transformierte Kulturlandschaft. Sie setzt sich im Idealfall sowohl mit den Herstellungsbedingungen des Gebauten auseinander als auch mit der räumlichen Qualität, mit der gesellschaftlichen Bedeutung von Architektur und Freiraum sowie mit der Frage nach dem Umgang mit Brachen und mit aus der Nutzung gefallener und von Verfall betroffener Bausubstanz.

Dieser ganzheitliche und breit angelegte Blick auf das Bauen bestimmt sowohl unsere Vision als auch unsere konkrete Vermittlungs- und Vernetzungsarbeit, die unter dem Motto „Baukultur machen Menschen wie du und ich!“ althergebrachte Positionen und Rollen im kommunalen Baugeschehen

Die LandLuft-Wanderausstellung war bereits in mehreren deutschen Gemeinden zu sehen, darunter auch während der Fachtagung „Kommunale Kompetenz Baukultur“ im Februar 2012 im Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung in Berlin.

Das zweitägige Symposium „Baukultur in ländlichen Räumen“ war ein wesentlicher Bestandteil des Projekts. Austragungsort war das Kloster Volkenroda in Thüringen. Die Veranstaltung fand somit in einem der kleinsten der in der vorliegenden Broschüre porträtierten Orte statt.

aufbricht. Baukultur wirkt als Katalysator und wird so zum Motor für die kommunale Entwicklung. Gemeinden mit gelebter Baukultur gestalten erfolgreich eine lebenswerte Zukunft für ihre Bürgerinnen und Bürger.

Ziele

Das zentrale Ziel des Projekts war es, Gemeinden zu finden, die diese ganzheitliche Sicht von Baukultur teilen. Gemeinden, in denen also nicht nur der Hauptplatz neu gepflastert und mit Blumenschmuck ausgestattet wurde, sondern die sich auch dafür interessieren, was an ihren Rändern passiert, wie mit ihren Baulandressourcen umgegangen wird, und die mit der erforderlichen Professionalität an Planungsprozesse und deren Beauftragung herangehen.

Im Vordergrund der Analyse steht dabei nicht das einzelne Bauprojekt, sondern die Gesamtheit der Entwicklung der jeweiligen Dörfer und Kleinstädte und die Vermittlung des jeweiligen Kontexts, in dem sie operieren. Das Endprodukt des Projekts ist einerseits der vorliegende Forschungsbericht als auch das parallel dazu konzipierte, gleichnamige Symposium.

Symposium

Das zweitägige Symposium, das von 23. bis 24. Mai 2013 in Volkenroda in Thüringen, also in einem der porträtierten Baukulturorte stattfand, war ein wesentlicher Teil und bildete zugleich den Abschluss des Projekts. Neben den neun ausgewählten Beispielen aus Deutschland wurden auch zwei österreichische Gemeinden präsentiert: die Vorarlberger Gemeinde Zwischenwasser und die oberösterreichische Gemeinde Ottensheim, die beide (Zwischenwasser 2009 und Ottensheim 2012) Preisträger des von LandLuft konzipierten österreichischen Baukulturgemeinde-Preises waren. Die Vortragenden waren großteils Akteure aus den porträtierten Orten, deren baukulturelles Engagement zum Motor einer positiven Gemeinde- und Regionalentwicklung geworden ist.

Die Veranstaltung diente dem Austausch zwischen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern auf kommunaler und regionaler Ebene, Vertreterinnen und Vertretern von Planungs- und Architekturbüros bzw. Expertinnen und Experten anderer Disziplinen sowie engagierten Bürgerinnen und Bürgern, die in die Gemeindeentwicklung involviert sind.

Methodik

Bereits zu Beginn des Projekts stand fest, den Schwerpunkt auf die kommunale Ebene zu legen und anhand einiger weniger Gemeinden ein detailliertes Porträt der Baukulturprozesse zu zeichnen. Denn auch wenn viele Entscheidungen auf übergeordneter Ebene (etwa im Landkreis) getroffen werden, unterscheiden sich Gemeinden – selbst wenn sie im selben Landkreis liegen – oft sehr stark voneinander. Besonders die gestalterische Ebene scheint sehr vom Engagement und der Vorgangsweise der maßgeblichen Akteure in den Kommunen abhängig zu sein.

Das Konzept bestand zudem nicht darin, eine „flächendeckende" Analyse durchzuführen – was bei einem derart umfangreichen Forschungsgegenstand gar nicht möglich gewesen wäre. Das wesentliche Ziel war, nachvollziehbar zu machen, unter welchen Bedingungen Baukultur entsteht und wie die Kommunen und ihre Akteure mit den jeweiligen Herausforderungen, Problemen und Fragestellungen umgegangen sind.

Bei der Auswahl der Orte war wichtig, sowohl eine ausgeglichene regionale Streuung zu erreichen als auch Orte mit möglichst unterschiedlichen Voraussetzungen darzustellen. Die Bandbreite sollte von agrarisch geprägten Dörfern über Tourismusorte bis zu ehemaligen oder aktuellen Industriestandorten reichen und peripher gelegene Gemeinden genauso wie solche im Umfeld von Metropolen umfassen. Auch die Berücksichtigung der ungleichen Entwicklung West- und Ostdeutschlands hatte dabei einen nicht unbedeutenden Stellenwert. Die meisten der untersuchten Orte haben nur wenige Hundert bis einige Tausend Einwohner, wir entschieden uns aber, auch Kleinstädte bis zu etwa 30.000 Einwohnern in die Auswahl aufzunehmen.

Gezeigt wird nicht nur, was bereits erreicht wurde, sondern auch, auf welche Hürden und Konflikte die Beteiligten in der Praxis gestoßen sind, wie sie diese gemeistert haben und wo es besonderen Handlungsbedarf gibt.

Die Recherche erfolgte nach dem Schneeballprinzip, über Empfehlungen von Baukulturinstitutionen und Fachkolleginnen und -kollegen, Literaturrecherche über interessante Bauprojekte und Planungsprozesse und eine Durchsicht unterschiedlicher Preise an Gemeinden und Projekte im ländlichen Raum. Parallel zur Recherchearbeit fanden Bereisungen in neun Bundesländern statt.[4] Etwa 25 Gemeinden[5] wurden besucht und maßgebliche Akteure vor Ort interviewt. In vielen Orten nahmen sich die Beteiligten dankenswerterweise viel Zeit für ausführliche Gespräche, gemeinsame Ortsrundgänge und Fahrten durch das Gemeindegebiet. Die meisten ausgewählten Gemeinden wurden ein zweites Mal bereist. Bei den Interviews wurde darauf Wert gelegt, die Entwicklung, Planungsprozesse und Bauprojekte von unterschiedlichen Seiten zu beleuchten: aus Sicht von Politik und Verwaltung, aus der Sicht involvierter Bürgerinnen und Bürger bzw. beteiligter Expertinnen und Experten.

Folgende Gemeinden in neun verschiedenen Bundesländern wurden im Rahmen der Recherche bereist.
Vier Baukulturgemeinden und fünf Initiativen wurden für die vorliegende Broschüre als detaillierte Porträts aufbereitet und sollen einen praxisnahen Einblick in die Baukulturarbeit in unterschiedlichen Regionen und Kontexten geben.

Baukulturgemeinden
1. Biberach a. d. Riß
2. Luckenwalde
3. Volkenroda
4. Weyarn

Baukulturinitiativen
1. Baiersbronn
2. Baruth/Mark
3. Burbach
4. Leiferde
5. Lüchow

Bereisungen/Interviews
1. Ahorn
2. Bernried
3. Chorin (Brodowin)
4. Dingden
5. Eggenfelden (Gern)
6. Eichstätt
7. Fehmarn
8. Helgoland
9. Marne
10. Köthen
11. Nettersheim
12. Seckach
13. Seßlach
14. Ummerstadt
15. Wittstock a. d. Dosse

Kiel
Schwerin
Hamburg
Bremen
Hannover
Potsdam
Berlin
Magdeburg
Düsseldorf
Erfurt
Dresden
Wiesbaden
Mainz
Saar-
brücken
Stuttgart
München

Die zentralen Fragen waren dabei:

Kontext und Themen
In welchen Kontext lässt sich die Gemeinde einordnen und was sind die zentralen Herausforderungen? Es wurden jene Orte ausgewählt, die repräsentativ für die baukulturellen Aufgaben in ländlichen Räumen sind; extreme Situationen wurden nicht weiterverfolgt.

Akteure
Von wem geht das Engagement für Baukultur aus? Aus welchen Bereichen kommen die Akteure, was ist ihr fachlicher Hintergrund? Wie sieht die Zusammenarbeit zwischen Expertinnen und Experten, Engagierten aus der Bürgerschaft und Beteiligten aus Politik und Verwaltung aus?

Programme, Strategien, Förderungen
Welche übergeordneten Strategien wurden in den Entwicklungsprozessen verfolgt? Was waren die Vorbilder? Wie wurden die Projekte finanziert? Welche Fördermittel wurden beantragt bzw. in Anspruch genommen?

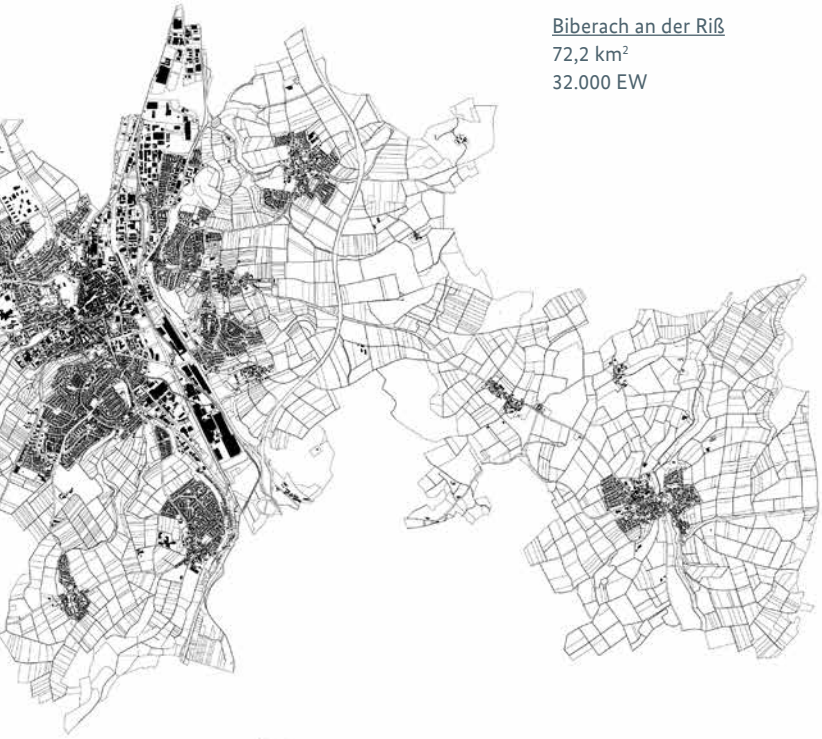
Bauprojekte
Was wurde konkret gebaut bzw. in der Dorf- und Stadtentwicklung realisiert? Wie ist die Qualität sowohl kommunaler als auch privater Bauprojekte? Gibt es seitens der Gemeinde Angebote der Bauberatung, Gestaltungsbeiräte oder kommunale Förderprogramme für private Bauvorhaben?

Als Ergebnis der bundesweiten Recherche wurden vier Baukulturgemeinden sowie fünf Baukulturinitiativen dargestellt. Baukulturinitiativen sind solche, die interessante Ansätze verfolgen, in denen die Arbeit aber meist auf einzelne Aspekte und wenige Akteure beschränkt blieb. Dennoch sind auch diese darstellungswürdig, denn sie bieten ein wichtiges Motivations- und Lernfeld und ermöglichen Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die kommunale Praxis.

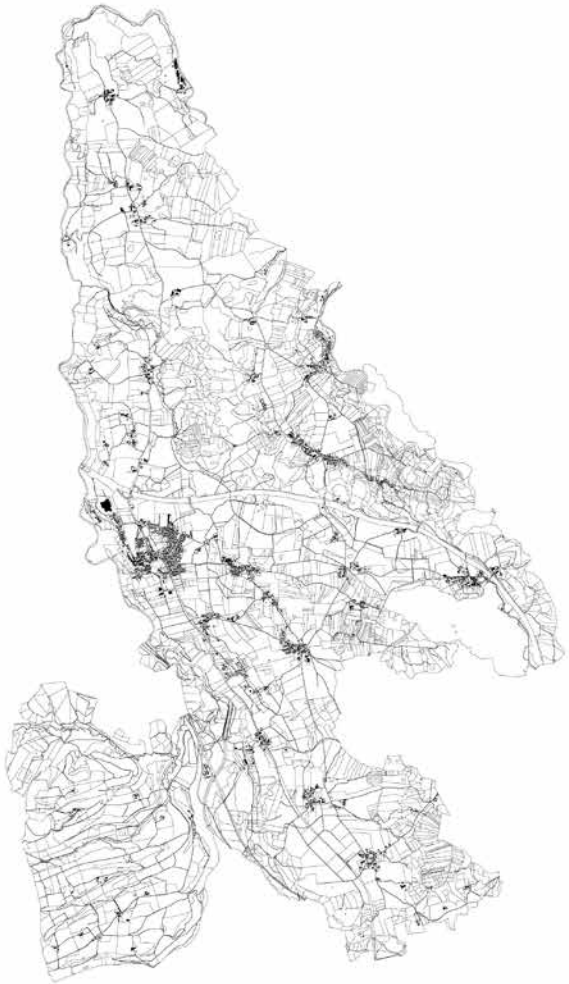
Die vier Baukulturgemeinden: Biberach, Luckenwalde, Volkenroda und Weyarn

Gemeinsam ist den vier ausführlich dokumentierten Kleinstädten und Dörfern, dass sie sowohl gewissenhaft erarbeitete übergeordnete Strategien verfolgen als auch qualitativ hochwertige Bauprojekte umsetzen, was insgesamt nur auf sehr wenige Gemeinden der bundesweiten Recherche zutraf. Die übergeordneten Themen reichen von der Bodenpolitik und dem Umgang mit Bauland über den Einsatz kooperativer Bürgerbeteiligung bis zur Gestaltung öffentlicher Freiräume und dem konstruktiven Umgang mit Leerstand und Brachen. In allen vier Beispielen traf zu, dass unter Baukultur nicht nur das Bewahren und Wiederherstellen vergangener Bauleistungen verstanden wurde, sondern auch das Verfolgen von zeitgemäßen Gestaltungsansätzen zur Lösung von aktuellen baulichen Problemstellungen, dass es ein Bewusstsein für die Komplexität räumlicher Entwicklungsprozesse gibt und dass man besonders bei Schlüsselprojekten professionelle Planerinnen und Planer beauftragt und geeignete Expertinnen und Experten hinzuzieht.

Volkenroda / Gemeinde Körner
30,6 km²
180 EW / 1.780 EW



Biberach an der Riß
72,2 km²
32.000 EW



Weyarn
46,7 km²
3.400 EW

Luckenwalde
46,8 km²
20.400 EW

Die Voraussetzungen und Schwerpunkte in den untersuchten Orten sehen je nach Struktur und Lage sehr unterschiedlich aus: Eine auf 21 Ortsteile verstreute Gemeinde im stark wachsenden Umland von München hat andere Herausforderungen zu bewältigen als eine schrumpfende, industriell geprägte Kleinstadt in Brandenburg. Die Entwicklung eines verfallenen Dorfes in Thüringen sieht anders aus als die Erneuerung und Erweiterung einer prosperierenden Kreisstadt in Süddeutschland.

Auf die jeweiligen Voraussetzungen wurde im Rahmen der Möglichkeiten mit adäquaten Strategien reagiert: In der baden-württembergischen Kreisstadt Biberach an der Riß sorgt man mit unterschiedlichen Steuerungsinstrumenten, wie beispielsweise einem eigenen Gestaltungsbeirat, kompetenter Baukulturvermittlung und Architekturwettbewerben, für eine hochwertige und vielfältige Architektur. In der südlich von Berlin gelegenen Stadt Luckenwalde brachte eine gewissenhafte Stadtplanung und Aufarbeitung des baulichen Erbes mit Mut zu ungewöhnlichen Umnutzungen neuen Wind in die schrumpfende Kleinstadt. In Volkenroda in Thüringen führte der Wiederaufbau eines vollkommen verfallenen Klosters unmittelbar nach der Wende zur Belebung des gesamten Dorfes und zur Etablierung eines neuen kulturellen Zentrums und im bayerischen Weyarn wurden über Jahrzehnte tragfähige Strukturen der Bürgerbeteiligung erarbeitet und eine innovative Bodenpolitik im Erbbaurecht umgesetzt.

Die fünf Baukulturinitiativen: Baiersbronn, Baruth, Burbach, Leiferde und Lüchow

Während der Recherche stellte sich heraus, dass das Engagement für Baukultur häufig von einzelnen Akteuren und Initiativen mit guten Ideen und großem zivilgesellschaftlichem Engagement ausgeht. Besonders in kleinen Gemeinden, wo die Verwaltung dünn und fachfremd besetzt ist, ist dies der Fall. So wurden neben den vier Baukulturgemeinden weitere fünf Orte ausgewählt, in denen interessante baukulturelle Initiativen stattfinden. In den meisten Beispielen aus der bundesweiten Recherche blieben die Prozesse bisher auf Einzelaspekte und auf einzelne Personen beschränkt und sind auch nicht so umfassend auf kommunaler Ebene verankert wie in den ausführlicher porträtierten Baukulturgemeinden. Gerade das noch nicht Erreichte macht aber auch die Herausforderungen deutlich, mit denen die Akteure in ländlichen Gemeinden konfrontiert sind.

Die Schwerpunktthemen der porträtierten Initiativen sind strategische Ortsentwicklung, Umnutzung leerstehender Bausubstanz, Tourismus, Ökologie und Landschaft: In Baiersbronn im Schwarzwald wurde vor einigen Jahren begonnen, mit innovativen Bauprojekten, die sowohl für Einheimische als auch für Gäste interessant sind, das Thema „Baukultur & Tourismus“ verstärkt ins Visier zu nehmen. Im brandenburgischen Baruth entstand mit dem I-KU (Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums) eine Initiative, die sowohl konkrete Projekte umsetzt als auch Diskussionen über Baukultur und Stadtentwicklung lanciert. In Burbach setzt man sich in Kooperation mit der Universität Siegen für die Ortskernentwicklung ein und in Leiferde wurde eine leerstehende Landwirtschaft als vielfältiger Frauenwirtschaftshof und soziokultureller Treffpunkt wiederbelebt.

Die Texte geben noch stärker als die Beschreibungen der vier Baukulturgemeinden subjektive Erfahrungen zentraler Akteure aus Planung, Kunst, Politik und Bürgerschaft wieder, die baukulturelle Prozesse konzipiert und

Die Erfahrungen, Anliegen und Ziele der Portagonistinnen und Protagonisten der fünf ausgewählten Baukulturinitiativen sind ein wesentlicher Bestandteil des Projekts. Sie wurden in Form von Interviews zwischen die ausführlichen Porträts der vier Baukulturgemeinden gestellt.

Das Wohnen im Ortskern als hochwertige Alternative zum Neubau auf der grünen Wiese zu zeigen ist das zentrale Anliegen des Programms.

Christian Feigs, Stadtplaner in Burbach

über Jahre begleitet haben, und wurden in Form von Interviews zwischen die Gemeindeporträts gestellt. Folgende Fragen waren dabei wesentlich: Aus welchen Gründen setzen sich Menschen für Baukultur in ländlichen Gemeinden ein? Auf welche Hürden und Schwierigkeiten sind sie dabei gestoßen und wie sind sie damit umgegangen? Welche Anliegen und Wünsche haben sie im Hinblick auf zukünftige Förderprogramme oder eine bessere Verankerung der Thematik Baukultur in der Gemeinde?

Die Gemeinsamkeiten der neun ausgewählten Beispiele bestehen vor allem darin, dass mit viel Engagement versucht wurde, lebenswerte Räume zu schaffen, die möglichst allen zugute kommen. Die ausgewählten Gemeinden sind Ausnahmen, die alle eine langfristige Vision einer qualitätsvollen räumlichen Entwicklung anstreben, deren Umsetzung aber nur durch die geschickte Akquise von Fördermitteln möglich gemacht wurde. Es handelt sich nichtsdestotrotz größtenteils um typische Bau- und Planungsaufgaben, wie sie sich auch in vielen anderen Gemeinden auf ähnliche Weise stellen. Die Beispiele zeigen auf, wie sehr das prozesshafte Arbeiten an Bauaufgaben unter Einbindung der Bevölkerung zu einer positiven Entwicklung beitragen kann, die weit über das Baugeschehen hinausgeht. Sie veranschaulichen auf leicht nachvollziehbare Weise, wie Kommunen Synergien intelligent nutzen und somit nachhaltige und zukunftsfähige Projekte umsetzen können.

Bei der Neugestaltung der Tourismusinformation beauftragten wir nur regionale Handwerker. Und das Holz kommt aus unserem Wald.

Patrick Schreib, Tourismusdirektor in Baiersbronn

Bauen, Kultur und Gesellschaft müssen im Zusammenhang gesehen werden.

Karsten Wittke, Künstler in Baruth

Gelingt es, unsere Art hier zu leben, zu etwas Dauerhaftem zu festigen?

Johannes Liess, Architekt in Lüchow

Es ging uns darum, die Potenziale der vorhandenen Bausubstanz in den Ortskernen ans Licht zu bringen.

Claudia Klement, Architektin in Leiferde

Die vorgestellten Gemeinden und Initiativen sollen allen, die sich in ähnliche Prozesse einbringen möchten oder bereits in diese involviert sind, als Inspiration und praxisnahe Hilfestellung dienen. Sie sollen aber auch zur Reflexion darüber anregen, wie die räumlich-bauliche Realität auf dem Land aussieht und wie Baukultur in ländlichen Räumen generell gefördert werden kann.

[1] Der Preis wurde 2012 zum zweiten Mal vergeben; die Preisträgergemeinden wurden jeweils in einer Wanderausstellung präsentiert bzw. in Buchform aufbereitet: LandLuft: Baukulturgemeinde-Preis 2009, Wien 2009, bzw. LandLuft. Baukulturgemeinde-Preis 2012, Wien 2012
[2] Howard Davis: The Culture of Building, New York 1999
[3] BMVBS: Kommunale Kompetenz Baukultur – Werkzeugkasten der Qualitätssicherung. Berlin 2012
[4] mit Ausnahme von Sachsen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Hessen bzw. der Städte Berlin, Bremen und Hamburg
[5] Ahorn, Altkalen (Lüchow), Baiersbronn, Baruth/Mark, Bernried, Biberach a. d. Riß, Burbach, Chorin (Brodowin), Dingden, Eggenfelden (Gern), Eichstätt, Fehmarn, Helgoland, Marne, Körner (Volkenroda), Köthen, Leiferde, Luckenwalde, Nettersheim, Seckach, Seßlach, Ummerstadt, Weyarn und Wittstock a. d. Dosse

Bildnachweis

S.16, S. 17: Grundlage: Pläne der jeweiligen Landkreise, Bearbeitung: LandLuft; restliche Abbildungen: LandLuft

Der ländliche Raum als „zweite“ Welt

Judith Leitner

Sollen wir den ländlichen Raum aufgeben?

Mit dieser provokant formulierten Frage startete die Online-Plattform bkult.de Ende 2012 eine Diskussion über Baukultur im ländlichen Raum. Wer braucht das Land eigentlich, wo doch die meisten nur noch zu Weihnachten hinfahren, um die Oma zu besuchen?[1] Auch wenn viele Forumsbeiträge mit einem entschiedenen Nein antworteten und die vielfältigen Funktionen ländlicher Räume betonten, zeigt die Fragestellung doch, dass dem Land generell in der Diskussion um Baukultur keine allzu hohe Bedeutung beigemessen wird. Obwohl ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung Deutschlands in ländlichen Räumen lebt und diese ein nicht weniger komplexes Arbeitsfeld als die Städte sind, widmen sich die Planungsdisziplinen vor allem den urbanen Zentren, in denen auch die meisten Architekturschaffenden tätig sind. Die wenigsten renommierten deutschen Architektur- und Planungsbüros haben ihren Sitz im ländlichen Raum. Abgesehen von prämierten Einfamilienhäusern gehen Architektur- und Baukulturpreise meist an Projekte im städtischen Kontext und auch an den Universitäten werden vorwiegend Entwurfsfragen im urbanen Bereich bearbeitet. Ungewöhnliche und herausragende Entwicklungsprozesse in ländlichen Gemeinden werden dagegen nur selten publiziert und analysiert. *Der Fortschritt von Architektur wird bis heute an urbanen Fiktionen gemessen.*[2]

Da die Übergänge zwischen Stadt und Land fließend und die Lebensweisen von Städtern und Dorfbewohnern nicht mehr so klar unterscheidbar sind, stellt man in der Planung heute die Frage, ob es *das* Land überhaupt noch gibt.

Urbane Lebensstile haben längst Einzug in den kleinsten Dörfern gehalten – auch bei jener Bevölkerungsgruppe, die hauptberuflich Landwirtschaft betreibt. Am Horizont dahinter, zum Beispiel auch auf einigen der letzten Gletscher, ist eine von internationalem Flair geprägte städtische Freizeitwelt entstanden.[3]

Doch auch wenn die Grenzen zwischen Stadt und Land verschwimmen, bestehen weiterhin große Unterschiede zwischen urbanen Zentren und ländlichen Regionen und die räumlichen Ungleichheiten haben sich in den letzten Jahrzehnten zum Teil sogar wieder verstärkt. Regionale Bahnlinien werden stillgelegt und bestehen bestenfalls noch als Radwege weiter, Schulen werden geschlossen, Betreiber von Nahversorgern und Gaststätten finden keine Nachfolger. Man steht in der Planung der kommunalen Versorgungsinfrastruktur (Mobilität, Bildung, Betreuung etc.) vor ganz anderen Herausforderungen als in dicht besiedelten urbanen Strukturen und darüber hinaus gibt es beträchtliche strukturelle Unterschiede zwischen Stadt und Land: In ländlichen Regionen hat man es auch heute noch mit einer sehr kleinteilig strukturierten Bauherrenschaft zu tun, auf kommunaler Ebene gibt es in kleinen Gemeinden selten professionelle Ansprechpartner und partizipatorische Planungsprozesse haben in einer überschaubaren Dorfgemeinschaft einen anderen Charakter als in Großstädten, um nur einige Aspekte zu nennen.

Die zunehmend ungleiche Entwicklung zwischen Städten mit Zentrumsfunktion und kleineren Siedlungen sowie zwischen wachsenden und schrumpfenden Gemeinden hat tiefgreifende Folgen: Die einen sind damit beschäftigt, den starken Zuzug von Einwohnern und Gewerbe zu bewälti-

gen, und leiden unter den daraus resultierenden steigenden Baulandpreisen. (Zu diesen gehören zum Beispiel die hier vorgestellten Gemeinden Weyarn und Biberach a. d. Riß.) Die anderen haben große Mühe, nicht weiter an Einwohnern zu verlieren und die vorhandene Infrastruktur und den baulichen Bestand überhaupt erhalten zu können, und müss(t)en sich mit den komplexen Aufgaben des demografischen Wandels und des damit einhergehenden Um- und Rückbaus auseinandersetzen.[4] (Dazu zählen etwa die Kleinstadt Luckenwalde und die Gemeinde Körner, zu der das Dorf Volkenroda gehört.)

Dort, wo die Gestaltung der gebauten Umwelt überhaupt als relevante Aufgabe wahrgenommen wird, wird sie zunehmend als Aufgabe mit widersprüchlichen Interessen erlebt, der gerade ländliche Gemeinden immer weniger gewachsen sind. Besonders schwierig ist dabei der Paradigmenwechsel von einer Planung zu bewältigen, die auf stetiges Wachstum ausgerichtet ist, zu einer Planung, die sich verstärkt dem Umbau bzw. sogar Rückbau des Bestands widmet. Denn nicht nur bedingt durch den demografischen Wandel, sondern auch aufgrund der rasanten Zunahme der Bauproduktion seit 1945 rückt der Umgang mit dem Vorhandenen immer mehr in den Vordergrund. Beschlüsse für Ortserweiterungen werden daher zumindest in den Gemeinden, denen die Tragweite dieser Entscheidungen bewusst ist, weniger leichtfertig getroffen als noch vor einigen Jahrzehnten.

Bei der Beschreibung des Wandels ist die Ungleichzeitigkeit zivilisatorischer Prozesse im Auge zu behalten; dynamischen Metropolregionen in stürmischer Gärung stehen ausgereifte und denkmalgeschützte historische Stadtkerne, reglose Kleinstädte und verbrauchte Entleerungsräume gegenüber. Aus unharmonischen Entwicklungsdisparitäten, etwa zwischen Zentrum und Peripherie, ergeben sich nicht nur abschöpfbare Wertgefälle, sondern auch Nährböden für destruktive politische Regionalismen und problematische Wanderungsanreize.[5]

Die Bedeutungsvielfalt ländlicher Räume

Dass es *das* Land nicht gibt, sondern stattdessen eine Vielfalt ländlicher Räume mit jeweils sehr spezifischen Eigenschaften, zeigt schon allein die Bandbreite der für den vorliegenden Bericht ausgewählten Beispiele. Sowohl die Bedingungen sind jeweils sehr unterschiedlich als auch die Bedeutungen und Funktionen, die den Räumen zugeschrieben werden, und beides muss bei der Bewertung auch immer mitberücksichtigt werden. Denn welche spezifischen Funktionen Gemeinden und Regionen erfüllen (z. B. als vorwiegender Wohnstandort, Kur-, Erholungs- und Tourismusregion bzw. Industrie- oder Bildungsstandort oder als Versorgungsraum), hat unmittelbare Auswirkungen auf die baulichen Strukturen und auch darauf, ob und wie Baukultur als Aufgabe wahrgenommen wird.

Die These von der Vielfalt ländlicher Räume vertreten auch die meisten aktuellen Publikationen, die sich mit dem ländlichen Raum beschäftigen. Während in der Kategorisierung des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumordnung (BBSR) vor allem die Bevölkerungsdichte und die Lage ausschlaggebend sind[6], spielen in der Definition der Österreichischen Raumordnungskonferenz (ÖROK) auch funktionale Kriterien eine Rolle: Sie unterscheidet in ländliche Gebiete in urbanisierten Regionen, durch Intensivtourismus geprägte ländliche Gebiete und periphere ländliche Gebiete.[7] Ein weiteres Beispiel ist die viel beachtete Publikation „Landraum“, in der

folgende „Landräume“ vorgeschlagen werden, die auch das Atmosphärische anklingen lassen: Landwohnen, Landpartie, Hinterland, Produktives Land, Informelles Land und Landränder.[8]

Ein wesentlicher Aspekt, der bei der Beschreibung der Bedeutungsvielfalt ländlicher Räume meist unberücksichtigt bleibt, ist folgender: Das Land ist sowohl der Raum, in den viele unangenehme Funktionen, die man in der Stadt nicht haben will, regelrecht ausgesiedelt werden, als auch der Raum, der als ländliche Idylle vieles an positiven Eigenschaften erfüllen soll, die in der Stadt verlorengegangen zu sein scheinen. Er ist damit eine „zweite Welt“, nicht nur in der Bedeutung einer benachteiligten Welt, sondern auch einer Parallelwelt für Träume und Projektionen. Und beides hat enormen Einfluss auf die Gestaltung der gebauten Umwelt, die wir dort vorfinden, worauf ich an späterer Stelle noch genauer eingehen werde.

Die Übersicht zeigt das Wachstum der Stadt Biberach an der Riß seit 1945. Innerhalb von nur sechs Jahrzehnten hat sich die bebaute Fläche mindestens verdreifacht.
Der historische, von einem Ring umgebene Kern ist zwar nach wie vor der baukulturell bedeutendste, flächenmäßig aber nur ein sehr kleiner Teil der gesamten Stadt.

1945

1

1985

2

Der ländliche Raum als Versorgungsraum

Egal, ob es sich dabei um problematische Monokulturen, eine romantisierte Kulturlandschaft oder ob ihrer Größe beeindruckende Infrastrukturen der Wasser- und Energieversorgung handelt, die wichtigste Bedeutung hat das Land wohl als Versorgungsraum, ohne den die Städte nicht überlebensfähig wären.

Inmitten der Versorgungsräume, inmitten des dörflichen Umlandes entwickelte sich während des Mittelalters städtische Kultur. Die Städte waren in der Versorgung mit Naturalien vom Land abhängig. Weil es aber in ihnen Handel und damit Geld gab, übernahmen sie die führende ökonomische Rolle; es entstand eine Abhängigkeit des Landes, also der Dörfer von der Stadt. Stets[9] *wurde die Abhängigkeit vom Geld als entscheidend angesehen, weniger das Abhängigkeitsverhältnis, das sich aus der Naturalienversorgung ergab. Man muß sich aber klar machen, daß im Grunde zwar die Dörfer ohne die Städte existieren konnten, nicht aber die Städte ohne ihr ländliches Umfeld.*[10]

Mit diesen knappen Sätzen beschreibt Hansjörg Küster in seinem Standardwerk „Geschichte der Landschaft Mitteleuropas“ die Herausbildung des mittelalterlichen Städtewesens und seine Abhängigkeit vom agrarischen Umland, eine Entwicklung, die noch immer unsere Vorstellung vom Gegensatz zwischen Stadt und Land stark prägt. Der direkte Austausch zwischen Stadt und Land spielt zwar auch heute noch eine Rolle, wie man etwa an der hier dargestellten Beziehung zwischen Weyarn und München sieht. Doch auch wenn die Abhängigkeit der Stadt vom unmittelbaren Umland in einer weitgehend globalisierten Wirtschaft heute bis zu einem gewissen Grad obsolet geworden ist, hat das Land seine Bedeutung als Versorgungsraum keineswegs verloren. Die zu einer weitgehend industrialisierten Landwirtschaft gehörende gebaute Umwelt sieht aber vollkommen anders aus als die traditionelle Vorstellung eines in die agrarische Kulturlandschaft eingebetteten Dorfes. Denn u. a. durch die bis dato nie gekannten Möglichkeiten von Transport und Mobilität konnte es zu einer räumlichen Entkoppelung der Produktions- und Konsumptionsprozesse kommen, die enorme Auswirkungen auf Bauten und Siedlungsstrukturen nach sich ziehen.

Ein plastisches Beispiel für die mitunter rasante territoriale Transformation und den Strukturwandel des ländlichen Raums als Versorgungsraum, die gegenwärtig stattfinden, ist die sogenannte Energiewende und die damit einhergehende Reindustrialisierung schon vergessen geglaubter Landstriche. Gerade dort, wo vermeintlich nichts passiert, finden (auch baulich) folgenreiche Veränderungen statt, eine Entwicklung, vor der Architekt und Publizist Wolfgang Kil mit Schwerpunkt Ostdeutschland und Osteuropa ausdrücklich warnt:

Die seit Beginn der Schrumpfungsdebatten vorhergesagte (und dabei von vielen begrüßte) Verwilderung weiter Landschaftsteile wird nicht stattfinden. Während Naturfreunde auf die Rückkehr von Wolf und Elch warteten, hat sich hinter ihren Rücken die große Wende zur Reindustrialisierung vollzogen, wurden (und werden weiterhin) riesige Flächen unter neuen Großakteuren aufgeteilt und einem historisch beispiellosen Verwertungsregime unterworfen. Das krasse Tempo, in welchem sich diese Prozesse vollziehen, lässt es fraglich erscheinen, ob heute überhaupt noch Eingriffs- und Steuerungsmöglichkeiten

Aus wirtschaftlicher Sicht steht das Land für potenzielle Energiequellen in Form von Windrädern, Monokulturen für Biomasse und knallhartes Abstecken von Claims.

Karsten Wittke, Künstler in Baruth

in diesem fundamentalen Wandel bestehen, oder ob nicht auch hier – wie beim Versagen des globalen Klimaschutzes – es fortan nur noch um Anpassungsstrategien an die Folgen einmal entfesselter Verhältnisse gehen kann.[11]

Die Gegenüberstellung der Extremszenarios „Verwilderung" versus „Reindustrialisierung" der Kulturlandschaft ist sicher eine polemische Zuspitzung. Sie zeigt aber, dass der ländliche Raum einem tiefgreifenden Wandel unterworfen ist, dessen ökologische und soziale Konsequenzen noch wenig erforscht sind, insbesondere deren räumliche Ungleichheit und Ungleichzeitigkeit. Leicht nachweisbar sind der rasante Anstieg der Bodenpreise, v. a. in manchen Regionen Ostdeutschlands, und der weitere Dimensionssprung der Betriebe (Vergrößerung der Felder, riesige Lager- und Stallungsbauten). Die Bedingungen für kleine Landwirtschaftsbetriebe haben sich dagegen in den letzten Jahren deutlich verschlechtert.[12] Der aktuelle Strukturwandel hat zur Folge, dass bestehende dörfliche Strukturen weiter brachfallen werden und dass Arbeitskräfte nur noch saisonal vor Ort sind bzw. in den Agrarbetrieb pendeln wie in jede andere Fabrik. Mit zunehmender Monofunktionalität verändert sich sowohl die räumliche Struktur maßgeblich, also die Beziehung zwischen ländlichen Siedlungen und der Kulturlandschaft, als auch die Beziehung zwischen den Menschen und den Räumen, in denen sie leben. Besonders in den traditionell dünn besiedelten Regionen gibt es auch wenig Kritik und Forderung an eine gewissenhafte Planung dieser umfassenden Transformationen. Was, wie und wo gebaut wird, ist gerade in den von Entsiedelung betroffenen Gebieten zweitrangig, die große Schwierigkeiten haben, im Standortwettbewerb überhaupt zu bestehen. Welche sozialen und territorialen Transformationen die Ansiedlung von Großbetrieben und der Ausbau erneuerbarer Energieträger nach sich ziehen, inwieweit die produzierte Energie tatsächlich benötigt wird und ob die dabei geschaffenen Arbeitsplätze, mit denen die Investitionen häufig argumentiert werden, tatsächlich ein Garant für Wohlstand und Lebensqualität sind, wird selten hinterfragt.

Die Energiewende wird sich in den offenen Landschaften in einem Maße niederschlagen, das man gegenwärtig wahrscheinlich noch nicht einmal in Umrissen erahnt.

Martha Doehler-Behzadi, BMVBS

„Die Energiewende", so Marta Doehler-Behzadi auf dem Workshop „Infrastruktur in der Landschaft" des BMVBS, „wird sich in den offenen Landschaften in einem Maße niederschlagen, das man gegenwärtig wahrscheinlich noch nicht einmal in Umrissen erahnt. Dies muss heute als Gestaltungsaufgabe begriffen werden, nicht erst dann, wenn alle Hochleistungsnetzwerke, Biogasanlagen und Windräder gebaut sind."[13]

Gegenwärtig wird die Energiewende jedoch vielerorts eher als Mittel begriffen, kommunale Bauvorhaben und andere Investitionen zu finanzieren, denn als eigene Gestaltungsaufgabe. „Wenn ich dieses Jahr die neue Umfahrung bauen will, muss ich zusehen, dass sechs weitere Windräder im Gemeindegebiet genehmigt werden", war etwa die Aussage eines Bürgermeisters in Schleswig-Holstein.

Auch in den in dieser Broschüre gezeigten Orten war stark spürbar, dass die Thematik Energie viel Aufmerksamkeit erregt und akuter Handlungsbedarf herrscht. In einigen Gemeinden stellt das Thema auch einen wichtigen Teilaspekt in der Baukulturarbeit dar: Etwa gründeten engagierte Bürger der bayerischen Gemeinde Weyarn einen eigenen Arbeitskreis zu Energie & Umwelt und man ist bestrebt, dabei verstärkt regional zusammen-

zuarbeiten. In Lüchow hat man versucht, ein für das kleine Dorf geeignetes und möglichst umweltverträgliches System für die Energieversorgung zu installieren, war aber von keinem Konzept genügend überzeugt. Und in Baruth fand ein Symposium zu den Potenzialen und Gefahren der Energiewende statt. In keinem der Orte sind aber die angedachten Maßnahmen in einem Stadium, das eine aussagekräftige Bewertung zulassen würde. Zudem berührt das Thema eine Reihe von Fragen, die sich nicht auf Gemeindeebene beantworten lassen, sondern nur in Bezug auf größere räumliche Zusammenhänge. Diese zu analysieren, wäre eine relevante Frage für zukünftige Forschungsprojekte, die sich mit ländlichen Räumen befassen.

Der ländliche Raum als „zweite“ Welt

Nicht nur Solarfelder, surrende Windräder oder kilometerweite Maismonokulturen, die den Einstieg in ein postfossiles Zeitalter gewährleisten sollen und für die große Flächen nötig sind, sorgen für Debatten, der ländliche Raum ist der Raum, in den so manches ausgelagert wird, das in der Stadt keinen Platz hat oder unerwünscht ist: Die Endlager der CASTOR-Behälter und andere Lagerstätten und Deponien, Betriebe mit hoher Geruchsbelastung, Schubhaftgefängnisse für gescheiterte Asylwerber (zynisch als „Ausreiseeinrichtungen“ bezeichnet) und Kasernen werden mit Vorliebe in ländliche Räume abgeschoben. Das hat nicht nur den praktischen Grund, dass es aufgrund der geringeren Bevölkerungsdichte weniger Betroffene gibt, die unter den möglichen Belastungen leiden. Der ländliche Raum ist auch der „billigere“ Raum und zudem der Raum, in dem sich wenig Widerstand gegen politisch und rechtlich umstrittene Einrichtungen regt.[14]

In der Diskussion um Baukultur wird dieser Aspekt – der ländliche Raum als Ort des Unangenehmen und Abgeschobenen – aber kaum jemals thematisiert. Dagegen findet der ländliche Raum als Projektionsfläche des Angenehmen zwischen Sehnsuchtsort, Traditionscluster und Tourismuskitsch umso mehr Beachtung: die ländliche Idylle, die häufig als unberührte Natur wahrgenommene und romantisierte, aber eigentlich über Jahrhunderte vom Menschen überformte Kulturlandschaft, das pittoreske Dorf, in dem „die Welt noch in Ordnung“ ist, um nur einige, allen geläufige Bilder zu nennen. Besonders aufdringlich wird dieses Image in Tourismusregionen transportiert, wo zwar oft enorme bauliche Eingriffe stattgefunden haben, aber gleichzeitig besonders traditionalistische Gestaltungsprogramme propagiert und verordnet werden.

An ein Leben auf dem Land ist häufig der Wunsch geknüpft, sich dort eine eigene Welt gestalten zu können, ein Wunsch, der in jedem Einfamilienhaus und seinem auch noch so kleinen Garten steckt. Diesen Traum findet man – wenn auch in etwas anderer Ausprägung – auch in vielen ländlichen Lebensgemeinschaften, seien es christliche Kommunitäten (wie zum Beispiel in Volkenroda), links-alternative Communities oder Ökodörfer. Diese sind zwar im Vergleich zu den millionenfach realisierten Traumhäusern der Einfamilienhausgebiete ein eher marginales Phänomen, aber dennoch aufschlussreich für die Bedeutung des ländlichen Raums als „zweite“ Welt, die einen positiven Gegensatz zur oft als negativ empfundenen Stadt bilden soll. Die Stadt bedeutet Lärm, Staub, Enge und Stress und ist zudem ein teures Pflaster, das nur ein geringes Maß an Raumaneignung zulässt. Für viele ist es auch der Ort der Erwerbsarbeit und Disziplinierung, der in mancherlei Hinsicht wenig Freiraum bietet. Die urbane Unüberschaubarkeit und Anonymi-

Oft wendet eine ökonomisch und sozial prekär gewordene Stadtkultur dem vermeintlich einfachen und zugleich reichen Landleben ein gesteigertes, gelegentlich übersteigertes Interesse zu.

Alfons Dworsky, em. Vorstand des Instituts für regionale Architektur und Siedlungsplanung an der Leibniz Universität Hannover

tät haben zwar den Vorteil, der sozialen Kontrolle des Dorfes entkommen zu können, werden aber von vielen zugleich als unangenehm empfunden. Landluft macht also offenbar auf andere Weise frei als Stadtluft:

Oft wendet eine ökonomisch und sozial prekär gewordene Stadtkultur dem vermeintlich einfachen und zugleich reichen Landleben ein gesteigertes, gelegentlich übersteigertes Interesse zu. Nicht selten sind hoch motivierte und hochgebildete Stadtflüchtlinge die Protagonisten ländlicher Kulturinitiativen.[15]

Das zeigt sich besonders in den untersuchten Orten in Ostdeutschland, wo es meist Zugezogene waren, die im erschwinglichen Osten einen Neubeginn versucht haben, wo *hoch motivierte und hochgebildete Stadtflüchtlinge* und andere Raumpioniere neues Leben in Orte gebracht haben, in denen die negativen Folgen des demografischen Wandel, der Ausdünnung der Verwaltung und des Rückbaus der sozialen und technischen Infrastruktur ständig präsent sind. Der Geograf und Stadtplaner Jürgen Aring beschreibt die sich verschärfenden Bedingungen in den ländlichen Peripherien und die ungleiche Entwicklung zwischen Stadt und Land als Aufspaltung in „Garantieräume“ und „Selbstverantwortungsräume“:

Als bewusste Entscheidung würden Selbstverantwortungsräume mit der bisherigen Interpretation der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse brechen. Faktisch aber gibt es doch jetzt schon große Unterschiede, die den Menschen in kleinen peripheren Ortschaften latent mehr Selbstverantwortung als in Städten abverlangen.[16]

Jürgen Aring plädiert dafür, *auf räumliche Unterschiede mit differenzierten Regularien zu reagieren* und *mehr lokale Selbstbestimmung* nicht nur zu ermöglichen, sondern zu erzwingen und *eine rechtliche Basis* dafür zu schaffen – ein komplexes und nicht unumstrittenes Unterfangen.[17]

Es gibt hier so viel Nichts, wo man etwas Neues aufbauen kann.

Johannes Liess, Architekt in Lüchow

Mehrere der hier porträtierten Beispiele (z. B. die Aktivitäten des I-KU in Baruth, der Frauenwirtschaftshof in Leiferde bzw. in besonderem Maß auch das Dorf Lüchow) zeigen Versuche einer solchen lokalen Selbstbestimmung. Sie machen aber auch die damit verbundenen Herausforderungen und Schwierigkeiten deutlich: Etwa, wie viel Arbeit und persönlicher Einsatz im Aufbau stecken und dass vieles ohne öffentliche Förderprogramme, eine verlässliche rechtliche Basis und einen gewissen Rückhalt in der Gemeinde nur schwer auf Dauer aufrechtzuerhalten ist.

Das Land ist der Ort der Hoffnung, nicht nur der Gestaltung des unmittelbaren Wohnumfelds nach eigenen Vorstellungen, sondern mitunter auch der Gestaltung einer alternativen Lebensweise oder sogar einer „besseren“ Gesellschaft: nicht zuletzt, weil rurale Strukturen als leichter fassbare und damit im Gegensatz zu überfordernden Großstädten auch als gestaltbare Räume wahrgenommen werden,[18] weil in kleinen Dörfern das eigene Lebenskonzept eher zum Dominierenden werden kann als im urbanen Kontext und weil es letztlich auch in gewisser Hinsicht der weniger reglementierte Raum ist.

Dass die Erwartungen an ein alternatives oder emanzipiertes Leben am Land vielfach enttäuscht werden, ist wenig überraschend. Abgesehen

davon, wie die Experimente von den Beteiligten subjektiv erlebt werden, so kann auf dieser Maßstabsebene doch nie ein Ausbruch aus der „konkreten Totalität“ der herrschenden Verhältnisse gelingen.[19] Doch gerade der Reiz des „anderen“ oder der Reiz von Orten, an denen nichts oder nicht viel passiert, ist es vielleicht, der den utopischen „Möglichkeitssinn“ erzeugt, *einen ersten Funken, ein Feuer, einen Flug, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt.*[20]

Wer ihn [den Möglichkeitssinn] *besitzt, sagt beispielsweise nicht: hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte, müßte geschehn; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.*[21]

[1] http://bkult.de/de_DE/527.sollen_wir_den_laendlichen_raum_aufgeben/ (letzter Zugriff am 6.2.2013)

[2] *Nichts bleibt, wie es ist. Faktum ist vielmehr, dass sich* [...] *die Voraussetzungen und Bedingungen für das Leben auf dem Land ändern, nur werden sie nicht in demselben Maße wahrgenommen und kommentiert wie in der Stadt. Kein Wunder, seit jeher war nicht das Land, sondern die Stadt Anlass für ein Weiterdenken, für waghalsige Entwürfe, weitschweifige Theorien und kühne Fiktionen.* Sabine Pollak: Die Freuden des Landlebens. Mögliche Handlungsanweisungen. in: Sabine Pollak (Hg.): Die Freuden des Landlebens. Zur Zukunft des ruralen Wohnens. Wien 2011, S. 10

[3] Erich Raith: Das Land gibt es nicht mehr. in: LandLuft (Hg.): Baukulturgemeinde-Preis 2009. Wien 2009, S. 13

[4] *Der klaren Botschaft „Schrumpfung“ hinkt die Entwicklung einer angemessenen Raumentwicklungspolitik noch hinterher.* [...] *Krisen sind nicht identifikationsfähig, und so ist es für viele politisch Verantwortliche naheliegend, erst einmal abzuwarten. Immerhin geht es um Handlungsfelder, für die man in der jeweils laufenden Legislaturperiode eher Ärger als Lob erhalten kann. Als Landrat verweist man doch lieber auf die Akquise von einigen Millionen Euro Fördergeldern aus EU-Mitteln, als sich zum Befürworter von Infrastrukturabbau oder räumlichen Konzentrationsprozessen zulasten kleiner Dörfer zu machen. Entsprechend schwierig ist es auch für Mitarbeiter der planenden Verwaltung, Rückhalt für Projekte und Konzepte zum demografischen Wandel zu gewinnen, die über laufende Förderprogramme hinausgehen.* Jürgen Aring: Gleichwertige Lebensverhältnisse – Inverse frontiers – Selbstverantwortungsräume. in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr Sachsen Anhalt (Hg.): Ausstellungskatalog: Bauausstellung Stadtumbau Sachsen Anhalt 2010, Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen. Berlin 2010, S. 765 http://bfag-aring.de/pdf-dokumente/Aring_2010_IBA Selbstverantwortungsraeume.pdf (letzter Zugriff am 20.2.2013)

[5] Alfons Dworsky: Raummodelle im Wandel. Regionale Baukultur, Bonn 2010, S. 52

[6] http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_1067638/BBSR/DE/Raumbeobachtung/Raumabgrenzungen/Kreistypen4/kreistypen.html

[7] http://www.oerok.gv.at/fileadmin/Bilder/5.Reiter-Publikationen/Schriftenreihe_Kurzfassung/Schriftenreihe_181_Zusammenfassung_DE.pdf (letzter Zugriff am 21.2.2013)
[8] Jörg Schröder, Kerstin Weigert (Hg.): Landraum. Beyond rural design. Berlin 2010
[9] Genaugenommen müsste man schreiben, dass erst mit der flächenhaften Durchsetzung eines auf Geld basierenden Gesellschaftssystems die Abhängigkeit vom Geld als entscheidend angesehen werden konnte. Der Frage danach, wie diese das viel elementarere Abhängigkeitsverhältnis, das sich aus der Naturalienversorgung ergab, überflügeln konnte, müsste dabei gerade auch in Bezug auf den Raum viel mehr Aufmerksamkeit gewidmet werden.
Vgl.: Robert Kurz: Geld ohne Wert. Grundrisse zu einer Transformation der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin 2012, S. 86–134
[10] Hansjörg Küster: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. München 1996, S. 191
[11] http://bkult.de/de_DE/527.sollen_wir_den_laendlichen_raum_aufgeben/540.wolfgang_kil.contra (letzter Zugriff am 10.1.2013)
[12] *New lease prices in the Uckermark rose from 50 € per hectare in 2005 to 279 € in 2010 (Johan Heinrich von Thünen Institut, 2011: 84). Similarly, the price of purchasing land almost doubled between 2007 and 2009 (Siegmund, 2010).* Roman Herre: Land concentration, lang grabbing and options for change in Germany. in: TNI (Hg.): Land concentration, land grabbing and people's struggles in Europe. 2013, S. 49 f, http://www.tni.org/sites/www.tni.org/files/download/land_in_europe_1.pdf (letzter Zugriff am 18.6.2013)
[13] Zitiert nach: Wolfgang Kil: Naturtheater Energiewirtschaft?, in: German Architects. eMagazine vom 22.2.2012
http://www.german-architects.com/de/pages/page_item/08_12_energiewende (letzter Zugriff am 20.2.2013)
[14] David Harvey verwendet dafür den Begriff der „Political Geography of Difference". Als besonders benachteiligten Raum der USA beschreibt er den sogenannten „Broiler Belt" – den „Brathuhn-Gürtel", der von Maryland bis nach Texas reicht. Die meisten der riesigen Geflügelbetriebe befinden sich in Kleinstädten und Dörfern, in denen die Bewohner wenig Perspektiven haben, ein stabiles Einkommen zu generieren. Die Bedingungen in den Betrieben sind sowohl für die Tiere als auch für die Arbeiterinnen und Arbeiter mehr als fragwürdig. *And while some attempts have been made to make the production process more humane for the chickens, the industry has not managed to do much for its workers.* [...] *Those living in relatively geographically isolated rural towns of this sort are, consequently, easy prey for an industry seeking a cheap, unorganized, and easily disciplined labor force.* David Harvey: Justice, Nature & the Geopgraphy of Difference. Malden, Oxford 2000, S. 335
Auch wenn die Ungleichheiten hierzulande nicht so extrem und die Arbeitsbestimmungen kontrollierter sind, gibt es sicher auch in unseren Breiten Beispiele, in denen die Benachteiligung ländlicher Räume in der Standortwahl eine maßgebliche Rolle spielt.
[15] Alfons Dworsky: FAQ; Fragen, die sich der Juror stellt, aber nicht immer mit Gewissheit beantworten kann. in: LandLuft (Hg.): Baukul-

tur machen Menschen wie du und ich! LandLuft Baukulturgemeinde-Preis 2012. Wien 2012, S. 27

[16] Jürgen Aring: Gleichwertige Lebensverhältnisse – Inverse frontiers – Selbstverantwortungsräume. in: Ministerium für Landesentwicklung und Verkehr Sachsen Anhalt (Hg.): Ausstellungskatalog: Bauausstellung Stadtumbau Sachsen Anhalt 2010, Weniger ist Zukunft. 19 Städte – 19 Themen. Berlin 2010, S. 771 ff bzw. S. 776

[17] ebd. S. 771

[18] [...] *auch außerhalb der Dörfer wird dem Dorf als Siedlungs- und Lebensraum wachsende Aufmerksamkeit geschenkt, und dies – so habe ich den Eindruck – nicht nur unter rein dorfbezogenen Gesichtspunkten. Vielmehr spielen dabei offenbar ebenso Hoffnungen und Erwartungen des Städters und der politischen Verantwortlichen in den Städten eine Rolle* [...]: *Das Dorf kann aufgrund seiner überschaubaren, kleinräumigen Verhältnisse als ein besonders wirksamer Ansatzpunkt für die Gestaltung künftiger Entwicklungen angesehen werden.* Jan Jarre: Einleitung zur Tagung. in: Loccumer Protokolle 5/85: Leben im Dorf. Perspektiven einer tragfähigen Dorfentwicklung unter sozialen, ökonomischen und kulturellen Aspekten. Rehberg-Loccum, 1987; zitiert nach: Michael Pelzer, Klaus Zeitler: Ländliche Lebensstile – Kommunale Herausforderungen einer Gemeinde im Umkreis von München. in: Gerhard Henkel (Hg.): Dörfliche Lebensstile. Mythos, Chance oder Hemmschuh der ländlichen Entwicklung. Essener Geographische Arbeiten 36/2004, überarbeitete Version 2013

[19] Dass es mit dem emanzipatorischen Impetus bei vielen nicht weit her ist, wird schon allein daran ersichtlich, dass sie sich mit der Schaffung von Arbeitsplätzen zu legitimieren versuchen. *Schrebergärten werden in „Guerillagärten" umgelogen*, würde Roswitha Scholz dazu sagen. *Der negative Vergesellschaftungsmodus ist eben kein beliebig (um) deutbares symbolisches Konstrukt, sondern übergreifende harte Realität.* Roswitha Scholz: Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Kapitals. Bad Honnef 2011, S. 205

[20] Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Aus dem Kapitel: Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben. Reinbek bei Hamburg 1978, S. 16

[21] Und weiter: *Man sieht, daß die Folgen solcher schöpferischen Anlage bemerkenswert sein können, und bedauerlicherweise lassen sie nicht selten das, was die Menschen bewundern, falsch erscheinen und das, was sie verbieten, als erlaubt oder wohl auch beides als gleichgültig. Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinst, in einem Gespinst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler*. (ebd.)

Bildnachweis

S. 23: Grundlage: Stadt Biberach, Bearbeitung: LandLuft

Was bringt Baukultur meiner Gemeinde?

Roland Gruber,
Roland Wallner

Eine Aufforderung zum Handeln

Ausgehend von den bisherigen Erfahrungen mit Baukultur in Gemeinden, die sowohl auf den Erkenntnissen aus der mehrjährigen Arbeit für dieses Forschungsprojekt basieren, als auch auf jahrelangen Aktivitäten der Initiative LandLuft in Österreich, Südtirol und Deutschland, haben wir Thesen zur Baukultur im ländlichen Raum formuliert.

Diese bieten Anregungen und Anleitungen für Akteure in Dörfern und Gemeinden. Sie umreißen auch das Potenzial einer ganzheitlichen kommunalen Entwicklung anhand ausgewählter vorbildhafter Baukulturgemeinden und Baukulturinitiativen. Zudem sollen sie in der Baukulturvermittlungsarbeit als thematischer Türöffner fungieren, um mit interessierten Bürgerinnen und Bürgern, Politikerinnen und Politikern sowie den Fachleuten der planenden Berufe ins Gespräch zu kommen.

Wie aus dem einfachen Bauen Baukultur entstehen kann

Die vier ausgewählten Baukulturgemeinden und die fünf Baukulturinitiativen in Deutschland stehen stellvertretend für einen intelligenten Umgang mit den eher knapper werdenden kommunalen Finanzmitteln in Kombination mit einer starken Einbindung der Bürgerinnen und Bürger in die Zukunftsarbeit einer Gemeinde. Es sind ganz unterschiedliche Gemeinden – regional, typologisch, von der Zahl der Einwohner etc., die jedoch eint, dass sie einen hohen Anspruch an die Gestaltungsqualität des Lebensraums für ihre Bürgerinnen und Bürger stellen.

Dieser gründet auf der Überzeugung, dass persönlicher Einsatz im Rahmen nachhaltiger Maßnahmen in hohem Maß als sinnstiftend empfunden wird und daher erfolgversprechend ist. Dass damit ganzheitliches Denken, Nachhaltigkeit und Einsatzbereitschaft einhergehen, liegt in der Natur dieser Prozesse. Erst durch sie entsteht aus „Bauen“ eine umfassende „Baukultur“. Für die Kommunen kristallisiert sich aus diesem Prozess eine ganze Reihe von langfristigen Vorteilen heraus.

1. Baukultur machen Menschen wie du und ich

Baukultur ist kein abgehobenes Anliegen von Expertinnen und Experten, sondern entsteht dort, wo Menschen aktiv die Gestaltung ihres Lebensraums in die Hand nehmen – im Idealfall entstehen Projektteams von Betroffenen, Expertinnen und Experten sowie politisch Verantwortlichen, die gemeinsam eine hohe Lösungskompetenz für die wesentlichen Gestaltungsfragen des eigenen Umfeldes mitbringen.

2. Baukultur schafft Werte

Baukultur schafft Werte – sowohl auf materieller als auch auf ideeller Ebene. Baukultur schlägt sich in einer höheren Qualität von Gebäuden, Räumen und Plätzen nieder, die zu einer längeren Nutzungsdauer, zu einer geringeren Umbautätigkeit und zu einem reduzierten Wartungsaufwand führt.

3. Baukultur schafft regionale Wertschöpfung

Baukultur nutzt das Know-how und handwerkliche Potenzial des regionalen Umfeldes stärker, als dies bei Standardlösungen der Fall ist. Die Auseinandersetzung mit regionalen handwerklichen Traditionen und Bautechniken sowie der Einsatz von heimischen Materialien sind wesentliche Faktoren. Die ökonomische Wertschöpfung bleibt in der Region.

4. Baukultur zahlt sich aus

Baukultur „rechnet sich“ auf unterschiedliche Weise. Durch eine präzise Analyse des künftigen Nutzungsverhaltens sowie durch ein durchdachtes Raumprogramm lassen sich bei den Baukosten Einsparungseffekte erzielen. Die künftigen Betriebskosten fallen durch eine gewissenhafte Planung und durch hohe bautechnische Standards geringer aus als bei konventionellen Gebäuden.

Baukultur schafft zudem einen finanziellen Mehrwert durch zusätzliche Nutzungsmöglichkeiten bzw. Umwegrentabilitäten, auch wenn diese nicht exakt quantifizierbar sind: durch PR- und Marketingeffekte, durch eine Erhöhung der Aufenthaltsqualität in Gebäuden und öffentlichen Räumen, die zur Folge hat, dass diese auch intensiver genutzt werden.

5. Baukultur schafft Freunde

Baukultur entsteht in Entscheidungsfindungsprozessen zwischen den Beteiligten, die eine hohe Kommunikations- und Gesprächskultur voraussetzen. Diskussion, gemeinsame Willensbildung und der Interessenausgleich unter den Bürgerinnen und Bürgern, ausgelöst durch Baukulturprojekte, schaffen ein fruchtbares Klima für ein qualitätsvolles Miteinander in der Gemeinde, also zwischen den Bürgerinnen und Bürgern untereinander und mit den politisch Verantwortlichen und Fachleuten.

6. Baukultur macht Freude

Erfolgreich umgesetzt, bereitet Baukultur den am Entstehungsprozess Beteiligten und den Nutzern Freude. Positives Feedback von außen wie von innen, Auszeichnungen, Preise oder Berichterstattung in den Medien lösen ein Gefühl von Stolz aus, das auch zu einer höheren Identifikation und einer größeren Zustimmung zum eigenen Lebensort führt.

7. Baukultur erhöht Lebensqualität

Die hohe Qualität, die Baukultur in der Gestaltung des eigenen Lebensraums auslöst, wirkt sich positiv auf die subjektive Wahrnehmung der Lebensqualität durch Bürgerinnen und Bürger aus. Einerseits verstärkt die Teilnahme an der Entscheidungsfindung und an Gestaltungsfindungsprozessen dieses Gefühl. Andererseits wirkt sich Baukultur positiv aus, indem neue Nutzungsmöglichkeiten entstehen: Bürger nutzen gut gestaltete Räume, Gebäude und Plätze häufiger und motivierter und beziehen diese in ihren Alltag ein.

8. Baukultur bringt Zukunftsperspektiven

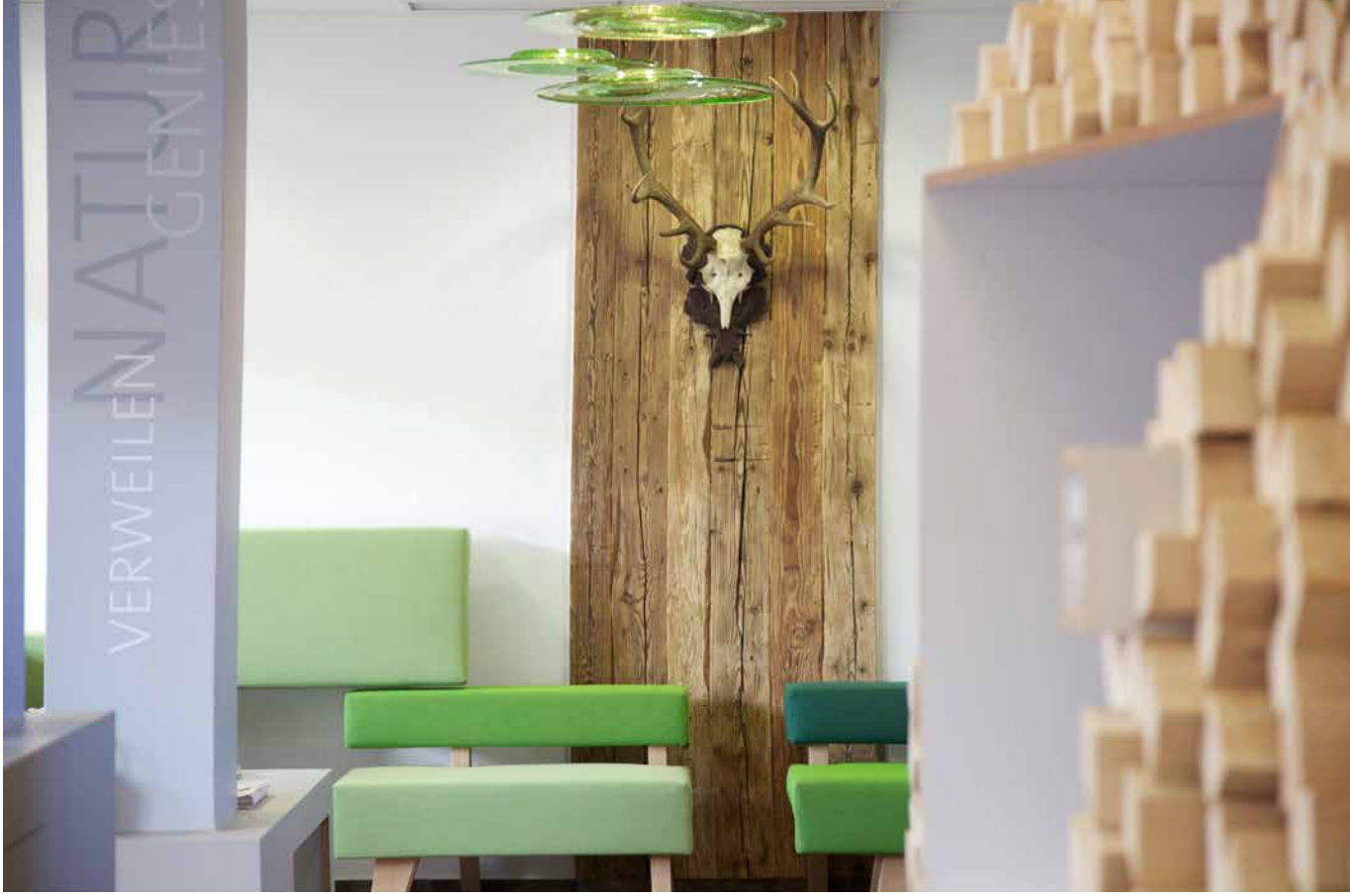
Baukulturprojekte schaffen Raum für Zukunft, indem sie neue Nutzungs- und Entwicklungsmöglichkeiten einräumen und zu Innovation anregen. Durch eine bessere Vernetzung der Bürgerinnen und Bürger und eine offene Gesprächskultur erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für neue Ideen und innovative Wege in die Zukunft.

9. Baukultur ist maßgeschneidert, aber trotzdem flexibel

Baukultur bringt Lösungen, die individuell auf die Bedürfnisse der Nutzerinnen und Nutzer eingehen, die stark mit dem regionalen Umfeld und den örtlichen Traditionen verwurzelt sind. Baukultur interpretiert Bestehendes neu und setzt sich gleichzeitig mit der (globalen) Gegenwart auseinander.

In Lüchow waren 50 Wandergesellen an der Errichtung einer Werkstatt für die von Architekt Johannes Liess mitgegründete und geplante Landschule beteiligt.

Die gelungene Sanierung eines Plattenbaus aus den 1970er-Jahren in Luckenwalde: Das Gebäude wurde zu einer Kindertagesstätte im Passivhausstandard umgebaut, mit einem großen überdachten Atrium als Indoorsandspielplatz. (Planung: Martin Wollensak mit Architekturbüro Holtz Gostomzyk)



Die neu gestaltete Tourismusinformation ist eines von mehreren Projekten in Baiersbronn im Schwarzwald, in denen regionale Elemente mit zeitgenössischer Architektur in Beziehung gesetzt wurden. (Architektur: partnerundpartner Architekten)

10. Baukultur ist Gesprächskultur
Eine Kultur des Bauens, die alle Beteiligten miteinbezieht, verlangt ein hohes Maß an gegenseitigem Verständnis. Gesetze, Regelungen und Verordnungen können einen Mindestanspruch garantieren, die persönliche Auseinandersetzung mit Baukultur aber nicht ersetzen. Baukultur ist das Produkt echter „Bürgerbeteiligung", da die Entscheidungen möglichst nahe bei den Menschen angesiedelt werden, sowie der Einbindung von Expertinnen und Experten in politische Entscheidungsprozesse. Freilich verursacht diese prozesshafte Arbeitsweise einen gewissen „Aufwand", der sich aber langfristig lohnt.

11. Neugier macht Baukultur (möglich)
Baukultur setzt Neugier voraus, durch Baukultur entsteht Neugier.

Baukultur im Brennpunkt der kommunalen Entwicklung

Egal ob es sich um die Dorfplatzgestaltung wie in der Gemeinde Weyarn, den Bau einer Brücke wie in Baruth/Mark, die Errichtung einer Siedlung wie in Biberach an der Riß, die thermische Sanierung einer Kindertagesstätte wie in Luckenwalde, die Erweiterung des Turnsaals am Dach eines Supermarkts wie in Burbach, den Neubau einer Schule wie in Lüchow, den Ausbau der Übernachtungsmöglichkeiten in Volkenroda, den Umbau einer Scheune zum Kulturraum und Laden wie in Leiferde oder den Umbau einer Tourismusinformation wie in Baiersbronn handelt, es geht nie um das Bauen allein. Denn das kommunale Bauen eröffnet eine Vielzahl von Möglichkeiten für Gemeinden, mit ihren Bürgerinnen und Bürgern in Kontakt zu treten, Bürgerbeteiligung in den politischen Alltag zu integrieren und damit einen Schneeballeffekt im Sinne der Regional- und Dorfentwicklung zu starten. Besonders deutlich wird diese Dynamik in der Gemeinde Weyarn, wo die Einbindung der Bürgerinnen und Bürger in alle Belange der Zukunftsentwicklungsprozesse als völlig selbstverständlich betrachtet wird und entsprechend organisiert ist. Dort wurde etwa eine eigene Koordinationsstelle für Bürgerbeteiligung eingerichtet. Außerdem wird im Weyarner Arbeitskreis Energie & Umwelt intensiv an der Verbesserung der Zusammenarbeit mit den anderen Gemeinden des Landkreises gearbeitet.

Die neue Fußgängerbrücke der Architekten Britta Aumüller und Tobias Hamm in Baruth ist ein Beispiel dafür, dass jeder bauliche Eingriff – und sei er auch noch so klein – einen wesentlichen Impuls zur baukulturellen Entwicklung einer Gemeinde beitragen kann.

Eines zeigt sich bei den ausgewählten Baukulturgemeinden ganz klar: Die Herangehensweise an Bauaufgaben unterscheidet sich grundlegend von der in anderen Kommunen, da es eben nicht nur um das simple Erfüllen von Raumprogrammen, das Ausfüllen eines Projektdatenblattes und das organisatorische Herunterspulen nach „Schema F“ geht, sondern um das Erkennen der Chance, dass jeder bauliche Eingriff – und sei er noch so klein – einen wesentlichen Impuls zur gemeinschaftlichen Entwicklung eines Dorfes oder einer Gemeinde beitragen kann.

Baukultur hängt stark von der Qualität des Entwicklungsweges ab

Das zentrale Anliegen dieses Forschungsprojekts bestand darin, aufzuzeigen, wie sehr Gemeinschaften in einem Dorf oder einer städtischen Gemeinde von Baukultur profitieren können und was dadurch alles möglich wird. Eine Auswertung der Besuche vor Ort im gesamten Bundesgebiet, der vielen Gespräche mit den Protagonistinnen und Protagonisten und schließlich die umgesetzten Projekte zeigen spezifische Phänomene und Tendenzen einer erfolgreichen Projektentwicklung. Wir haben daraus folgende Schlussfolgerungen gezogen:

Neue Ideen für Projekte entstehen in Baukulturgemeinden oft innerhalb der Gemeinde, wesentliche Impulse kommen aber oftmals auch von außen – sei es durch Exkursionen zu Vorzeigebeispielen oder durch die Einbindung externer Expertinnen und Experten. Beides kann den Entwicklungsprozess neuer Projekte beschleunigen. Bürgermeister Michael Pelzer

Die Architektin Claudia Klement und die Bauingenieurin Sabine Wyrwoll sind die Initiatorinnen des Frauenwirtschaftsprojekts Markthof e. V. in der Gemeinde Leiferde. Der ehemalige Bauernhof mitten im Ortskern beherbergt nicht nur ein Planungsbüro und mehrere Ateliers, sondern ist auch soziokultureller Treffpunkt des Dorfes und Vermittlungsstelle für fachgerechte Sanierung.

aus der Gemeinde Weyarn schwört etwa auf Exkursionen ins benachbarte Vorarlberg. Dort konnte er gemeinsam mit dem Gemeinderat sowie Bürgern neben erfolgreichen zeitgenössischen Baukulturbeispielen auch die Strategien seiner Bürgermeisterkollegen zur Umsetzung derselben kennenlernen. Das hat ihm bei seiner Arbeit in Weyarn sehr geholfen. Ein anderer Weg sind Impulse durch die Kooperation mit Universitäten. Wenn junge Leute, wie in Burbach oder in Luckenwalde, über konkret anstehende Aufgaben nachdenken und an Lösungen experimentieren, dann können sie häufig auch den größten Skeptikern in der Bevölkerung die Augen öffnen und ermöglichen dadurch ganz neue Antworten auf Problemstellungen.

Das Beispiel der Gemeinde Luckenwalde zeigt, wie wichtig es ist, Planungsprozesse gut zu strukturieren und nicht nur die offiziellen Verantwortlichen aus der Verwaltung und Politik, sondern vor allem Personen in Vereinen und anderen Institutionen und Initiativen sowie Privatpersonen oder auch Bürgerinitiativen, die sich meist projektbezogen bilden, in die Entwicklungsarbeit einzubinden. Auch Querdenker können in dieser Phase einen wertvollen Beitrag leisten. Was wäre etwa die Gemeinde Baruth/Mark ohne den unermüdlichen Einsatz des I-KU (Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums) und seinen Ideen, die für eine Horizonterweiterung in dieser entscheidenden Phase sorgten?

Architekt Klaus Günter (partnerundpartner Architekten) ist in der Gemeinde Baiersbronn nicht nur als Architekt tätig, sondern auch mitverantwortlich für das Baukulturleitbild.

Als ein wesentliches Erfolgskriterium für gelungene Baukultur wurde die gewissenhafte Projektvorbereitung ohne allzu großen Zeitdruck identifiziert. Einem sorgsam ausgearbeiteten Raum- und Funktionsprogramm und einer Machbarkeitsstudie nach erfolgreicher Ideensuche beispielsweise kommen eine hohe Bedeutung zu. In der Gemeinde Weyarn hat es mehrere Jahre gedauert, um von der ersten Idee zur Erweiterung der Siedlung Schmiedberg zu einem passenden Ergebnis mit exemplarischen Wohnbauten zu kommen. Die Qualität in der Umsetzung dieser Wohnbauten ist der beste Beweis dafür, dass die Zeit richtig investiert wurde.

Vielerorts zeigt sich, dass die Installierung eines Arbeitskreises, der mit Bürgern, politisch Verantwortlichen, Vertretern der Verwaltung sowie Experten besetzt ist, sinnvoll ist, um diese wichtige Vorarbeit durchzuführen und die vielen unterschiedlichen Interessen entsprechend berücksichtigen zu können. Gerade in dieser Projektphase kann es sehr oft zu folgenschweren Fehlern kommen, die die Nutzerzufriedenheit während des gesamten Lebenszyklus eines Bauwerks negativ beeinflussen.

Daher ist es notwendig, diese Themen sehr sorgsam zu behandeln und ein entsprechendes Budget für das Engagement von Fachleuten als Begleiter bereitzustellen. Einige der kleineren Gemeinden wie Baiersbronn, Volkenroda oder Weyarn griffen in dieser Vorbereitungsphase auf Architekten als unabhängige Fachberater zurück. In den größeren Gemeinden wie Luckenwalde, Biberach an der Riß oder Burbach sind diese Fachleute oft Teil der Verwaltung.

Architekt Bernward Paulick lebt und arbeitet in Volkenroda und bringt sich seit Jahren aktiv in die Dorfentwicklung ein.

In nahezu allen vorbildlichen Baukulturgemeinden gibt es engagierte Menschen aus Architektur, Stadt- oder Landschaftsplanung, die sich in der Gemeinde angesiedelt haben oder im näheren Umkreis beheimatet sind. Sie sind Teil des sozialen Gefüges im Ort und in der Projektentwicklungsphase sowohl als verantwortungsbewusste Bürger als auch – und das erst in weiterer Folge – als Planer bzw. Experten aktiv.

Architekt Bernward Paulick aus Volkenroda bringt sich sehr intensiv in die Weiterentwicklung des Dorfes ein. Der Ortsentwicklungsplan ist aus

Eigeninitiative entstanden und wurde zuerst von den Gemeindeverantwortlichen skeptisch aufgenommen. Trotzdem werden in der Verwaltung manche der darin gemachten Vorschläge berücksichtigt, wenn es um Baugenehmigungen für Neubauten geht. Paulick sagt, dass er vieles nicht als Architekt macht, sondern weil es sein Ort ist. Die Architektin Claudia Klement und die Bauingenieurin Sabine Wyrwoll gehen sogar noch weiter. Sie sind die Initiatorinnen des Frauenwirtschaftsprojekts Markthof e. V. in Leiferde. Dafür wurde ein historischer Bauernhof vorbildhaft umgebaut, der als Wohn- und Arbeitsort sowie als Treffpunkt des Dorfes dient. In Lüchow konnte Architekt Johannes Liess mit der Fähigkeit, zuhören zu können, die Bedürfnisse zu erkennen und die richtigen Fragen zu stellen, entscheidende Weichenstellungen für die hohe Qualität des Gesamtprojekts erreichen. Das macht die Planer zu Lebensraumgestaltern und erst in zweiter Linie zu Architekten von Bauwerken. Durch die übersichtlichen Strukturen im ländlichen Raum können sehr rasch Netzwerke gebildet und Verbündete gefunden werden, um Entscheidungen zu beschleunigen. Fachleute können hier oftmals einen wesentlichen Beitrag zu einer nachhaltigen Veränderung leisten.

Die formale Gestaltung ist unser mächtigstes „Instrument". Alle Menschen suchen und wünschen Schönheit. [...] *Schönheit hat mit Würde zu tun, mit Orientiertheit im Leben. Was bliebe ohne Schönheit übrig?* [...] *Eine Gestaltung, die Menschen wirklich bewegt, ist im Idealfall so etwas wie die Draufgabe, ein Lohn für die Auseinandersetzung mit der „Substanz der Dinge". Schönheit ist und bleibt jedenfalls ein großes Ziel*, sagt Roland Gnaiger, Mitverantwortlicher für die international viel beachtete baukulturelle Entwicklung im österreichischen Bundesland Vorarlberg und Architekturprofessor an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung in Linz.[1]

Die beiden „Baukulturköpfe" in der Verwaltung der Gemeinde Luckenwalde: Peter Mann und Ekkehard Buß

Leiterin des Stadtplanungsamts Carola Christ aus Biberach präsentiert das Modell eines städtebaulichen Wettbewerbs.

Studierende der Universität Siegen erarbeiteten modellhaft Nachverdichtungsstrategien und architektonische Entwürfe für die Gemeinde Burbach.

Wie kommt man zum bestmöglichen Projekt?

Einerseits hat sich der Architekturwettbewerb, nach erfolgreicher inhaltlicher Vorarbeit, als ein bewährtes Mittel zur Findung des besten Projekts durchgesetzt. In den Kleinstädten Biberach an der Riß und Luckenwalde beispielsweise gehört die Durchführung von Wettbewerben bereits zum Standard. Wettbewerbe führen zu einer breiten Palette an Lösungsvorschlägen und eröffnen auch jungen Planungsbüros, die noch kein großes Portfolio vorweisen können, Chancen, Projekte realisieren zu können. In kleineren Gemeinden erfolgt die Suche nach dem besten Projekt stärker über das Vertrauen in den Planer. Das kann wie am Beispiel Volkenroda mit Architekt Bernward Paulick jemand sein, der auch in der Entwicklungsphase involviert war, dadurch wesentliche Kenntnisse und Erfahrungen zur Vorgeschichte und dem Umfeld zur Bauaufgabe besitzt, und so das Vertrauen der Bauherren gewonnen hat. Oder es wird wie in Burbach ein eigener Stadtplaner über Hearings und Referenzen gesucht, der für die Aufgabenstellung am geeignetsten erscheint.

Die 2008 fertiggestellte Bibliothek im Bahnhof von Luckenwalde mit ihrem schillernden Zubau ist eines der Vorzeigeprojekte der Stadt. (Architektur: ff-Architekten)

Leuchtturmprojekte sorgen für Motivation und Entwicklung

Aus eigener finanzieller Kraft können nur wenige Gemeinden neue Projekte realisieren. Öffentliche Förderungen von den Ländern oder dem Bund sind dabei ein wesentlicher Faktor. Sie ermöglichen die Realisierung von Projekten bei gleichzeitiger Qualitätssicherung. Besonders sinnvoll sind solche öffentlichen Anreizsysteme für strategisch wichtige Projekte, die in der Folge wieder andere Projekte nach sich ziehen und positiv beeinflussen. Solche sogenannten Pilot- oder Leuchtturmprojekte üben in der Regel wichtige Impulse für die Ortsentwicklung aus und haben dadurch auch einen größeren Spielraum für Innovation. Wenn der Leiter des Stadtplanungsamtes Peter Mann aus Luckenwalde erzählt, dass beinahe die gesamte Stadterneuerung über die letzten 20 Jahre und die vielen großartigen Projekte, die dabei entstanden sind, maßgeblich mit Geldern von speziellen Förderprogrammen, wie z. B. das EU-Programm für Stadtumbau URBAN II sowie das Bundes-Forschungsprogramm „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“ (ExWoSt), das KfW-Förderprogramm „Energetische Stadtsanierung,“ Stadtumbau Ost sowie Städtebauliche Sanierungsmaßnahmen etc., errichtet wurden, dann zeigt das die ungeheure Schubkraft, die solche Anreizsysteme besitzen. Sie aktivieren nicht nur in der Ideenfindungs- und Einreichphase, sondern auch bei der Umsetzung. Oder wenn man Baubürgermeister Christian Kuhlmann aus Biberach an der Riß zuhört, wie er darüber berichtet, dass mithilfe von öffentlichen Förderungen nicht nur ein Großteil der Altstadt in den letzten Jahren umgestaltet werden konnte, sondern z. B. durch das Forschungsfeld „Baukultur in der Praxis“ des Forschungsprogramms „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“ (ExWoSt) des Bundesministeriums für Bau, Verkehr und Stadtentwicklung (BMVBS) auch die Baukulturvermittlung um wesentliche neue Komponenten weiterentwickelt werden konnte. Oder Bürgermeister Christoph Ewers aus Burbach, der noch einen

Schritt weitergegangen ist und selbst innerhalb seiner Gemeinde ein eigenes Förderprogramm unter dem Titel „Bauen im Ortskern“ für innovative Projekte im Ortszentrum ausgeschrieben hat. Das Programm wird vor allem als Impulsgeber, Beratungs- und Bewusstseinsbildungsprogramm gesehen. Hier geht es nur um wenig Geld, aber jeder einzelne private Bauherr war über eine professionelle Beratung und eine geringe finanzielle Unterstützung froh, und dadurch konnten Investitionen im Faktor 1:40 erreicht werden – das heißt: ein Euro Förderung zog 40 Euro an Investitionen nach sich. Insgesamt wäre es für die Zukunftsentwicklung des ländlichen Raums wünschenswert, qualitätsvolle Baukultur über öffentliche Förderungen zu forcieren und damit Investitionsanreize zu schaffen.

Helmut Rosskopf von der Jesus-Bruderschaft Volkenroda ist im Brotberuf Unternehmer und sorgt mit seiner Firma für mehr als 100 Arbeitsplätze innerhalb der Region.

Nach der Schaffensphase sollte ausgiebig darüber geredet werden

Gelungene Baukulturprojekte haben Vorbildwirkung und motivieren andere, auch diesen Weg zu beschreiten. Insbesondere wenn die Projekte überregional durch Vorträge präsentiert oder wenn sie mit Preisen ausgezeichnet werden, wie dies in nahezu allen neun betrachteten Gemeinden bzw. Initiativen der Fall war, ist die Vorbildwirkung durch die mediale Präsenz zusätzlich gesteigert. Gleichzeitig bedeutet dies eine wichtige Wertschätzung der Arbeit, die ja oft über Jahre kontinuierlich stattfindet und im Ort nicht gleich auf Zustimmung stößt. Der Einsatz für Baukultur benötigt Ausdauer; Anerkennung ist eine große Motivation. Wenn Bürgermeister Michael Pelzer aus der Gemeinde Weyarn bei seinen nationalen und internationalen Vorträgen über die engagierte Bodenpolitik, das alternative Bürgerbeteiligungsmodell und die daraus entstandenen, qualitätsvollen Projekte erzählt, dann ist er durch das positive Feedback der Zuhörer natürlich stolz auf das Erreichte und auch motiviert, neue Projekte zu starten. Gleichzeitig bringt diese zusätzliche mediale Aufmerksamkeit auch eine kostenlosen Marketingarbeit für die Gemeinde.

Baukultur schafft Lebensqualität

Baukultur schafft und sichert Lebensqualität sowie zukunftsfähige, hochwertige und gemeindebezogene Arbeitsplätze und stellt einen wichtigen Motor für die Ankurbelung der regionalen Wirtschaft dar. Wie das Beispiel Volkenroda zeigt, ist es durch Bruder Helmut, einem wesentlichen Protagonisten der in Volkenroda tätigen Bruderschaft, auch zur Gründung einer

Bürgermeister Michael Pelzer im Gemeindeamt der „Bürgerkommune“ Weyarn. Ausgehend von Projekten in der Dorferneuerung wird in der bayerischen Gemeinde seit über 20 Jahren Bürgerbeteiligung praktiziert und seither immer wieder weiterentwickelt. Mehrere Hundert Menschen, also ca. jeder sechste Einwohner, sind in Arbeitskreisen oder Vereinen aktiv in die Gemeindeentwicklung involviert.

Spezialplattenfirma gekommen. Mittlerweile sind durch die Firma Rosskopf & Partner ca. 100 Arbeitsplätze in einer Region entstanden, die nicht von großer wirtschaftlicher Entwicklung gesegnet ist. Auch das prosperierende Kloster hat rund 20 permanente Arbeitsplätze im Bereich Verwaltung, Kulturmanagement, Gastronomie und am Biobauernhof geschaffen. Aber auch die Bauhütte Volkenroda rund um Architekt Bernward Paulick bringt mit den rund sechs Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Gemeinde Arbeitsplätze. Und in Lüchow in Mecklenburg-Vorpommern sind bereits zahlreiche Arbeitsplätze entstanden bzw. werden durch die Mehrgenerationen-Wohnanlage, die Gärtnerei, die Schule, das Architekturbüro weitere entstehen, sodass man in dem derzeit 50 Einwohner zählenden Dorf insgesamt mit rund 24 Vollzeit- und 16 Teilzeitarbeitsplätzen in unterschiedlichsten und qualitativ hochwertigen Fachbereichen rechnen kann.

Die umfassende Sanierung der Altstadt von Biberach an der Riß wurde von diversen Förderprogrammen begleitet.

Strategien und Empfehlungen

Zusammenfassend können folgende Strategien für die Verbesserung und nachhaltige Stärkung der Baukultur festgehalten werden.

Motivation für Baukultur entfachen

Um die Komplexität von Baukultur zu veranschaulichen, ist das Erleben beispielhafter Gemeinden und ihrer Projekte wichtig – eine Kultur des Erfahrungsaustauschs und Know-how-Transfers von Gemeindebürger zu Gemeindebürger, von Bürgermeisterin zu Bürgermeisterin, von Planer zu Planer daher unumgänglich. Vorbildliche Gemeinden leben vor, wie durch Baukulturprozesse die kommunale Entwicklung vorangetrieben werden kann. Noch geeigneter als Ausstellungen und Vorträge ist der Besuch vor Ort, denn dabei besteht die Möglichkeit, die Akteure und ihre Projekte persönlich kennenzulernen. So entstehen Motivationsimpulse für potenzielle Nachahmer in anderen Kommunen – „Was dort funktioniert hat, kann auch uns weiterhelfen." Gelebte Baukultur hängt stark von der Akzeptanz der Bürgerinnen und Bürger ab. Deshalb ist es sinnvoll, diese auch vom ersten Akt der Ideenfindung bis zur konkreten Umsetzung als Experten für den eigenen Ort aktiv in die Projektarbeit einzubeziehen. Grundvoraussetzung ist dabei, auf ein ausgewogenes Zusammenspiel und eine gute Rollenklärung mit den Expertinnen und Experten zu achten. Um Baukultur zu ermöglichen, geht es in der Beteiligungskultur nicht darum, den kleinsten, sondern den „schönsten gemeinsamen Nenner" zu erarbeiten.

Gemeinden und Regionen sind im systemimmanenten Standortwettbewerb einem enormen Konkurrenzdruck ausgesetzt. Es geht nicht nur um den Zuzug von jungen Familien sondern auch um Ansiedelung von Wirtschaftsbetrieben. In diesem Wettbewerb fällt nicht nur eine gute Gestaltung im ersten Moment ins Auge, sondern es haben jene Gemeinden eine höhere Erfolgsaussicht, die sich bewusst weiterentwickeln, auch regelmäßig neu erfinden und sich durch ein klares Profil im öffentlichen Bewusstsein positionieren. Dafür braucht es gut organisierte und strategisch angelegte Entwicklungsprozesse. Die Verbesserung der Baukultur kann dabei ein entscheidendes Unterscheidungsmerkmal sein. Wichtig ist es, auf eine gute Balance zwischen Strukturverbesserung und inhaltlicher Reflexion der Geschichte zu achten – das heißt, einerseits die Modernisierung der räumlichen Infrastruktur voranzutreiben und andererseits, die besonderen räumlichen Schätze des Ortes zu erkennen und sensibel weiterzuentwickeln.

Für vorbildhafte Projekte kann es gar nicht genug „Baukulturgemeinde-Preise“ in unterschiedlichsten Dimensionen geben: vom Architekturpreis für das beste Haus oder den schönsten öffentlichen Raum bis hin zu Auszeichnungen von ganzen Ensembles oder spannenden Entwicklungsprozessen. Auszeichnungen sind das ideale „Schulterklopfen“ für die oft jahrelange Arbeit, ein weiterer Motivationsschub für alle beteiligten Personen (Bürger, Entscheidungsträger, Planer) und ein Ansporn für weitere mutige Projekte. Ein gemeindeeigener Bauherren- oder Architekturpreis, aber auch regionale oder nationale Auszeichnungen schaffen neben dem Motivationsfaktor auch noch eine erhöhte mediale Öffentlichkeit mit all ihren positiven Effekten auf die Gemeinde und ihre engagierten Bürgerinnen und Bürgern.

Die Strategien und Thesen zur Verbesserung der Baukultur umfassen die Motivation für baukulturelle Entwicklung, die Stärkung der Kompetenz und professionellen Begleitung sowie den gezielten Einsatz von Fördermitteln für die Aufgaben und Herausforderungen in ländlichen Räumen.

Kompetenz in der Baukulturvermittlung stärken

Gut ausgebildete und hoch motivierte Fachleute innerhalb der lokalen und überregionalen Bauverwaltungen sind ein wesentliches Rückgrat für qualitätsvolle Baukultur im ländlichen Raum. Um dementsprechend kompetente Personen auch zur Mitarbeit in der Verwaltung direkt in den Kommunen oder in den Landkreisen zu motivieren, ist sowohl die Zusicherung eines aktiven Gestaltungsspielraums (u. a. in der Prozessgestaltung) als auch eine entsprechende Honorierung notwendig. Gerade das Thema der Honorierung ist in den kleinen Kommunen aufgrund der begrenzten finanziellen Mittel nicht leicht umzusetzen. Da bieten sich neue inhaltliche Partnerschaften innerhalb der Gemeinden an, um gemeinsam die besten Fachleute zu engagieren. Gleichzeitig haben sich verschiedene Beratungs- und Beiratsmodelle in den Gemeinden und Regionen sehr bewährt und sollten weiter ausgebaut werden. Durch den frühzeitigen inhaltlichen Dialog zwischen den Bauwerbern, den Gemeindeverantwortlichen und den beratenden Expertinnen und Experten gewährleistet diese Vermittlungsstelle wesentliche Weichenstellungen für gute Baukultur. Für Architektur, Landschaftsarchitektur und Stadtplanung bietet der ländliche Raum ein großes Gestaltungspotenzial, das in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt wurde. Planerinnen und Planer sind wesentliche Akteure in den Gemeinden, um qualitätsvolle Prozesse zu unterstützen und daraus resultierende Projekte umsetzen zu können. Um in Zukunft diese Rolle zu stärken und die Betätigung im ländlichen Raum als Bereicherung zu sehen, sind eine Änderung des Selbstverständnisses bzw. eine Erweiterung des Kompetenzbereichs anzustreben. Nur das Bauwerk alleine im Blickwinkel zu haben ist zu wenig. Die Planerinnen und Planer im ländlichen Raum müssen zu umfassenden Gestaltern der gebauten Umwelt werden. In dieser Hinsicht sollten vor allem die Moderations- und Projektentwicklungskompetenzen stärker in der Ausbildung verankert werden, wobei auch neue Berufsfelder innerhalb der Baukulturbranche entstehen können. Entwicklungspotenzial gibt es vor allem in der praktischen Unterstützung der Gemeinden. Einerseits im Know-how-Transfer auf der praxisbezogenen, regionalpolitischen Ebene von den guten Beispielgemeinden zu denen, die am Beginn einer Entwicklung stehen. Andererseits in der kontinuierlichen Beratung im Rahmen einer ganzheitlichen Gemeindeentwicklung. Es braucht daher zur Verankerung und Förderung von Baukultur im ländlichen Raum einen Strategiewechsel bei der Arbeit mit den Akteuren vor Ort. Es geht darum, in Zukunft konkrete Hilfestellung als Ergänzung zum Expertendiskurs anzubieten.

Die strategische Zukunftsentwicklung schärft das Profil einer Gemeinde und erhöht die Chance auf Baukultur.

Die Planerinnen und Planer sind wichtige Partner für Baukultur in ländlichen Räumen.

Der klassische, anonyme und offene Architekturwettbewerb ist ab einer gewissen Projektgröße das geeignete Verfahren, um zum besten Projekt zu kommen. Bei kleineren Projekten bzw. bei Projekten in kleineren Gemeinden funktioniert er aber nur begrenzt, da es hier um ein besonderes Vertrauen zwischen Bürgerschaft und Planerschaft geht. Außerdem sollen kommunale Räumlichkeiten in kleineren Gemeinden oft multifunktional verwendet werden bzw. nach Synergien gesucht werden (z. B. Musikschule + Probelokal des Musikvereins + Festsaal etc.). Für solche scheinbar kleinen, aber für die Baukultur im Ort immens wichtigen Aufgaben sind innovative Verfahren mit einem offenen Dialog zu entwickeln, zu fördern und auch einzusetzen. Sie stellen die angemessene Antwort auf die Anforderungen des ländlichen Raums dar. Entscheidend ist dabei, sowohl die Bürgerinnen und Bürger verstärkt in den Entscheidungsprozess zu involvieren als auch kreative Gestalter innerhalb und außerhalb der regionalen Grenzen einzuladen.

Wenn sich die akademischen Ausbildungsstätten mit den ländlichen Räumen, deren Baukultur und den Entwicklungspotenzialen auseinandersetzen, kann das unmittelbar positive Auswirkungen auf die baukulturellen Leistungen in den Gemeinden und Regionen haben. Wichtig ist dabei, dass sich neben Studierenden aus Architektur, Landschaftsarchitektur und Stadtplanung auch andere Studienrichtungen, wie z. B. Soziologie, Regionalentwicklung, Kunst und Kulturmanagement dieses Themas annehmen.

Es geht sowohl um eine Beschäftigung im größeren Maßstab (generelle Zukunftsentwicklung des ländlichen Raums) als auch um konkrete Lösungsansätze für bauliche Aufgabenstellungen. Studierende nehmen dabei eine Außensicht ein, sie dürfen auch heikle Themen ansprechen und unkonventionelle Lösungsvorschläge machen, die anderen Personen, die vor Ort intensiver verankert sind, nicht möglich wären. .

Bürgerbeteiligung ist Schlüssel für die Akzeptanz von Baukultur in Gemeinden.

Planungsaufgaben in ländlichen Gemeinden brauchen angemessene Wettbewerbsverfahren.

Die Stärkung der Ortszentren fördert die Sensibilisierung für Baukultur.

An der Beantwortung der Zukunftsfragen des ländlichen Raums sollen auch Universitäten mitwirken.

Auszeichnungen motivieren zum Nachahmen und Weitermachen.

Baukulturförderungen gezielt einsetzen

Förderprogramme von EU, Bund und Ländern sind ein geeignetes Anreizsystem und motivieren die Verantwortlichen in den Gemeinden, strategisch wichtige Projekte zu entwickeln und umzusetzen. Dadurch fungieren sie als wesentlicher Motor und sind Vorbild für die weitere Entwicklung – nicht nur für die kommunalen Projekte, sondern auch für private Bauaufgaben. Ein wesentliches Augenmerk der Förderpolitik soll dabei auf die professionelle Entwicklungsphase gelegt werden, da sie der Nährboden für eine erfolgreiche Umsetzungsphase ist.

Eine besondere Rolle spielt dabei die Dorf- und Stadterneuerung. Denn sie baut in der Regel auf eine Weiterentwicklung des historischen Erbes und vereint dadurch eine breite Palette an Themen wie etwa Ortsentwicklungs- und Besiedlungsgeschichte, Erkennen von Raum- und Gestaltungsqualität, Umgang mit öffentlichem Raum, Wertschätzung von „Alt“ und „Neu“, ressourcenschonender Umgang mit Bauland dank einer intelligenten Nachverdichtung im Zentrum. Und genau diese Themen sind es, die das Verständnis von Baukultur leichter fördern als die Auseinandersetzung mit einer Siedlungsentwicklung auf der grünen Wiese in der Peripherie, da sie für die Menschen emotionaler und dadurch näher sind. Vor allem das zeitgemäße Weiterbauen am Bestand und somit der Umgang mit historischer Baukultur und dem Denkmalschutz motiviert die Bevölkerung zum Mitreden und Mitdenken. Das bedeutet, dass Projekte, die in den Ortszentren bearbeitet werden, verstärkt im Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen und sich dadurch Bürgerinnen und Bürger intensiver beteiligen. Mit diesem Interesse ist qualitätsvolle Baukultur einfacher zu vermitteln und nachhaltiger in den Köpfen zu verankern. Diese positiven Folgewirkungen rechtfertigen auch in Zukunft den Einsatz von Fördermitteln der Länder und des Bundes für Stadt- und Ortskernentwicklung in jeder Hinsicht.

Resümee

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es bei der künftigen Baukulturentwicklung im ländlichen Raum um eine Kultur des Bauens geht, die Menschen mit ihren Bedürfnissen genauso einbindet wie Planer oder Entscheidungsträger. Es geht um eine Kultur, in der in Zusammenhängen gedacht und die positive Entwicklung des Dorfes und der Gemeinde als Ganzes nicht aus den Augen verloren wird. Denn es hat sich gezeigt, je länger die Prozesse laufen, umso selbstverständlicher wird der Qualitätsanspruch der Verantwortlichen in den Kommunen sowie der Bürgerinnen und Bürger.

[1] „Dornröschen ist wachgeküsst“, Interview mit Roland Gnaiger, in: LandLuft (Hg.): LandLuft Baukulturgemeinde-Preis 2012, Wien 2012, S. 12

Bildnachweis
S. 32 (oben): Landschule Lüchow; S. 33: partnerundpartner Architekten; S: 34 (oben): Britta Aumüller; S. 34 (unten): althaus-konzept; S. 37 (oben): Gemeinde Burbach; S. 37 (unten): Andreas Meichsner; restliche Bilder: LandLuft

Baiersbronn

Wenn sich die Einheimischen im Ort wohlfühlen, werden sich auch die Gäste wohlfühlen.

Initiative:	Tourismus, Ortsentwicklung
Gemeinde:	Baiersbronn
Landkreis:	Freudenstadt
Bundesland:	Baden-Württemberg
Einwohnerzahl:	15.500
Gemeindefläche:	189,7 km²
Anzahl der Ortsteile:	9
Nächste größere Stadt:	Karlsruhe (70 km, 300.000 EW)
Verwaltung:	eigenes Gemeindeamt
Struktur:	teilweise städtisch, periphere Lage
Kontakt:	Patrick Schreib, Mathias Walter, Jörg Finkbeiner, Klaus Günter

Entwicklung und Meilensteine

2006 Morlokhof – Sanierung und Umnutzung, Architektur: Con Terra

2010 Kulturpark Glashütte – Umbau und Sanierung, Architektur: Con Terra
Ortskern Klosterreichenbach – Sanierung, Ingenieurbüro Lutz & Partner
Tourismusinformation – Neugestaltung, partnerundpartner Architekten
Minigolfplatz mit Kinderspielplatz in Klosterreichenbach – Sanierung

2011 Murgels Spielhaus – Umbau, partnerundpartner Architekten
Zukunftsworkshop „Baiersbronn 2020“, Workshop „Baukultur und Ambiente“, Gemeinde Baiersbronn

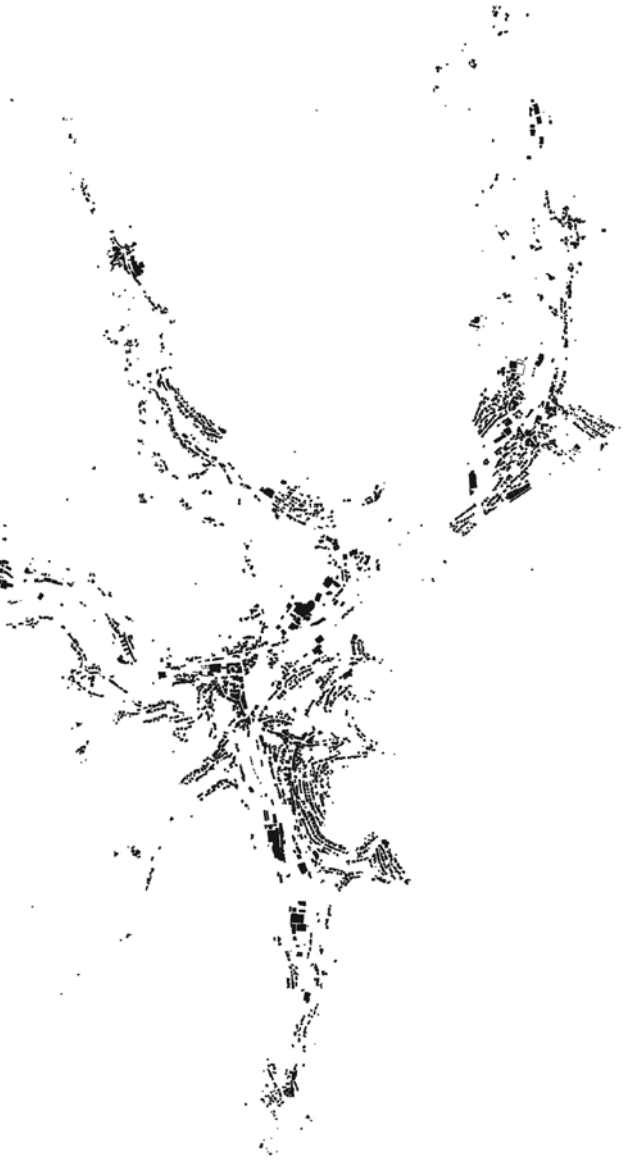
2012 Talstation Waldlofthotel – Neubau, partnerundpartner Architekten
Pflegeheim am Rosenberg – Sanierung und Erweiterung, Architekt Mathias Walter
Gestaltungshandbuch Baiersbronn – Konzept, Architekt Jörg Finkbeiner, Architekt Mathias Walter

Auszeichnungen und Preise

2008	Denkmalschutzpreis Sanierung Morlokhof in Mitteltal
2012	Holzbaupreis Baden-Württemberg, Einfamilienhaus K.

Bei der Neugestaltung der Tourismusinformation beauftragten wir nur regionale Handwerker. Und das Holz kommt aus unserem Wald, unbehandelt natürlich.

Tourismusdirektor Patrick Schreib und Architekt Mathias Walter



Schwarzplan von Baiersbronn

Patrick Schreib
geboren 1975, ist gelernter Koch und studierte Geografie in Heidelberg und BWL an der Duale Hochschule in Ravensburg. Er war als Küchenchef in verschiedenen Gastronomiebetrieben tätig, Marketingleiter der Badenweiler Thermen und Touristik GmbH und ist seit 2008 Tourismusdirektor von Baiersbronn.

Mathias Walter
geboren 1977, studierte Architektur an der Hochschule für Technik in Stuttgart und war als Mitarbeiter in verschiedenen Architekturbüros in Deutschland tätig. Seit 2011 ist er Partner der Bürogemeinschaft w/architekten in Freudenstadt.

Das Gespräch mit Patrick Schreib und Mathias Walter führten Richard Steger und Bernhard Rihl.

Baiersbronn ist nach Stuttgart die flächenmäßig zweitgrößte Gemeinde und die touristisch stärkste Landgemeinde in Baden-Württemberg. Wirtschaftlich dominieren in der Gemeinde gehobener Tourismus mit jährlich 820.000 Übernachtungen und Gastronomie mit der höchsten Dichte an Haubenlokalen pro Einwohner in Deutschland sowie Holzindustrie und -gewerbe mit Folgewirtschaft. Durch die große Entfernung zu den nächsten Autobahnen (ca. eine Stunde) ist die Produktion vergleichsweise schwierig und teuer (drei Firmen sind in jüngster Vergangenheit deshalb abgewandert).

Es gibt kaum freie Bauflächen, 83 Prozent der Gemeinde sind bewaldet. Die Gemeinde hat nahezu keine Flächenbevorratung, großteils Privatbesitz erschwert aktive kommunale Flächenentwicklung. Die junge Generation kehrt Baiersbronn den Rücken zu, 30 Prozent der 25- bis 35-Jährigen sind in letzten Jahren abgewandert oder nach dem Studium nicht mehr nach Baiersbronn zurückgekehrt.

Mit „Baiersbronn 2020“ arbeitet die Gemeinde mit ihren neun Ortsteilen seit 2009 erstmals an einer Gesamtstrategie. Begleitet von einer breit angelegten öffentlichen Diskussion zu den Themen Verwaltung, Familie, Handel und Tourismus, Kultur und Brauchtum, Ökologie, Landwirtschaft und Wirtschaft soll unter anderem das Buch „Baukultur in Baiersbronn – ein Gestaltungshandbuch für Architektur und Städtebau“ entstehen, das neben einer historischen Aufarbeitung ein lebendiges, fortzuschreibendes Nachschlagewerk und Grundlage für künftige Entwicklungen sein soll. Aus Sicht der Gemeinde erwiesen sich die Bürgerbeteiligungen als konstruktiv, es gab 2010 und 2011 insgesamt acht Workshops mit Politik, Verwaltung, Tourismus, Bürgerinnen und Bürgern. Die größte Veranstaltung dabei widmete sich dem Thema Baukultur/Ambiente mit der Grundfrage „Gibt es eine regionale Baukultur in Baiersbronn?“. Tourismusdirektor Patrick Schreib gehört gemeinsam mit dem Architekten Mathias Walter (w|architekten) aus dem Nachbarort Freudenstadt und den Baiersbronner Architekten Jörg Finkbeiner und Klaus Günter (partnerundpartner Architekten) zu den Initiatoren des Projekts. Bemerkenswert in Baiersbronn ist, dass sich insbesondere der örtliche Tourismusverband für das Projekt engagiert und es immer wieder mit neuen Impulsen bereichert und vorantreibt.

Parallel zum Gestaltungshandbuch wird derzeit an einem Bauherrenpreis gearbeitet, mit dem positive Beispiele im Ort von einer Jury beurteilt und ausgezeichnet werden sollen, um insbesondere die Bauherren zu motivieren und für Baukultur zu begeistern. In Zukunft wollen die Architekten verstärkt mit den Vereinen kooperieren, um mit einem Beratungsangebot auch die Gestaltungsqualität von kleineren Bauaufgaben aufzuwerten.[1]

Das Projekt „Baiersbronn 2020“ brachte in acht Workshops mit Bürgerbeteiligung rund 50 Ideen und Konzepte hervor. Wie kam es dazu, worum geht es Ihnen und wer sind die Partner und Begleiter in diesem Prozess?

Patrick Schreib: Die Hochzeit des Tourismus in Baiersbronn, das bedeutete 1,7 Millionen Nächtigungen pro Jahr in den 1970er- und 1980er-Jahren, ist vorbei. Derzeit liegen die Zahlen bei rund der Hälfte. Das Projekt „Baiersbronn 2020“ wurde 2009 aus der Erkenntnis gestartet, dass wir Baiersbronn nur dann für die Zukunft fit machen können, wenn wir das gesamthaft angehen. Und da gehört einfach mehr dazu, als nur das Ziel, möglichst viele

Gäste in den Ort zu bekommen. Vom Prozess her haben wir es ganzheitlich angelegt. Neben Großgruppenworkshops fanden zu einzelnen Bereichen spezielle Intensivworkshops statt. Dabei haben wir insgesamt über 80 Maßnahmen zusammengetragen, die sich jetzt Schritt für Schritt in der Umsetzung befinden.

Wie sieht so eine Maßnahme konkret aus?

Patrick Schreib: Eine wesentliche Maßnahme war die Suche nach einem Projektmanager, der letztendlich die Zwitterfunktion hat, sowohl nach innen den Prozess zu kommunizieren, aber auch die Projekte in der Umsetzung voranzutreiben. Das Spannende bei uns ist, dass der Impuls aus dem touristischen Bereich kam. Mit dem neuen Bürgermeister Michael Ruf gelang es, dass sich inzwischen die gesamte Gemeinde hinter diesen Prozess gestellt hat. Mit der neuen Stelle kann das Projekt institutionalisiert werden und bekommt eine neue Seriosität. Eine andere Maßnahme ist der Bereich „Baukultur und Ambiente", der auf sehr großes Interesse nicht nur bei Architekten und Handwerkern, sondern auch bei den Hoteliers gestoßen ist. Das bedeutet, dass die Idee von Architekt Walter und Architekt Finkbeiner, sich mit der historischen wie auch zeitgenössischen regionalen Baukultur auseinanderzusetzen, jetzt mit der Erstellung eines Gestaltungshandbuchs in die Umsetzung geht.

Sie nehmen an verschiedenen Baukulturprogrammen teil. Was erwarten Sie sich davon?

Patrick Schreib: Das Beschäftigen mit Baukultur hat einen sehr hohen integrativen und identitätsstiftenden Aspekt. Wir haben 16.000 Einwohner und die Menschen sollen sich mit dem Ort identifizieren und gerne hier wohnen. Denn nur wenn sich die Einheimischen im Ort wohlfühlen, werden sich auch die Gäste wohlfühlen. Mit dem „Murgels Spielhaus", mit der Talstation des geplanten Waldlofthotels und vor allem mit der Neugestaltung der

Visualisierung der geplanten Waldlofts, ein neues Hotelkonzept bestehend aus 20 Lofts, das noch 2013 realisiert werden soll. (Architektur: partnerundpartner Architekten)

Bei der Neugestaltung der Tourismusinformation wurde als Gestaltungskonzept eine durchgängige „Holzbeige“ eingebaut, also entlang der Wand aufgeschichtete Scheiter. Materialien und Handwerker kamen aus der Region. Durch die Öffnung der Tourismusinformation zum Foyer hin konnte die Fläche vergrößert werden und zudem wurden verschiedene Informationsmöglichkeiten und Lesebereiche geschaffen. (Architektur: partnerundpartner Architekten)

Tourismusinformation haben wir schon einige Einzelprojekte, die identitätsstiftend gewirkt haben, und möchten auch noch mehr tun. Wir stehen am Beginn des Prozesses und da erhoffen wir uns auch Impulse durch gute Beispiele von Baukulturgemeinden.

Baiersbronn hat beachtlich viele Gourmetrestaurants, gemessen an der Einwohnerzahl die deutschlandweit höchste Dichte an Michelin-Sternen. Wie kam es dazu?

Patrick Schreib: Im 18. und 19. Jahrhundert war Baiersbronn mit der Glasherstellung, Köhlerei und Flößerei stark industriell geprägt und erlebte eine große Blüte. Da sind erste, kleinere Gaststätten entstanden. In dieser Zeit wurde unkontrollierter Raubbau an der Natur betrieben. Zur Hochzeit der Holzhütten und des Holzexports in den 1820ern stand kein Baum mehr in Baiersbronn. Daraufhin gab es für die Bevölkerung Unterversorgungen im Ort und viele Einwohner zogen von hier weg. Erst viel später, nach dem Zweiten Weltkrieg, kam es wieder zu positiven Entwicklungen. Hermine Bareiss hat ihre Begabung, gute Kuchen zu backen, genutzt und eine Bäckerei mit Café eröffnet. Die Vorfahren der Familie Finkbeiner waren Bäcker und aus einer kleinen Waldarbeiterschenke hat sich in der Nachkriegszeit die heutige Traube-Tonbach entwickelt. Die Familie Finkbeiner hatte sehr gute Kontakte nach Frankreich und brachte ein hohes kulinarisches Know-how nach Baiersbronn. Die zwei Betriebe waren Konkurrenten und haben sich in den folgenden Jahrzehnten gegenseitig hochgeschaukelt. Andere Gaststättenbetreiber haben dort ihre Lehre gemacht, so konnten sich das Wissen und die Qualität verbreiten.

Die Spitzengastronomen sind international viel unterwegs. Kommt auch hinsichtlich Baukultur etwas nach Baiersbronn zurück?

Patrick Schreib: Die Spitzengastronomen waren immer die Investoren und Innovatoren. Die Betriebe wurden mit eigenem Investment entwickelt. Die gestalterischen Vorbilder kommen großteils aus Tirol oder dem Südschwarzwald und haben mit regionaler Baukultur wenig zu tun. Moderne Designhotels gibt es in Baiersbronn bis dato nicht.

Der Morlokhof im oberen Murgtal ist einer der ältesten noch vollständig erhaltenen Bauernhöfe im Nordschwarzwald. Das ortsansässige Hotel Bareiss erwarb den Hof 2004 und führte anschließend eine durch das Landesdenkmalamt begleitete Sanierung durch. (Architektur: Architektin Sabine Rothfuß vom Büro Architektur con Terra)

Aber mit der neuen Eigentümergeneration in den führenden Hotels Traube und Bareiss kommen auch neuere Entwicklungen. So kaufte Herr Bareiss etwa einen alten Bauernhof, den sogenannten Morlokhof. Das ist ein Hof mit sehr einfacher Bauweise, im Sockel gibt es Bundsandstein, das Dach hat kurze Giebelüberstände. Der Baustil entspricht dem sogenannten Nordschwarzwälder-Waldbauernhaus. Das Haus wurde sehr behutsam renoviert, bekam auch einen Denkmalpreis und wurde für Veranstaltungen nutzbar gemacht. Der Effekt daraus ist, dass sich die Leute im Ort plötzlich mit der qualitätsvollen alten Baukultur identifizieren konnten.

Beim Kulturpark Glashütte Buhlbach, in dem alles über die historische Glasherstellung vermittelt wird und das auch ein LEADER-Leitprojekt ist, gab es diesen Effekt noch nicht. Hier wurden – zu meinem Bedauern – einige alte Gebäude nicht erhalten, sondern abgerissen. Der kulturhistorisch bedeutende Wert wurde nicht erkannt, der Flächenbedarf für die Sportnutzungen stand im Vordergrund.

In der letzten Dekade sind bis zu 30 Prozent der 25- bis 35-Jährigen abgewandert. Woran liegt das, fehlen z. B. Bildungseinrichtungen?

Patrick Schreib: Wir haben bis zum Abitur alle Schultypen wie Kleinkindbetreuung, Kindergärten, Kindertagesstätten, Grundschule, Hauptschule, Realschule und auch ein Vollgymnasium, aber keine Studienmöglichkeit. Um studieren zu können, muss man in die umliegenden Städte wie Tübingen, Karlsruhe, Calw oder Freiburg.

Mathias Walter: Bildhaft ausgedrückt ist es so, dass viele jungen Leute für das Studium weggehen und dann einfach nicht mehr zurückkommen. Das heißt, die Abwanderer sind vorwiegend gut gebildete, junge Bevölkerungsschichten. Im Kreis Freudenstadt haben wir allgemein einen guten Mittelstand, aber viele Gewerbeunternehmer kämpfen damit, dass sie kein Personal mehr bekommen. Es fehlen Fachkräfte. Man kann sagen, es gibt seit vielen Jahren Vollbeschäftigung.

Gutes Bildungsangebot, gute Verkehrsanbindung und wirtschaftliche Sicherheit sind wichtige Faktoren bei der Standortentscheidung. Wie gut ist die Verkehrsanbindung in Baiersbronn?

Patrick Schreib: Das hängt zum Teil auch davon ab, wie man etwas kommuniziert. Baisersbronn ist circa 40 Minuten entfernt von der nächsten Autobahn, das ist sicher kein Standortvorteil. Wir haben jedoch eine direkte S-Bahn-Anbindung nach Karlsruhe mit halbstündlichem Intervall, wir haben mit einmal Umsteigen eine stündliche Verbindung nach Stuttgart. Das ist nicht so schlecht.

Wie kann sich Baiersbronn bei der Standortwahl profilieren?

Patrick Schreib: Ein entscheidender Faktor für die Standortentscheidung ist, welche besonderen Qualitäten wir anbieten können. Das erreichen wir mit einem klaren Profil der Gemeinde, woran wir ja arbeiten. Wofür steht Baiersbronn, was ist Baiersbronn und was kann ich hier erwarten? Und hier ist Baukultur für mich ein ganz wichtiger Faktor. So ein kollektives Selbstverständnis ist aber nicht einfach zu definieren. Vor allem auch, weil die Entstehungsgeschichten der einzelnen Ortsteile innerhalb von Baiersbronn sehr unterschiedlich sind. Der älteste Ortsteil Klosterreichenbach hatte mit der Klostergründung und mit Lehensbauernhöfen eine ganz andere Entwicklung als Schönmünzach mit seinen Glashütten in Randlage an der Grenze zu Baden oder Tonbach als eine reine Streusiedlung ohne Ortskern. Nach Hinterlangenbach, wo es ein großes Hotel gibt, fährt man elf Kilometer durch Wald und dann gibt es dort ein paar wenige Häuser. Gerade dieser Punkt ist eine spannende Herausforderung bei „Baiersbronn 2020“.

Der 1750 erbaute Hof Reichenbachtal wurde 1997 behutsam restauriert und zur heutigen Nutzung als Wohnhaus mit Ferienwohnungen und Seminarbereich umgebaut.

Baukultur ist eine Querschnittmaterie, die viele Aspekte berührt. Auch unausgesprochen spürt man, wenn das Zeitgenössische keinen Platz hat, dann haben im übertragenen Sinn auch die Zeitgenossen keinen Platz. Früher gingen Handwerker auf die Walz und konnten das auswärts Gelernte wieder zu Hause einbringen. Wenn heute junge Menschen für das Studium in eine Stadt gehen, was erwartet sie dann im Heimatort?

Mathias Walter: Das ist ein wichtiger Punkt. Als Architekt hat man hier viel Gegenwind, wenn man etwas tun oder verändern will. Das wird auch ganz offen ausgesprochen: „Nein, wir wollen die Veränderung nicht, wir brauchen keine neuen Ideen.“ Mit dem Gestaltungshandbuch wollen wir genau hier anknüpfen. Einerseits die Suche nach der Historie anzugehen, was haben wir, wer sind wir, wo kommen wir her, aber andererseits das Erlernte daraus auch als Werkzeug benützen, um Neues zu machen und eine zeitgenössische regionale Baukultur zu entwickeln.

Ist nicht oft der Tourismus auch Verhinderer von Baukultur? Die Gäste kommen nach Baiersbronn, weil es ihnen hier gefällt, deshalb soll auch alles so bleiben, wie es ist, damit sie nächstes Jahr auch wiederkommen.

Mathias Walter: Die Sache mit dem Bewahren und mit dem Verändern wurde im Zuge von „Baiersbronn 2020“ intensiv diskutiert. Die goldenen Zeiten mit 1,7 Millionen Nächtigungen pro Jahr, die sind einfach vorbei. In dieser Zeit konnte jeder seinen Hausbau finanzieren, indem zusätzlich noch Ferienwohnungen oder Gästezimmer errichtet und vermietet wurden. Jetzt muss man für den Tourismus neue Konzepte finden und vor allem auch dafür, dass die Baiersbronner nicht auf der Strecke bleiben und auch die Jungen wieder im Ort bleiben oder sogar zurückkommen.

Patrick Schreib: Dieser Tourismus, der hier auch Massentourismus war, war kein qualitativ hochwertiger. Gäste kamen z. T. mit Sonderzügen aus Köln. Und das hat viele, auch Junge, hier im Ort davon abgeschreckt, in der Tou-

Das „Murgels Spielhaus" ist schon seit Jahren ein Treffpunkt für Ferienkinder und einheimische Kinder. Der Um- und Ausbau der Räume sollte das „Spielhaus" kindgerechter machen und dieses noch stärker in der Gemeinde verwurzeln. Durch das Konzept, das auf den vier Elementen Wasser, Erde, Feuer und Luft besteht, wurden die Natur sowie die Mythen und Sagen des Schwarzwaldes als Entwurfsgrundlage thematisiert.[2]

rismusbranche zu arbeiten. Kinder mussten in der Hochsaison ihre Zimmer räumen, damit Gäste reinkonnten. Für die Gäste machte man alles, aber was passierte mit den Baiersbronnern und Baiersbronnerinnen? In den 1980er-Jahren stellte man sich auch die Frage, ob Tourismus überhaupt das Richtige für Baiersbronn ist. Und da wurden zwei Leitbilder entwickelt, eines für Tourismus und eines für die Einheimischen. Das wurde separiert! Unglaublich. Diese Zeiten sind jedoch vorbei. Jetzt ziehen wir an einem Strang.

Das klingt nach einer Versöhnung zwischen Tourismus und Bewohnerschaft?

Patrick Schreib: Es gibt hier nicht nur Tourismus, es gibt hier auch produzierendes Gewerbe. Circa 30 Prozent aller in Baiersbronn produzierten Güter und Dienstleistungen hängen vom produzierenden Gewerbe ab und knapp 50 Prozent vom Tourismus. Die Frage, ob Tourismus „Ja" oder „Nein", stellte sich also nie wirklich. Gleichzeitig waren die politisch Handelnden mit wenigen Ausnahmen nie wirklich die Touristiker, es gab nur wenige Hoteliers im Gemeinderat. Somit versteht man auch, dass sich die Hotels Bareiss oder Traube als in sich geschlossene Hotelanlagen entwickelt haben. Es gibt alles im Hotel und die Ortsentwicklung war für den Gast wie auch den Hotelier nicht wichtig. Heute ist man in der Situation, dass das den Gästen zu wenig ist, der anspruchsvolle Gast will ein Gesamterlebnis und somit auch einen funktionierenden Ort. Die bisherige Form von Tourismus war verständlicherweise auch den Bewohnern und Bewohnerinnen in Baiersbronn zu wenig. Daher stellt sich schon die Frage, in welche Richtung man gehen will, und das kann nur ganzheitlich betrachtet werden.

In unseren bisherigen Arbeiten in Österreich und auch hier in Deutschland ist uns ein Punkt aufgefallen, der sich in jeder Gemeinde mit bemerkenswert guten Entwicklungen wiederfindet: Die Entscheidungsträger haben eine sehr hohe Affinität zu Baukultur. Wie schätzen Sie die Situation in Baiersbronn ein?

Patrick Schreib: Ich glaube, inzwischen haben alle verstanden, dass sich die Menschen mit dem Ort identifizieren müssen und dass das sehr stark auch mit Baukultur verbunden ist. Den Entscheidungsträgern muss man gute Argumente und Identifikationspunkte liefern, damit diese dann sagen können:

„Das haben wir gemacht, das sind wir.“ Man muss auch korrekt vorgehen und alles richtig in die Argumentationskette einbauen. Bei der Neugestaltung der Tourismusinformation beauftragten wir z. B. nur regionale Handwerker. Und das Holz kommt aus unserem Wald, unbehandelt natürlich. Der Fritz hat es geholt, der Axel hat es gesägt und der Jogi hat es eingebaut. Und dann sagen die Leute auch: „Das ist gut, das sind wir!“

Vor der Neugestaltung der Tourismusinformation wurde das „Murgels Spielhaus”, ein bestehendes Gebäude im Zentrum von Baiersbronn, umgebaut. Wie ist der gesamte Prozess verlaufen?

Patrick Schreib: Im „Murgels Spielhaus” gab es eine starke Einbindung der Bevölkerung vor allem auch in der Entwicklung. Wir haben uns im Vorfeld der Planung gefragt, wie wir die Bevölkerung einbinden können. Sowohl inhaltlich, was reinkommen soll, als auch bei der Gestaltung. Von einer Berliner Kindertagesstätte erfuhren wir, dass diese mit Unterstützung der Kinder gestaltet wurde. Und da sagten wir: Das machen wir auch.
Wir stellten uns am Beginn die Fragen: Was steht für die Region? Wald. Was steht für die Natur? Unser Bach durch den Ort, die Murg, mit unserem Maskottchen Murgel. „Das kalte Herz“, ein Märchen von Wilhelm Hauff über Waldgeister, spielt hier in der Region und das wollten wir auch einbauen. Dann sind wir in die Schulen gegangen und haben gefragt, ob die Kinder Lust hätten, dem Murgel, unserem Maskottchen, zu helfen, er möchte die Waldgeister ins „Murgels Spielhaus“ einladen und muss es dazu umbauen. Bei den Workshops haben die Kinder begonnen zu malen, wir haben das notiert, im zweiten Workshop haben die Kinder gebastelt und die Lebensräume der Geister entwickelt. Natürlich wurden Themen wie Feuerberg, Forellenhotel, Wippsteine, Diamanten, die an der Wand glitzern, von den Kindern in deren Erzählungen entwickelt. Wir haben einen Grundgestaltungsrahmen vorgegeben, die Ideen kamen jedoch immer von den Kindern. Von den Architekten wurden Modelle gemacht, die Kinder wurden eingeladen und die Modelle wurden abgenommen, mit Stempel und Unterschriften, und dann wurde gebaut. Nach dem Bau wurde es dann auch noch von den Kindern zum Spielen freigegeben und mit einem großen Fest, bei dem auch Ehrengäste anwesend waren, eingeweiht. Das Ergebnis ist, dass heute nicht nur Gäste, sondern auch Einheimische herkommen, wir haben doppelt so viele Kinder wie vorher. Das „Murgels Spielhaus” wird heute sehr gut angenommen und ist ein Projekt, das mir Hoffnung gibt. Aufgrund der großen Zunahme an Gästen werden wir es noch in diesem Jahr um einen Aufenthaltsbereich für Erwachsene und eine Kinderleseecke erweitern.

Wir könnten weitere Projekte bauen, z. B. eine Mountainbikestrecke, ein Waldkino etc., aber das hätte nie den Effekt, wenn wir die Jugendlichen nicht einbinden würden. Heute müssen wir uns überlegen, wie wir die nächste Generation Schüler ansprechen können, denn die Unterstützer beim „Murgels Spielhaus” stehen am Beginn ihres Studiums und sind inzwischen weg.

Die Planung des „Murgels Spielhaus“ erfolgte in Zusammenarbeit mit der Gemeinde Baiersbronn und mit deren Grundschulkindern. In speziellen Workshops wurden von den Kindern Figuren entwickelt sowie deren Lebensräume gemalt und gebastelt. Auf dieser Grundlage wurde die Umgestaltung der Räumlichkeiten umgesetzt.[3]

Wie ist der aktuelle Stand des Konzepts „Baiersbronn 2020“?

Patrick Schreib: Bürgermeister Michael Ruf und der Gemeinderat stehen voll hinter dem Projekt. Es wurde sogar eine neue Stelle für „Standortmar-

keting“ geschaffen, die jeweils zur Hälfte dem Bürgermeister und mir als Tourismusdirektor unterstellt ist. Der gesamte Prozess wird von Bürgermeister Ruf und mir vorangetrieben. Die Architekten Mathias Walter und Jörg Finkbeiner sind beim Thema Baukultur und Ambiente sehr engagiert. Für das Gestaltungshandbuch gibt es ein strategisches Grundlagenpapier. Hier sind einige Maßnahmen definiert, wo wir derzeit im Planungs- und Profilbildungsprozess sind.

Mathias Walter: Wir merken, dass sich die Leute im Ort mit dem Thema Baukultur identifizieren. Derzeit wird an Ortsbeschilderung und an Themenwegen gearbeitet. Und da gibt es viele, die sich engagiert einbringen.

Was hat es mit Tourismus und Architektur auf sich? Wie ist die Situation in Baiersbronn?

Jörg Finkbeiner: Wir sind viel mit Klischees konfrontiert, die hauptsächlich aus dem Alpenraum hierher transferiert wurden. Im Stile des Tirolerhauses mit seinen weit ausladenden Dachvorsprüngen werden Wanderhütten gebaut und als „Schwarzwälder Architektur“ deklariert. Darin fanden sich bisher auch die Touristen wieder. Fragen nach Regionalität waren bei der Gestaltung von Tourismusbetrieben bisher kaum entscheidend. Es zeigt sich aber auch, dass es in einer globalisierten und transparenten Welt immer wichtiger wird, sich durch Alleinstellungsmerkmale am Markt zu positionieren. Die Leute kennen alles und sehnen sich nach Authentizität, die erreicht man aber nur durch einen starken regionalen Bezug. Die zwei führenden Hotels in Baiersbronn, die Traube-Tonbach und das Bareiss geben deutschlandweit touristisch die Impulse vor und deklarieren sich inzwischen klar zum Thema Baukultur, sie sehen darin ein Zukunftsthema, um sich am Markt zu profilieren.

War das der Anstoß für die Erstellung eines Gestaltungshandbuches?

Jörg Finkbeiner: Ja, unter anderem. Wir als Architekten haben die Initiative für ein Gestaltungshandbuch in Baiersbronn mit angestoßen, weil wir es bei vielen Projekten immer mit denselben Klischees und Vorbehalten zu tun haben. Unsere Bauherren sehnen sich alle nach regionaler Architektur, sie suchen etwas, mit dem sie sich identifizieren können; nur gehen die Vorstellungen darüber, wie das aussehen kann, zum Teil weit auseinander. Wir versuchen bei unserer Arbeit immer einen regionalen Bezug herzustellen und mit den Projekten lokale Geschichten zu erzählen. Dabei trotzdem etwas zu entwerfen, das aus den Sehgewohnheiten herausfällt, ist unser Ziel. Es zeigt sich, dass dieser Ansatz funktioniert. Ein positives Feedback bekamen wir zum Beispiel bei dem Bau eines Einfamilienhauses in Holz-Lehmbauweise, das sich stark mit der regionalen Bautradition auseinandersetzt und mit dem Holzbaupreis Baden-Württemberg ausgezeichnet wurde. Auch der Bau der „Talstation“ zum geplanten Waldloft Hotel, wo wir viel Holz und erforderliches Handwerkswissen in der Ausführung eingeplant haben, hat uns in dieser Haltung bestätigt. Das war für die Zimmermänner etwas Besonderes und die haben gleich gesagt: „Uns gefällt das.“ Der Bauherr wollte ein junges,

Jörg Finkbeiner
geboren 1970, absolvierte eine Ausbildung zum Schreiner im Schwarzwald. Danach studierte er Architektur in Berlin, wo er von 2009 bis 2011 auch als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter beschäftigt war. 2006 gründete er gemeinsam mit Klaus Günter das Architekturbüro partnerundpartner Architekten.

Das Gespräch mit Jörg Finkbeiner führten Richard Steger und Thomas Moser.

Klaus Günter und Jörg Finkbeiner im Büro partnerundpartner Architekten

Wir versuchen bei unserer Arbeit immer, lokale Geschichten zu erzählen. Unser Ziel ist, dabei trotzdem etwas zu entwerfen, das aus den Sehgewohnheiten herausfällt.

aktives Urlauberpublikum ansprechen, mit unserer Planung versuchten wir dieses Zielpublikum zu erreichen. Dies ist gelungen.

Wer war der Bauherr bei dem Projekt Talstation?

Jörg Finkbeiner: Errichtet und betrieben wird das Projekt durch einen privaten Investor, der das Gebäude dafür nutzt, Segways und Sportgeräte zu verleihen, und gleichzeitig Gastronomie anbietet. Die Gemeinde hat das Projekt sehr wohlwollend begleitet, zudem gab es Fördergelder vom Land Baden-Württemberg.

In wieweit fühlen sich die Hoteliers durch das Thema Baukultur nicht nur angesprochen und unterstützt, sondern werden auch aktiv?

Jörg Finkbeiner: Herr Bareiss vom Hotel Barreis hat im Mitteltal den Morlokhof gekauft, ein altes Bauernhaus, und hat es mit Architektin Sabine Rothfuß sehr behutsam restauriert. Das Haus wurde mit dem Denkmalpreis geehrt und ist im Moment das Vorzeigebeispiel für das Nordschwarzwälder Haus. Das ist schon eine sehr authentische Linie, hat aber auch ein wenig den Charakter eines Museums: die Gäste werden hingebracht, es gibt einen zünftigen Abend und dann sind die Touristen wieder im Hotel. Ich denke, dass dabei ein wichtiger Ansatz gefunden wurde, in dem sich der Wunsch nach Authentizität ausdrückt. Auch wenn unser Umgang mit Baukultur weniger im Denkmalschutz zu finden ist, ist es schön zu sehen, dass Baukultur viele Facetten hat und vielfältig interpretiert werden kann.

Die Talstation ist Empfangsgebäude, Bistro und Sportgeräteverleih des geplanten Wald-Loft Hotels. Das Gebäude wurde als reiner Holzbau mit recyclingfähigen Rohstoffen vorwiegend aus der Region errichtet. Im Inneren ist es reduziert, rustikal und schlicht gehalten. (Architektur: partnerundpartner Architekten)

Welche Initiativen und Programme gibt es für eine zukünftige Baukultur?

Jörg Finkbeiner: Wir versuchen gerade auf verschiedenen Wegen das Thema Baukultur zu transportieren. Im Gestaltungshandbuch Baiersbronn soll es eine historische Aufarbeitung geben, aus der Leitlinien für zukünftiges Bauen abgeleitet werden können. Nach dem Motto: „Um zu wissen, wo wir hinwollen, sollten wir wissen, wo wir herkommen". Es ist als eine offene Publikation angedacht, die jedes Jahr erweitert werden kann. Derzeit wird an der Finanzierung des Gestaltungshandbuches gearbeitet. Wir erhalten Förderungen durch das Land Baden Württemberg und die Architektenkammer, einen Teil kann die Gemeinde Baiersbronn übernehmen, für den Rest ist der Bürgermeister derzeit noch auf Sponsorensuche. Vorgesehen ist eine Art Kampagne, bei der das Thema über verschiedene Medien in die Gemeinde getragen werden kann. Das Gestaltungshandbuch soll kein Buch für die Schublade, sondern ein Prozess sein und einen solchen anstoßen. Aktuell liegt das inhaltliche Konzept vor und sollte in den kommenden Monaten beauftragt werden. Parallel wollen wir einen Bauherrenpreis vergeben. Das kostet vorerst kein Geld, es gibt eine Auszeichnung mit Plakette. Damit das auch breitenwirksam ist, soll es verschiedene Kategorien geben, die wir derzeit erarbeiten. Die Architektenkammer soll eine externe Jury bereitstellen. Adressat ist der Bauherr, es geht darum, diesen zu motivieren. Auch beim Ehrenamt und den Vereinen gibt es viele Initiativen, die wir fördern möchten. Eine Möglichkeit, die wir dem Bürgermeister vorgeschlagen haben, sind Gestaltungsberatungen durch Architekten. Dadurch könnte auch die Qualität von kleinen Bauvorhaben, die vorwiegend mit Eigenleistung von Ehrenamtlichen entstehen, aufgewertet werden.

Stehen die Entscheidungsträger in Baiersbronn hinter der Initiative für ein Gestaltungshandbuch?

Jörg Finkbeiner: Mit Tourismusdirektor Schreib sprechen wir eine Sprache, für ihn haben wir auch schon Projekte, wie das „Murgels Spielhaus" und die Tourismusinformation, geplant. Er hat den Prozess „Baiersbronn 2020" maßgeblich mit initiiert. Das Thema Baukultur fügt sich hier hervorragend ein. Der Bürgermeister unterstützt unser Engagement ebenfalls und sieht auch immer mehr, wie umfassend Baukultur in alle Lebensbereiche einwirken und die Lebensqualität im Ort verbessern kann.

Wer wird die Zielgruppe des Gestaltungshandbuchs sein, wie hoch sind die Kosten und wer wird es erstellen?

Jörg Finkbeiner: Das Gestaltungshandbuch richtet sich an alle Bewohnerinnen und Bewohner der Gemeinde, zudem soll es auch einen Gestaltungsbeirat unterstützen und insgesamt helfen, das Thema in der Gemeinde breiter zu verankern. Die Kosten für die Publikation inklusive der Kampagne liegen bei ca. 100.000 Euro und werden zu einem überwiegenden Teil gefördert. Die Baiersbronner können es in der Gemeinde erwerben. Für die Erstellung des Gestaltungshandbuches ist ein Team aus Expertinnen und Experten vorgesehen, das aus Bauforschern, Architekten, Grafikern und Kommunikationsfachleuten bestehen wird.

Wie kann eine regionale Baukultur in Baiersbronn aussehen?

Jörg Finkbeiner: Ich bin gespannt, was die historische Aufarbeitung zutage bringen wird. Baiersbronn war immer eine arme Gegend, die Menschen haben hier immer sehr spartanisch gelebt und der wilden Natur ihre Lebensgrundlage abgetrotzt. Dies spiegelt sich auch in den Gebäuden im Nordschwarzwald wider. Sie bestehen aus klaren, schlichten Baukörpern und sind grundsätzlich eher funktional angelegt. Im Südschwarzwald sind die historischen Gebäude etwas üppiger mit Holzschnitzereien versehen und insgesamt ausladender. Das kann durch das mildere Klima rund um Freiburg bedingt sein oder auf die Lehensbauernschaft im Nordschwarzwald zurückzuführen sein, wo die Bauern immer ihren Lehen abliefern mussten und daher nie viel Eigentum hatten, sondern dieses nur bewirtschaften durften. Genau in diesen Nachforschungen steckt das Potenzial für eine eigene regionale und zeitgenössische Baukultur, die vielleicht spartanisch und pragmatisch funktional sein kann. Das könnte gute zeitgenössische Architektur sein, die sich damit dann auch begründen ließe.

Wasserwelt und Wurzelhöhle im „Murgels Spielhaus". (Architektur: partnerundpartner Architekten)

Müssen Tourismusbauten von Dekor befreit werden und funktionaler werden?

Jörg Finkbeiner: An Ornamenten und Dekor ist grundsätzlich nichts Verwerfliches, die Frage ist aber vielmehr: Was hat das alles mit dem Ort zu tun, an dem ich mich gerade befinde? Tourismusbauten sollten vor allem Geschichten aus der Region erzählen. Beim Umbau der Baiersbronntouristik zum Beispiel haben wir eine 15 Meter lange Wand aus aufgeschichteten Holzscheitern (eine sogenannte Beige) als Hauptgestaltungselement verwendet. Es entstand ein 40 Quadratmeter großes Ornament, an dem der Besucher entlangwandeln und „emotionale" Informationen sammeln kann. Das Ornament erzählt aber gleichzeitig vom Wald und der Natur. Und jeder Gast erkennt darin die Beigen wieder, die er bei seinen Wanderungen in Baiersbronn an jedem Wegrand aufgeschichtet entdecken kann. Das Baumaterial kommt aus dem Gemeindewald, keine zehn Kilometer entfernt. Das spürt jeder Gast, ohne dass man das groß erklären müsste.

Entscheidender als die Frage, ob man sich von Dekor befreien muss, ist deshalb meiner Ansicht nach vielmehr die Frage, ob man in der Lage ist, sich von den schon erwähnten Klischees zu befreien. Man sollte den Ort, die Landschaft und die Geschichten der Region mögen und mit unverstelltem Blick interpretieren. Dann können auch neue Typologien wie das geplante Waldloft Hotel mit den Zimmern in den Baukronen entstehen. Dann kann die Frage nach Dekor auch ganz anders verhandelt werden.

Sie haben in Baiersbronn bereits einiges erreicht, wie haben Sie das Vertrauen der Baiersbronner gewinnen können?

Jörg Finkbeiner: Baiersbronn ist ein überschaubarer Ort, unsere Familien leben hier, die Familie meines Büropartners führt einen Zimmereibetrieb, meine Familie besaß ein Hotel in Baiersbronn. Wir haben beruflich etwas ganz anderes gemacht als unsere Eltern, aber man kannte uns bereits im Ort. Für die Gemeinde konnten wir am Anfang kleine Bauaufgaben und Sanierungen umsetzen, unter anderem die Sanierung der Kindergartentoiletten. Aber wir haben jede Aufgabe ernst genommen und immer versucht eine gestalterische Qualität zu erreichen. Dem damals neuen Tourismusdirektor schlugen wir dann auch initiativ Projekte vor, die wir nun auch sukzessive umsetzen können.

[1] partnerundpartner Architekten: Baukultur in Baiersbronn, Vorschlag für ein Gestaltungshandbuch für Architektur und Städtebau, Stand Jänner 2013
[2] partnerundpartner Architekten, Jörg Finkbeiner, Klaus Günter: Murgels Spielhaus, Kindergarten für Ferienkinder und einheimische Kinder der Gemeinde Baiersbronn. in: Projektbroschüre
[3] ebd.

Literatur/Publikationen/Links

http://www.gemeinde-baiersbronn.de/
http://www.baiersbronn.de/
w | architekten: www.wwarc.de
www.partnerundpartner.com
http://www.bareiss.com/morlokhof/
http://www.hof-reichenbachtal.de/
http://issuu.com/econo/docs/stapo_baiersbronn_06_2012
http://www.facebook.com/pages/Baiersbronn-2020/164558986938317

Bildnachweis

S. 43: Baiersbronn Touristik; S. 44/45 (oben): Bauamt Baiersbronn;
S. 46, S. 47, S. 50, S. 51, S. 54, S. 55, S. 56: partnerundpartner Architekten;
restliche Bilder: LandLuft

Biberach an der Riß

Institutionalisiertes Engagement

Bernhard Rihl

Gemeinde:	Biberach an der Riß
Landkreis:	Biberach an der Riß
Bundesland:	Baden-Württemberg
Einwohnerzahl:	32.400
Gemeindefläche:	72,2 km²
Anzahl der Ortsteile:	5
Verwaltung:	Kreisstadt (seit 1962)
Struktur:	wirtschaftlich überdurchschnittlich starke, dynamisch wachsende kleinere Mittelstadt mit historischem Stadtkern
Kontakt:	http://www.biberach-riss.de u. a. Christian Kuhlmann, Carola Christ

Entwicklung und Meilensteine

1978	Erstellung einer Sanierungssatzung für die Altstadt
1970er	Beginn der Entwicklung von Gebietstypenplänen und eines Wohn- und Einzelhandelskonzepts
1996	Gemeinderatsbeschluss Stadtentwicklungskonzept 2050 (STEK 2050)
2005/06	Fortschreibung Stadtentwicklungskonzept Erstellung einer Stadtbildanalyse für die Kernstadt
2010	Erstellung Sozialatlas Biberach
2011	Einführung eines Gestaltungsbeirats für die Altstadt Start der Baukulturkampagne (Teilnahme am Modellprojekt „Baukultur in der Praxis“, Prozessbegleitung Baukultur, Erstellung Handbuch Baufibel Biberach und Einbindung von Kultur- und Bildungseinrichtungen in die Baukulturkampagne)
2013	Beschlussfassung einer Stadtbildsatzung für die Altstadt

Auszeichnungen und Preise

Zahlreiche Gebäude in Biberach wurden in den letzten Jahren von der Architektenkammer Baden-Württemberg für beispielhaftes Bauen ausgezeichnet. Die Preisträger sind öffentliche, industrielle, gewerbliche und private Bauherren.

1. Stadtzentrum
2. Mettenberg
3. Ringschnait
4. Rißegg
5. Stafflangen

1 km

Für die Umgestaltung des Marktplatzes wurde Ende der 1990er-Jahre ein Wettbewerb organisiert, aus dem das Büro lohrer.hochrein landschaftsarchitekten und stadtplaner gmbh, München als Sieger hervorging. Weitere Baumaßnahmen im öffentlichen Raum wurden entweder von der Stadtverwaltung selbst geplant oder als Direktbeauftragung vergeben.

Baukulturstadt Biberach

Im Gegensatz zu vielen Städten ähnlicher Größe fällt an den Einfallstraßen von Biberach auf, dass Autohäuser, Einkaufscenter, Fast-Food-Ketten, Baumärkte, Brachflächen, Werbeflächen, Lärmschutzwälle, Logistikzentren in spürbar geringerem Ausmaß als üblich das periphere Ortsbild dominieren. Es wechseln sich klar strukturiert Siedlungszonen, Bereiche von öffentlichen Bauten für Freizeit und Sport, Zonen des Handels mit jenen der Industrie und des Gewerbes ab. Die Stadt Biberach liegt zwar in einem sehr ländlich geprägten Umland, ist aber ein prosperierendes Zentrum und verfügt über ein erstaunlich vielfältiges Bildungsangebot sowie ein großes Angebot an Arbeitsplätzen im industriellen Bereich.

Seit Mitte der 1990er-Jahre werden strategische Ziele im Stadtentwicklungskonzept 2050 formuliert. Darin ist als eines der wesentlichen Ziele festgehalten, von der Altstadt aus die gesamte Stadt in Teilgebieten zu sanieren und weiterzuentwickeln. Vor allem im historischen Kern gibt es eine enorme Dichte an hochwertig gestalteten Freiräumen, innovativen Sanierungen, Um- und Neubauten. Dass dies gelungen ist, hängt vor allem mit der Einrichtung eines eigenen Gestaltungsbeirats zusammen, denn mit einer Gestaltungssatzung alleine hätte wohl kaum die gewünschte städteplanerische und architektonische Qualität erzielt werden können. Auch in

Gruppenfoto Baudezernat 2010

den anderen Stadtvierteln gibt es mehrere kommunale und private Bauprojekte von überdurchschnittlicher Qualität, allerdings in weit geringerer Dichte als in der Altstadt.

Um die Bürgerinnen und Bürger für Baukultur zu sensibilisieren, investiert die Stadt sehr viel Energie in Information und Öffentlichkeitsarbeit: Etwa wurde ein Online-Architekturführer erstellt, der auf interessante Bauprojekte im gesamten Stadtgebiet aufmerksam macht. Es gibt Architekturrundgänge, immer wieder Kooperationen mit Bildungseinrichtungen und sogenannte „Schau(bau)stellen", die aktuelle Projekte der Öffentlichkeit präsentieren.

Auf die zahlreichen Beispiele vorbildhafter Bauten kann im Rahmen dieser Broschüre nicht im Detail eingegangen werden – die Darstellung beschränkt sich daher nach einer Vorstellung der wichtigsten Planungsinstrumente und Strategien auf zwei aktuelle Projekte: die Siedlung Talfeld und das neue Jugendhaus. Beide zeichnet gegenüber vergleichbaren Bauprojekten eine ungewöhnliche Experimentierfreude mit unkonventionellen Verfahrensprozessen aus. Bei der Siedlung Talfeld wurde u. a. durch die Organisation einer Architekturmesse versucht, die Qualität eines Neubaugebiets am Stadtrand zu verbessern. Das Jugendhaus ist ein interessantes Beispiel für die Koppelung eines Wettbewerbs mit einem kooperativen Verfahren, in dem gezielt versucht wurde, Jugendliche in den Planungsprozess einzubinden und generell für die Thematik Baukultur zu begeistern.

Eines der größten aktuellen öffentlichen Bauprojekte der Stadt ist der Neubau einer sechszügigen Realschule mit Ganztagseinrichtung und Sporthalle. (Planung: Lanz Schwager Architekten)

Die hohe Lebensqualität einer Kleinstadt

Die Stadt blickt auf eine mehr als 900-jährige Geschichte zurück. Im 13. Jahrhundert wurde Biberach zur Freien Reichsstadt erhoben. Mehrere Weberhäuser zeugen noch heute von der im Mittelalter dominierenden Textilherstellung. Die mittelalterliche Stadtstruktur blieb im Kern bis heute weitgehend erhalten.

Ein enormes Wachstum fand jedoch in der Nachkriegszeit außerhalb der Altstadt statt. Binnen vier Jahrzehnten verdoppelte sich die Einwohnerzahl unter anderem auch durch Zuzug von über 12.000 Kriegsflüchtlingen sowie durch das überdurchschnittlich stark wachsende Angebot an Arbeitsplätzen dank rasant einsetzender betrieblicher Neuansiedlungen. Anfang der 1990er-Jahre setzte ein neuerlich starker Zuzug v. a. aus Ostdeutschland ein.

Im Zuge der Gebietsreform in Baden-Württemberg wurden von 1972 bis 1975 die vier ehemals eigenständigen Gemeinden Mettenberg, Ringschnait, Rißegg und Stafflangen zu Ortsteilen von Biberach a. d. R.

Das Ziel, eine leistungsfähigere Gemeinde durch eine größere Verwaltungseinheit zu schaffen, wurde jedoch nicht konsequent vollzogen. Wer die zerklüftete Gemeindekarte betrachtet, sieht, dass sich einige Gemeinden dieser Reform erfolgreich widersetzten.

Die Verwaltungsgemeinschaft Biberach setzt sich heute aus der Stadt Biberach und den Gemeinden Attenweiler, Eberhardzell, Hochdorf, Maselheim, Mittelbiberach, Ummendorf und Warthausen zusammen und umfasst somit ein erweitertes Einzugsgebiet von insgesamt 60.000 Einwohnern.
Es gilt, den regionalen Bedarf an kommunaler Infrastruktur in den Bereichen Verwaltung, Handel, Gewerbe, Industrie, Bildung, Gesundheitswesen, Verkehr, Siedlungswesen, Freizeit- und Sporteinrichtungen effizienter und finanzierbarer zu gewährleisten.

„Die Lebens- und Wohnzufriedenheit ist sehr hoch. Die Identifikation der Biberacherinnen und Biberacher mit ihrer Stadt, aber auch mit ihrem unmittelbaren Wohnumfeld ist stark ausgeprägt“, so Baubürgermeister Christian Kuhlmann.

Das vorbildliche Baudezernat

Wenn man nach den Hintergründen für den hohen Stellenwert der Baukultur in Biberach sucht, stößt man auf eine Vielfalt von Maßnahmen, die in der Verwaltung verankert sind. Die Bevölkerung wird hierbei mit der Absicht eingebunden, die Entscheidungen der Verwaltung nicht nur nachzuvollziehen und zu akzeptieren, sondern die am Prozess Beteiligten auch zu Multiplikatoren werden zu lassen.

Wir fördern und fordern einen kreativen Mix unterschiedlicher Werkzeuge und Methoden. Sie sind für uns der Garant für eine hohe Gestaltqualität. Nur auf diesem Weg kann ein Umfeld entstehen, das den Blick für die Schönheit sensibilisiert und diese wie selbstverständlich einfordert.[1]

Insbesondere in der langen Amtszeit von Oberbürgermeister Claus-Wilhelm Hoffmann (1964–1994) entstanden in konstruktiver Zusammenarbeit mit dem Baudezernat zukunftsweisende Zielvereinbarungen zwischen Baudezernat und Politik, wie sie später beispielsweise im Stadtentwicklungskonzept 2050 formuliert wurden.

Der ausgebildete Architekt Julius Ogertschnig war von 1983 bis 1996 Leiter des Stadtplanungsamtes und von 1996 bis 2005 Baubürgermeister. Er legte den Grundstein für die qualitativ beeindruckende und konsequent fortgeführte Arbeit im Baudezernat.

Sein Nachfolger Christian Kuhlmann, ausgebildeter Stadtplaner, ist seit Oktober 2008 zweiter stellvertretender Bürgermeister, zugleich Baubürgermeister und somit Leiter des Baudezernats von Biberach. Er war zuvor für das in das Baudezernat integrierte Stadtplanungsamt verantwortlich, das seitdem von Carola Christ, ebenso ausgebildete Stadtplanerin, geleitet wird.

„Abgesehen von zuweilen sehr unterschiedlichen Qualitätsbegriffen, beispielsweise zwischen Städtebauern und Tiefbauern, tragen alle Abteilungen des Baudezernats die baukulturellen Ambitionen des Baubürgermeisters aufgrund konsequenter und überzeugender Argumentation mit“, so Carola Christ.

Die neue Stadtbücherei wurde in einem 500 Jahre alten Speichergebäude untergebracht. (Planung: Boris Prodrecca, Darstellung Zustand vor dem Umbau 1995 und nach der Sanierung)
„Alt und Neu finden in diesem Gebäude beispielhaft zusammen. Dem Architekten gelang es, den Charakter des alten Getreidespeichers zu erhalten und mit modernen Mitteln einen Medienspeicher zu formen“, so Baubürgermeister Christian Kuhlmann.

Baubürgermeister
Christian Kuhlmann

Ein offener und kommunikativer Prozess fördert die Gestaltungsqualität und sensibilisiert den Blick der Bevölkerung für das Schöne.

Altstadt
Biberach

Die Grundlage des qualitativ hochwertigen baukulturellen Schaffens in Biberach ist die beständige Auseinandersetzung mit dem Stadtraum. Über drei Jahrzehnte lang wurde ein intensiver Diskurs geführt, der sich vor allem der zukunftsfähigen Entwicklung und Umsetzung von qualitätsvollen Projekten in der Altstadt widmete. Das Ziel war dabei, die öffentlichen und die privaten Bauherren zu hochwertigen Lösungen hinzuführen, die das historische Erbe und das zeitgenössische Gestalten in überzeugender Weise zu einem schlüssigen Gesamtbild zusammenfügen. Die wesentlichsten neun Werkzeuge und Methoden, mit denen die Bauverwaltung das Bauen zu Höchstleistungen führt, sind:

1. Klare Regeln in der historischen Stadt

Ende der 1970er-Jahre begann, unterstützt durch Bundesförderungsmittel, eine behutsame Stadtkernerneuerung, die bis heute andauert.[2] Das Ziel ist die Stärkung der Vitalität des historischen Stadtkerns. In diesem kontinuierlichen Erneuerungsprozess spielte die systematische und frühzeitige Einbindung der Bürgerinnen und Bürger – insbesondere bei den Gestaltungsmaßnahmen im öffentlichen Raum – eine wichtige Rolle.

Für die Altstadt wurde 1978 eine Sanierungssatzung beschlossen. Klare Ziele, Planungssicherheit und Ordnungsmaßnahmen wirkten als Anreiz für Handel, Gewerbe und Private, zu investieren. Rahmensetzende Gebietstypenpläne und ein Wohn- und Einzelhandelskonzept wurden erfolgreich umgesetzt und sind vom Zentrum bis zum Stadtrand spürbar. Handel soll vorwiegend im Zentrum bleiben.

Den Ring säumend und an den zum zentralen Marktplatz hin orientierten Verbindungsstraßen wie auch an kleineren Plätzen befinden sich zumeist im Erdgeschoss und im ersten Obergeschoss Einzelhandel, Gastronomie und Kleingewerbe. Größere Handelsflächen, die zuweilen auch zwei oder drei Immobilien umfassen, Kleinhotellerie, öffentliche und privatwirtschaftliche Verwaltungsgebäude sowie Kulturbauten beanspruchen in der Regel alle Gebäudeebenen. Bildungs- und Infrastrukturbauten wie Bahnhof und Parkhäuser befinden sich größtenteils am oder direkt außerhalb des Rings. Wohnnutzung findet man in der zweiten Reihe und in den oberen Geschossen der Altstadt.

„Durch die subtile Einpassung in das Umfeld und sehr attraktive Wohnungen mit ebensolchen Freiräumen ist dieses Wohngebäude auch heute noch eine wichtige Referenz für qualitätsvolles, zeitgenössisches Wohnen in der Altstadt von Biberach“, beschreibt Baubürgermeister Christian Kuhlmann den 2001 fertiggestellten Bau in der Justinus-Heinrich-Knecht-Straße. (Planung: Gurland+Seher Architekten)

Bis heute gilt in der Altstadt der wesentliche Grundsatz, bevorzugt zu sanieren und nicht abzubrechen. „Altes bewahren, Neues wagen, das ist die Basis für eine hohe Stadt- und Lebensqualität in einer dynamischen Stadt“, so Christian Kuhlmann. Neben vielen idyllischen Fachwerkbauten prägen auch zahlreiche zeitgenössische Bauten, die sich überzeugend in die vorrangig historischen Ensembles einfügen, das Bild der Kernstadt.

2. Strategisches Vordenken auf sechs Jahrzehnte

Seit Mitte der 1990erJahre werden strategische Ziele im Stadtentwicklungskonzept 2050 formuliert, das erstmals im Jahr 1996 im Gemeinderat beschlossen und zuletzt 2005/06 fortgeschrieben wurde. Darin ist als eines der wesentlichsten Ziele festgehalten, dass von der Altstadt aus die gesamte Stadt in Teilgebieten zu sanieren und weiterzuentwickeln ist. Nach dem Abschluss des Gebiets „Altstadt“ ist das aktuellste Projektgebiet der angrenzende Bereich der „östlichen Innenstadt“.

3. Intelligentes Umwidmen

Je nach Status einer Widmung kann die Kommune den Gestaltungsprozess mehr oder weniger beeinflussen. Im besten Fall setzt sie ihre Ziele durch Ankauf eines Grundstücks zur Gänze um, indem sie selbst – parallel zum Umwidmungsverfahren – einen Bebauungsplan entwickelt und dann Bauparzellen in Etappen voll erschlossen verkauft. Diese Vorgangsweise, erst auf Basis eines rechtsgültigen Bebauungsplans umzuwimden, wird bevorzugt angewendet. In Fällen, wo dies nicht möglicht ist, verknüpft die Kommune ihre Bereitschaft zur Umwidmung und zur Bebauungsplanänderung an konkrete Bedingungen. Sind Investoren bereits Eigentümer gewidmeter Immobilien, d. h. es handelt sich um Grundstücke und Gebäude mit bereits bestehendem Bau- und Planungsrecht, hat die Gemeinde allerdings kaum Chancen auf Einflussnahme.

Die wesentlichsten Ziele des Stadtentwicklungskonzepts (STEK 2050):

Neubauten spiegeln ihre Entstehungszeit, auf historisierende Lösungen wird verzichtet.

Der historische Stadtgrundriss und die vorhandene Parzellenstruktur sind maßstäbliche Grundlage bei städtebaulichen Neuordnungen.

Die vorhandenen Gebäudeformen, -stellungen und -höhen formulieren einen Rahmen für neue Bauvorhaben, Höhenanpassungen an heutige funktionale Erfordernisse sind möglich.

Die Proportionen, Gliederungen und wesentlichen Gestaltungselemente der historischen Gebäudefassaden sind bei neuen Bauvorhaben aufzugreifen und zeitgenössisch zu interpretieren.

Sind innerhalb kleinteiliger Strukturen die funktionalen Erfordernisse nicht zu erfüllen, können im Einzelfall neue Elemente eingefügt werden, die sich an dem Maßstab von Gebäuden in der Altstadt orientieren.

Grundsätzlich wird bei allen Neubauten und bedeutenden Umbauten eine hohe Gestaltungsqualität angestrebt.

Oberbürgermeister Norbert Zeidler ist die konsequente Stadtplanung ein zentrales Anliegen. Die wichtigste Grundlage für ein qualitativ hochwertiges baukulturelles Schaffen ist dabei eine intensive Auseinandersetzung mit dem Stadtraum auf allen Ebenen.

Schwarzplan Biberach
Hervorgehoben wurden neben der Innenstadt jene Wohngebiete, in denen in den letzten Jahrzehnten besonders interessante Entwicklungen stattgefunden haben.

4. Mehr als nur Bauvorschriften

Im Jahr 2010 wurde die Stadtbildanalyse, eine umfassende Bestandsdokumentation für die Altstadt, fertiggestellt. Sie beschreibt und analysiert die baulichen Gestaltungsmerkmale der historischen Innenstadt und ihrer Gebäude und ist Grundlage für die Stadtbildsatzung, einer Neufassung der örtlichen Bauvorschriften. „Es geht uns um das Wahrnehmen und Erkennen des Materials: Welche sind die baulichen Merkmale, die Besonderheiten und die Alleinstellungmerkmale mit Blick auf die Stadtgesellschaft und die Geschichte der Stadt“, so Christian Kuhlmann. Nach einer Offenlage, d. h. der Möglichkeit für Bürgerinnen und Bürger, Anregungen einfließen zu lassen, wurde die Stadtbildsatzung vom Gemeinderat im Mai 2013 beschlossen.

5. Qualität entsteht im Dialog mit dem Gestaltungsbeirat

Der Impuls für die Einführung eines Gestaltungsbeirats in Biberach war die Erkenntnis, dass mit einer Gestaltungssatzung alleine nicht die gewünschte städteplanerische und architektonische Qualität in einem angemessenen Gleichgewicht zwischen Erhalt historischer Ensembles und zeitgenössischem Neubau erzielt werden konnte. Dank gezielter Meinungsbildung im Gemeinderat, mittels Exkursionen in Städte, die Gestaltungsbeiräte bereits erfolgreich installiert haben, gelang Christian Kuhlmann im Jahr 2011 die Einführung des Gestaltungsbeirats – zunächst auf Probe.

„Mit einer Gestaltungssatzung kann ich nur das Schlimmste verhindern, aber keine Qualität erzeugen“, bringt Christian Kuhlmann die begrenzte Wirksamkeit einer Satzung auf den Punkt.

Der Beirat hat die Aufgabe, bauliche Entscheidungen aus der amtlichen Behandlung herauszulösen und zu einer objektiveren Qualitätsfindung durch intensiven Dialog zwischen Bauwerbern, Fachleuten und Behörden beizutragen. Er soll helfen, mögliche Konflikte im Rahmen von Bauverfahren frühzeitig zu erkennen und zu entschärfen. Das Gremium versucht, die Qualität von Projekten im Hinblick auf Angemessenheit im baulichen und landschaftlichen Kontext zu fördern und qualitativ anspruchsvolle Projekte in ihrer Realisierbarkeit argumentativ zu unterstützen. Das zur Verfügung stehende Budget beträgt 20.000 Euro pro Jahr. Vier externe Architektinnen und Architekten aus dem In- und Ausland wurden durch das Baudezernat

Der 2012 fertiggestellte Umbau des Sportfachgeschäfts Heinzel wurde in der Entwicklungsphase durch das Baudezernat und den Gestaltungsbeirat begleitet. (Planung: JKM Architekten)
„Aus rein denkmalfachlichen Gesichtspunkten heraus wäre dieses Projekt nicht möglich gewesen. Im Interesse der Funktionsstärkung der Innenstadt wurden die Belange des Denkmalschutzes zurückgestellt. Es ist ein Schlüsselbaustein für die Innenstadtentwicklung“, so Christian Kuhlmann.

ausgewählt und in den Gestaltungsbeirat berufen. Sie werden alle zwei Jahre alternierend gewechselt und sind bis zwei Jahre nach ihrer Beiratstätigkeit für Planungstätigkeiten in Biberach gesperrt. Inzwischen ist es gelungen, den Gestaltungsbeirat auf unbestimmte Zeit einzurichten und die Beratungsleistung auf ein größeres Gebiet auszuweiten.

6. Die Visualisierung des Bauvolumens im Kontext

Eine wesentliche Säule der kommunalen Planungsarbeit sind die Rahmenpläne,[3] für die sogar Modelle oder 3D-Visualisierungen angefertigt werden, um komplexe Aufgaben besser verstehen zu können. Anwendung finden diese bei Veränderungen mit städtebaulicher Relevanz, indem sie dem Gestaltungsbeirat als Diskussionsgrundlage dienen. Die Ergebnisse sind Basis für den Bebauungsplan und das vorgesehene Projekt.

7. Frühzeitige fachliche Diskussionen

Bevor ein Investor in aufwendige Planungen investiert, werden die Grundzüge und erste Lösungsansätze eines Projekts bereits im Vorfeld, z. B. im Gestaltungsbeirat oder in den öffentlichen Gemeinderatssitzungen, vorgestellt und diskutiert. Die städtebaulichen Rahmenpläne sowie die Volumenmodelle werden unterstützend in der Vermittlung eingesetzt. Bürgerbeteiligungen bei der Projektentwicklung von Bebauungsplanverfahren werden frühzeitig durchgeführt.

„Bürgerinnen und Bürger betrachten allzu oft nicht das große Ganze. Das muss ihnen erst im Dialog vermittelt werden. Sie werden leider in der Regel erst aktiv, wenn es sie direkt und unmittelbar betrifft. Wir versuchen deshalb, Bürgerbeteiligungsprozesse mit konkretem Projektbezug frühzeitig umzusetzen“, erklärt Carola Christ, die Leiterin des Stadtplanungsamts.

Insbesondere um die Gestaltungsqualität in den Einfamilienhausgebieten zu verbessern, wurde 2007 eine Architekurmesse veranstaltet. Die Messe ist eines von zahlreichen Beispielen für das vielfältige Engagement in der Baukulturvermittlung in Biberach.

8. Baukulturvermittlung

Die von der Verwaltung erarbeiteten Konzepte für die Innenstadt werden zwar im Gemeinderat ausgiebig diskutiert, sind aber dennoch in der Öffentlichkeit relativ wenig bekannt. Im Jahr 2011 wurde daher eine Baukulturkampagne[4] gestartet. Unter dem Titel „Biberach weiterbauen“ wird im Rahmen des Forschungsfeldes „Baukultur in der Praxis“ (im Forschungsprogramm „Experimenteller Wohnungs- und Städtebau“ des Bundes – ExWoSt) modellhaft geprüft, welche Möglichkeiten und Chancen im Bereich der Vermittlung der Baukultur liegen. Biberach ist eine von acht Beispielkommunen in Deutschland, die im Rahmen des Modellprojekts Aufschluss über diese Frage geben sollen. Adressaten sind die kommunalen Vertreterinnen und Vertreter aus Politik, Verwaltung und Bürgerschaft. Mit Bundesfördermitteln wurde der Prozess professionell begleitet und führte zur Erstellung des mittlerweile im Entwurf vorliegenden Handbuchs „Baufibel Biberach a. d. Riß“.

Als ein erstes Ergebnis dieser Zusammenarbeit ist die Einbindung von Kultur- und Bildungseinrichtungen in die Baukulturkampagne zu sehen. Aktuell kooperiert das Baudezernat mit dem Kulturdezernat, einem Gymnasium, einer Realschule und der Jugendkunstschule. Eine Maßnahme sind die sogenannten „Schau(bau)stellen“, die aktuelle Bauprojekte der Öffentlichkeit präsentieren.

Eine andere Initiative im Rahmen dieses ExWoSt-Vorhabens ist die „Architekturwerkstatt – mein Biberach“. Sie wurde mit dem Ziel initiiert, die

Qualitäten und die Gestaltungsmerkmale der Stadt sehen und kennenzulernen. Dazu werden über die Volkshochschule Vorträge und Stadtspaziergänge angeboten.

Ergänzend werden projektunabhängig von der Verwaltung öffentliche Veranstaltungen zu Einzelthemen und Projekten durchgeführt. Ziel ist es, für Themen der Innenstadtentwicklung zu interessieren und mit Stadtrundgängen und Diskussionsveranstaltungen für Fragen der Baukultur im Allgemeinen zu sensibilisieren. Parallel bestehen Informationsmöglichkeiten über eine aktuelle und umfassende Informationsplattform im Internet (www.biberach-riss.de), die einen digitalen Architekturführer beinhaltet.

9. Etablierte Wettbewerbskultur und Mut zu Verfahrensexperimenten

Der Wettbewerb ist ein erprobtes Verfahren, um zum bestmöglichen Projekt zu kommen. Das Baudezernat organisiert städtebauliche Wettbewerbe, Architektur- und Ideenwettbewerbe nicht nur für kommunale Vorhaben, sondern empfiehlt auch privaten Bauherren bei mittleren und größeren Bauaufgaben eines der beiden Verfahren – klassischer Wettbewerb oder Mehrfachbeauftragung[5] – zu wählen. Bei frühzeitiger Vorlage qualifizierter Projektvorschläge kann neuerdings jedoch mit Zustimmung des Gestaltungsbeirats auch darauf verzichtet werden.

In Biberach gibt es zahlreiche innovative Projekte, interessante Bauten, hochwertig gestaltete öffentliche Räume und durchdachte, städtebauliche Planungen. Diese im Detail zu beschreiben würde den Rahmen dieser Broschüre sprengen. Zudem sind viele Projekte auch schon in anderen Publikationen dargestellt worden.

Auf zwei aktuelle Vorhaben möchten wir dennoch etwas detaillierter eingehen: die Siedlung Talfeld und das neue Jugendhaus. Bei beiden ist es die Experimentierfreude, neue Verfahren zu testen, die sie von anderen Bauprojekten unterscheiden. Bei der Siedlung Talfeld wurde u. a. durch die Organisation einer Architekturmesse versucht, die Qualität eines Einfamilienhausgebiets zu verbessern – es geht also um eine für ländliche Räume besonders häufige Bauaufgabe. Das Jugendhaus macht vor allem die gezielte Einbindung von Jugendlichen unter der Verwendung von Neuen Medien zu einem interessanten Experiment.

Ab Mitte 2014 soll in der Architekturwerkstatt-Reihe zwei Wochen lang das „Alte Schuehaus“ mitten am Marktplatz wieder errichtet werden, das vom 15. bis zum 17. Jahrhundert dort stand. Die Installation im Maßstab 1:1 soll auf die einstige Enge und heutige Großzügigkeit des Platzes verweisen. Jugendliche, Auszubildende, Lehrende, Studierende, Kunstschaffende und Unternehmen sollen durch diverse Aktionen den Prozess unterstützen, um dadurch eine höhere Sensibilität für die Weiterentwicklung der Stadtgestalt zu bekommen.

Im Rahmen der Entwicklung des Jugendhauses fanden zahleiche Workshops mit Jugendlichen statt. Es wurden mögliche Standorte besichtigt, Umgebungsmodelle gebaut und die von den beauftragten Architekturbüros erarbeiteten Entwürfe diskutiert. Wichtig für die Standortwahl fanden die Jugendlichen die Nähe zum öffentlichen Nahverkehr, einen möglichst zentralen Ort, die Nähe zu Schulen und die gute Sichtbarkeit im städtischen Kontext.

Projektentwicklung 2.0 - das Jugendhaus Biberach

Beim Neubau des Jugendhauses geht die Stadt Biberach mit einer Verschränkung von Architekturwettbewerb mit Bürgerbeteiligung gänzlich neue Wege. Es wurden vier Planungsbüros für den Wettbewerb in Form einer Mehrfachbeauftragung ausgewählt. Der Wettbewerb selbst wurde als sogenanntes kooperatives Verfahren organisiert. Dabei besteht die Möglichkeit, sich in einem begleiteten Dialog zwischen Gestaltern, Nutzern, Auslobern und Fachleuten strukturiert und sukzessive den unterschiedlichsten Lösungsansätzen zu nähern. Es gab mehrere Zwischenschritte in der Beurteilung der Entwurfsarbeiten, die sogenannten Kolloquien, und eine Rückmeldung an die Planungsbüros durch das Preisgericht, in dem auch Jugendliche vertreten sind. Sogar Änderungen an Raum- und Funktionsprogramm können während dem Verfahren noch vorgenommen werden.

Mit Unterstützung einer auf Social Media spezialisierten Beratungsfirma initiierte das Baudezernat den ergänzenden, als „Online/Offline“ titulierten Prozess zum Architekturwettbewerb mit Rückkoppelung aus einer geschlossenen Facebook-Gruppe Biberacher Jugendlicher.[6] Den Auftakt bildete eine Startveranstaltung, die in Kooperation mit einigen Biberacher Schulen organisiert und somit vorwiegend von diesen besucht wurde. Dabei ging es um das Hinterfragen des Raumprogramms, die Auseinandersetzung mit Architektur und das Kennenlernen der vier Architektenteams.

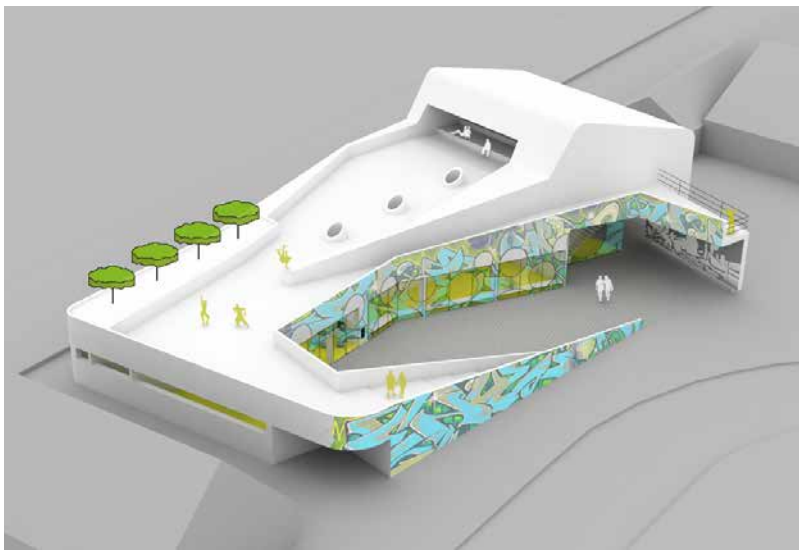
Schon zum Zeitpunkt des ersten Kolloquiums, als die Grundüberlegungen der Architekten präsentiert wurden, waren bereits mehr als 700 Jugendliche auf einer geschlossenen Facebook-Gruppe registriert. Dabei haben rund 500 Mitglieder der Gruppe mehr als 1.000 Kommentare zu den einzelnen Entwurfsvorschlägen verfasst.

Begleitend zur Onlinegruppe werden auch klassische Informations- bzw. Diskussionsveranstaltungen in den Jugendorganisationen durchgeführt, wo die Projekte in ähnlicher Weise diskutiert werden. Die Beratungsfirma sammelt sowohl die Online- als auch die Offlinekommentare, wertet sie aus und bereitet sie für das Preisgericht auf. Die Erkenntnisse der Jugendlichen fließen in die Kolloquien und somit in die Weiterbearbeitung durch die Architekten unmittelbar ein.

Abgeschlossen wird das Verfahren einerseits durch eine Preisgerichtssitzung, andererseits wird im Rahmen einer öffentlichen Veranstaltung eine qualifizierte Umfrage zu den Entwürfen durchgeführt. Die letzte Entscheidung auf Basis der Preisgerichtsempfehlung und des „Votings“ durch die Jugendlichen trifft jedoch der Gemeinderat, d. h. die Verwaltung bleibt zu jedem Zeitpunkt Herr des Verfahrens.

Bürgerinnen und Bürger betrachten allzu oft nicht das große Ganze. Das muss ihnen erst im Dialog vermittelt werden. Wir versuchen deshalb, Bürgerbeteiligungsprozesse mit konkretem Projektbezug sehr frühzeitig umzusetzen.

Carola Christ, Leiterin
des Stadtplanungsamts



Die Entwürfe für das Jugendhaus wurden insgesamt dreimal präsentiert, und zwar nicht nur dem Preisgericht, in dem auch Jugendliche vertreten waren, sondern auch allen Biberacher Jugendlichen auf Facebook. So konnten sie ihre Meinung zu den Projekten kundtun, konstruktive Vorschläge unterbreiten und damit aktiv Einfluss auf die Planung nehmen. Erstgereiht wurde das hier abgebildete Projekt von Architektin Christine Reck.

Über den breiten Beteiligungsprozess und die damit zu erzielende Identifikation mit „ihrem“ Jugendhaus verspricht sich die Verwaltung Verbesserungen in der Vermittlung kommunaler Entscheidungsprozesse an Jugendliche in einem frühen Alter, Transparenz der politischen Entscheidungen, steigendes Interesse an Kommunalpolitik, Förderung des Demokratieverständnisses, aber auch Erfolge in der Vermittlung von Baukultur und im Aufzeigen von Wegen zu einer qualitätsvollen Gestaltung der gebauten Umwelt.

„Wir möchten zunächst den Jugendhaus-Beteiligungsprozess abschließen und dann überlegen, ob diese Vorgehensweise auch für andere Bürgerbeteiligungsverfahren und Wettbewerbe sinnvoll sein könnte“, erklärt Oberbürgermeister Norbert Zeidler.

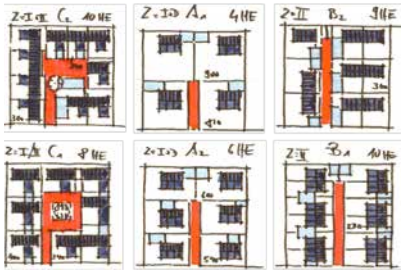
Auf Basis eines städteplanerischen Rahmenplans bestimmt das Baudezernat Biberach die Spielregeln der in Etappen entstehenden Entwicklung der Siedlung Talfeld. Bei der Wahl der Haustypen wird zwar auf die konkrete Nachfrage Rücksicht genommen, gleichzeitig werden jedoch klare Vorgaben betreffend Erschließung, Höhenentwicklung, Dichte und Freiraumanteil gemacht.

Eine Mustersiedlung in Bau

„Die am weitesten verbreitete Wunschvorstellung vom Wohnen der Deutschen ist, auch wenn wir es nicht akzeptieren wollen, das Wohnen in einem freistehenden Einfamilienhaus. Im ländlichen Raum und insbesondere in Oberschwaben ist das Wohnen in einem urbanen Quartier kaum nachgefragt. Nachgefragt sind frei bebaubare Parzellen, auf denen die unterschiedlichsten Wunschbilder vom Einfamilienhaus, möglichst ohne baurechtliche Einschränkungen, realisiert werden können. Die Ergebnisse und Auswüchse dieses ‚Bauherrenindividualismus‘ sind landauf, landab zu begutachten. Architekten spielen bei dieser Bauaufgabe kaum noch eine Rolle“, so Baubürgermeister Christian Kuhlmann. Um vonseiten des Baudezernats diesen Entwicklungen in den Einfamiliensiedlungsgebieten entgegenzuwirken und um ein breiteres Spektrum an Wohnformen zu erhalten, wurden bei der Siedlungsentwicklung Talfeld einige räumliche Experimente gestartet.

Bereits im Stadtentwicklungskonzept aus den Jahren 1995/96 ist das Baugebiet Talfeld als eine wichtige zukünftige Entwicklungsfläche für Wohnzwecke ausgewiesen. Es stellt eine bedeutende Siedlungserweiterung in Biberach dar, die das Stadtbild aufgrund ihres Ausmaßes in der Größenordnung von 35 Hektar maßgeblich prägen wird. Die Zielvorstellung sieht sowohl eine hohe städtebauliche und architektonische Gestaltqualität als auch Flexibilität vor.

Auf Basis eines städteplanerischen Rahmenplans bestimmt das Baudezernat Biberach die Spielregeln der in Etappen entstehenden Siedlungsentwicklung. Bei der Wahl der Haustypen wird zwar auf die konkrete Nachfrage Rücksicht genommen, gleichzeitig werden jedoch klare Vorgaben betreffend



Die Siedlung Talfeld gehört mit 35 Hektar zu den größten Neubaugebieten der Stadt. Der neue Stadtteil am östlichen Stadtrand besteht nicht nur aus Einfamilienhäusern, sondern auch aus Wohnhäusern in verdichtetem Flachbau sowie mehrgeschossigen Wohnbauten, Geschäften und öffentlichen Gebäuden.

Erschließung, Höhenentwicklung, Dichte und Freiraumanteil gemacht. Um die geforderte städtebauliche und architektonische Qualität markanter Gebäude, etwa der beiden sechsgeschossigen Wohnbauten oder der Kinderkrippe, zu erzielen, wurden Architekturwettbewerbe durchgeführt.[7]

Bis Ende 2013 sollen im ersten Entwicklungsabschnitt auf einer Fläche von circa elf Hektar 300 Wohneinheiten errichtet werden, die sich aus verschiedenen Haustypen zusammensetzen. Um ein möglichst breit gefächertes Angebot zu erzielen, wurde 2007 eine Architekturmesse veranstaltet, bei der etwa 20 Architektinnen und Architekten der Region angefragt wurden, Entwürfe für unterschiedliche Haustypen für den neuen Stadtteil zu erstellen. Bauwerber, die sich für einen dieser Entwürfe entschieden, wurden bei der Zuteilung der Grundstücke bzw. der Wohnungen bevorzugt. Geplant wird innerhalb eines städtebaulichen Rahmens mit 60 mal 60 Meter großen Modulen, in denen jeweils unterschiedliche Haustypen wie Gartenhof-, Atrium-, Kettenhaus, freistehendes Einzelhaus – allerdings nur ein Haustyp pro Modul – zulässig sind. Die Module wurden auf Grundlage der Nachfrage definiert, der gesamte Bebauungsplan erst im Entwicklungsprozess entwickelt. Interessant an dem Bebauungsmodell ist die Tatsache, dass der Typ des Atrium- beziehungsweise Gartenhofhaues, das normalerweise nicht nachgefragt wird, da die Menschen wenig Vorstellungskraft für die Qualität von Atrien haben, eine große Bedeutung bekommen hat und ein beliebtes Wohnmodell geworden ist.

Die 2007 veranstaltete Architekturmesse trug dazu bei, die Vorstellungskraft für weniger gefragte Haustypen – etwa für Atriumhäuser – zu fördern. Das hier abgebildete Haus wurde vom Büro Gurland+Seher Architekten, Biberach, im Rahmen der Architekturmesse entwickelt und im Auftrag von drei Bauherren, die in einer Reihenhausgruppe gemeinsam gebaut haben, dreifach realisiert.

Die Kinderkrippe im Neubaugebiet Talfeld ist eines der ambitioniertesten kommunalen Bauprojekte. Als Verfahren wurde eine Mehrfachbeauftragung gewählt, aus der drei Vorentwürfe hervorgingen. Die Planung erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Kindergartenträger, den Mitarbeiterinnen der Kinderkrippe Mühlweg sowie dem Gebäudemanagement und dem Hochbauamt der Stadt Biberach. (Architektur: Johannes Kaufmann)

Resümee

Mut und Kompetenz sind gefragt, um den Gemeinderat zu überzeugen, dass er sich auf innovative Prozesse einlässt, deren Verlauf naturgemäß schwieriger einzuschätzen ist als bei herkömmlichen Projekten. Das Baudezernat in Biberach an der Riß leistet diese Arbeit mit großer Beharrlichkeit, überzeugenden Konzepten und guten Argumenten und ist die treibende baukulturelle Kraft vor Ort. Neben den intern vorhandenen Kompetenzen greift die Kommune bewusst auf externe Fachkräfte zurück. Der Gestaltungsbeirat etwa soll gänzlich unabhängig Projekte beurteilen können und zusätzliche Prozessbegleiter, die für Bürgerbeteiligungsprojekte engagiert werden, bringen neben ihren fachlichen Kompetenzen auch den wertvollen „Blick von außen“ ein.

Doch auch in wirtschaftlich starken Kommunen wie Biberach kann die umfassend hohe Projektqualität mit vorhandenen kommunalen Budgets nur sehr schwer abgedeckt werden. Förderungen der öffentlichen Hand, also vonseiten der Länder und des Bundes, sind für eine erfolgreiche Projektumsetzung sehr wichtig. Bei aller positiven Einstellung zu seiner Arbeit und dem bis dato Erreichten findet Christian Kuhlmann auch kritische Worte zur Förderpolitik:

Ohne den kontinuierlichen Einsatz von Städtebauförderungsmitteln wird die nach wie vor notwendige Erneuerung und Quartiersentwicklung bei uns nicht leistbar sein. Die 2010 und 2011 vom Bund vorgenommene radikale Reduzierung dieser Städtebauförderungsmittel steht im krassen Widerspruch zu den Bemühungen auf kommunaler Ebene und kann nicht toleriert werden.[8]

Das Baudezernat Biberach agiert dank der Kombination von Engagement, Einfallsreichtum, Strategie und Kompetenz in der kommunalen Bauverwaltung sehr professionell und vorausschauend. Es ist vor allem den

handelnden Akteuren aus der Bauverwaltung zu verdanken, dass in vielen Projekten der hohe Qualitätsanspruch von den übergeordneten Strategien bis ins Detail durchgehalten wird. Die dabei geschaffenen Strukturen lassen im Falle einer personellen Veränderung in der Verwaltung eine Kontinuität der ambitionierten Bau- und Planungskultur auch in Zukunft erwarten.

Biberach ist somit ein hervorragendes Beispiel dafür, wie Kompetenz und Kontinuität in der Bauverwaltung zu einer nachhaltig herausragenden, identitätsstiftenden und baukulturellen Qualität führen.

[1] Christian Kuhlmann, Vortrag „Planung und Stadtraum. Fluchtlinie vs. Baufeld" anlässlich der Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt No. 3 am 22. und 23. März 2012 in Düsseldorf
[2] Vgl. Dokumentation des am 22. Juni 2010 in Berlin stattfindenden Kongresses „Starke Klein- und Mittelstädte: Städtebauförderung in ländlichen Räumen", S. 32–34
[3] Christian Kuhlmann, Auszug aus dem Vortrag „Innenstadt – Best Practice aus Baden-Württemberg – Biberach/Riss", veröffentlicht im vorbereitenden Bericht zur Jahrestagung „Zukunft der Innenstadt" der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung am 13.5.2011 in Darmstadt, DASL (Hg.), Berlin 2011
[4] Christian Kuhlmann, Auszüge aus dem Vortrag „Planung und Stadtraum. Fluchtlinie vs. Baufeld" anlässlich der Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt No. 3 am 22. und 23. März 2012 in Düsseldorf
[5] Neben dem klassischen, d. h. offenen und anonymen Architekturwettbewerb, wird in Baden-Württemberg das mit der Architektenkammer akkordierte Verfahren der Mehrfachbeauftragung eingesetzt. Hierbei schließt der Auftraggeber mit mehreren Architekturbüros seiner Wahl jeweils einen Vertrag über Vorplanungsleistungen ab, die gemäß den festgehaltenen Sätzen der Honorarordnung für Architekten und Ingenieure (HOAI) zu honorieren sind. Das beste Projekt wird in der Folge von einem Preisgericht zur Beauftragung empfohlen.
[6] http://www.jugendhaus-bc.de
[7] Konzeptpapier „Siedlung Talfeld", Baudezernat Biberach, http://www.biberach-riss.de/media/custom/451_3731_1.PDF
[8] Christian Kuhlmann, Auszug aus dem Vortrag „ Innenstadt – Best Practice aus Baden-Württemberg – Biberach/Riss", veröffentlicht im vorbereitenden Bericht zur Jahrestagung „Zukunft der Innenstadt" der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung am 13.5.2011 in Darmstadt, DASL (Hg.), Berlin 2011

Literatur/Publikationen/Links

„Warum Biberach?", Textauszug auf der Homepage der HBC – Hochschule Biberach:
http://www.hochschule-biberach.de/sections/warum_biberach/die-stadt-biberach (Recherche vom 8.8.2011)

Architekturführer Biberach an der Riß: http://www.biberach-riss.de/index.phtml?La=1&sNavID=1516.106&mNavID=1516.1&object=tx|1516.648.1&kat=&kuo=1&text=&sub=0 (Recherchen von 21.1.2012 bis 10.2.2013)

„Stadtentwicklungskonzept Biberach – Fortschreibung 2005/06“, Stadtverwaltung Biberach (Hg.), 2006

„Stadt Biberach – Stadtbildanalyse für die Innenstadt“, Freie Planungsgruppe 7 (Stuttgart) in Zusammenarbeit mit Stadtverwaltung Biberach an der Riß, Stadtverwaltung Biberach (Hg.), 2010

„Sozialraumatlas Biberach“ Carola Christ, Gabriele Noack, Stadtplanungsamt Biberach, Herausgeber: Stadtverwaltung Biberach, 2011
„Stadtbildsatzung für die Altstadt Biberach“ Stadtplanungsamt Biberach, Stadtverwaltung Biberach (Hg.), 2012

Textbeitrag „Innenstadt – Best Practise aus Baden-Württemberg – Biberach/Riss“ von Christian Kuhlmann, veröffentlicht im vorbereitenden Bericht zur Jahrestagung „Zukunft der Innenstadt“ der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung am 13.5.2011 in Darmstadt, DASL (Hg.), Berlin 2011

Vortrag „Planung und Stadtraum. Fluchtlinie vs. Baufeld“ von Christian Kuhlmann anlässlich der „Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt“ No. 3 am 22. und 23. März 2012 in Düsseldorf

Auszüge aus dem Beitrag „Individuelles und verdichtetes Bauen – Die Risseger Steige in Biberach“ von Christian Kuhlmann, auf den Seiten 74–79 aus der Publikation „besser wohnen – Siedlungskonzepte im deutschen Südwesten“, Max Stemshorn (Hg.), Tübingen/Berlin 2007

Auszug aus dem Vortrag „Planung und Stadtraum. Fluchtlinie vs. Baufeld“ von Christian Kuhlmann, anlässlich der „Konferenz zur Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt“ No. 3 am 22. und 23. März 2012 in Düsseldorf

Auszüge aus dem Beitrag „Einflüsse der Postmoderne – Der Sandberg in Biberach a. d. R.“ von Christian Kuhlmann auf den Seiten 56–61 aus der Publikation „besser wohnen – Siedlungskonzepte im deutschen Südwesten“ Max Stemshorn (Hg.), Tübingen/Berlin 2007

Auszug aus dem Vortrag „Innenstadt – Best Practise aus Baden-Württemberg – Biberach/Riss “ von Christian Kuhlmann, veröffentlicht im vorbereitenden Bericht zur Jahrestagung „Zukunft der Innenstadt“ der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung am 13.5.2011 in Darmstadt, DASL (Hg.), Berlin 2011

„Gestaltungsbeiräte – Mehr Kommunikation, mehr Baukultur“, Bund Deutscher Architekten BDA (Hg.), Berlin 2011

„Handbuch der Baukultur“, Redaktion: Förderverein Bundesstiftung Baukultur e. V., Bundesstiftung Baukultur (Hg.), Potsdam 2010

„Neues Baden-Württemberg“, Birgit Schmolke, Sophie Steybe, Franziska Nauck, 2007

„Architektur in Baden-Württemberg 2009 – Auszeichnungen guter Bauten Hugo-Häring-Preis“, Bund Deutscher Architekten BDA (Hg.), Landesverband Baden-Württemberg, Stuttgart 2010

„Baukultur Schwarzwald – Architekturpreis 2010“, Eckhard Bull, Rolf Sutter, Architektenkammer Baden-Württemberg (Hg.), Kammerbezirk Freiburg 2010

http://www.biberach-riss.de/
http://www.jugendhaus-bc.de
http://www.christine-reck.de
http://www.lohrer-hochrein.de/main.php
http://www.lanz-schwager.de
http://www.podrecca.at
http://www.jkarch.at

Bildnachweis

S. 60, S. 67: Grundlage: Stadt Biberach, Bearbeitung: LandLuft;
S. 62, S. 63, S. 64 (unten), S. 66, S. 69, S. 70, S. 71, S. 73 (unten),
S. 74 (oben), S. 75.: Stadt Biberach; S. 73 (oben): Christine Reck Architekten; S. 74 (unten): Ben Kuhlmann; restliche Bilder: LandLuft

Baruth

Das Land ist nicht dumm!

Initiative:	Landschaft, Kunst, Stadtentwicklung
Gemeinde:	Baruth/Mark
Landkreis:	Teltow-Fläming
Bundesland:	Brandenburg
Einwohnerzahl:	4.200
Gemeindefläche:	233,6 km²
Anzahl der Ortsteile:	12
Nächste größere Stadt:	Berlin (60 km, 3,5 Mio. EW)
Verwaltung:	eigenes Stadtamt
Struktur:	ländliches Umland, Industrie
Kontakt:	http://i-ku.net u. a. Karsten Wittke, Annette Braemer-Wittke

Entwicklung und Meilensteine

1997	fünf Künstlerpaare beziehen die ehemalige Schule
1998	erste Ausstellung in der Alten Schule Baruth mit dem Titel „Die Entdeckung der Freizeit“
2004	Gründung des I-KU, Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums e. V. Programm „Schöner Ort Nirgendwo“ mit fünf Projekten im öffentlichen Raum: Ausstellung „Die, die am Tag träumen“ mit elf Künstlerarbeiten im Lenné-Park Ausstellung „Erfindung der Landschaft“ im Frauenhaus des Schlosses Brückenwettbewerb zur Gestaltung von fünf Brücken im Lenné-Park Obstackerprojekt „Pormona“, Rekultivierung alter Streuobstwiesen Projekt „Virtuelle Landschaften“ mit fünf Kurzfilmen
2005	Neugestaltung Ernst-Thälmann-Platz, atelier 8
2006	Eröffnung Brücke im Lenné-Park, Architekten Aumüller/Hamm

Entwicklung und Meilensteine

2006 Häuser für Autos, Kunst und Kulturverein Alte Schule Baruth
Baruther Gespräch 1: ACT LOCAL! – Perspektiven ländlicher Räume, I-KU
Stadtpfad Baruth mit Motiven historischer Postkarten, I-KU
2007 erstes Weinbergfest, I-KU
2008 Baruther Gespräch 2: (UN-)MÖGLICHE RÄUME – Kreativ wirtschaften auf dem Land, I-KU
2009 erste Weinlese, I-KU
2011 Beginn Sanierung Frauenhaus, Reckers Architekten
Neubau Kindertagesstätte Baruth, Bernd Huckriede, Elke Hausen-Huckriede
Erweiterung Kindertagesstätte Groß Ziescht, Architekturbüro Thomas Näther
2012 Baruther Gespräch 3: HELIOS – Welche Kraft zur Transformation steckt in der Energiewende?, I-KU
Beginn Baruthopia; dreijährige Veranstaltungsreihe über den gesellschaftlichen Wandel und den ländlichen Kulturraum, I-KU
2013 Beginn „Wissenstausch – Die Baruther Bank“, I-KU

Auszeichnungen und Preise

2006 Brücke im Lenné-Park, Renault Traffic Design Award
2007 Brücke im Lenné-Park, Anerkennung im Rahmen der Auszeichnung mit dem Brandenburgischen Architekturpreis
Gestaltung Ernst-Thälmann-Platz, atelier 8, Anerkennung im Rahmen der Auszeichnung mit dem Brandenburgischen Architekturpreis

Karsten Wittke, Mitgründer des I-KU (Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums) über das Projekt Weinberg Baruth

Primär hat uns interessiert, einen schönen Ort zu schaffen, der gerne besucht wird und nicht nur für Experten interessant ist.

Karsten Wittke
geboren 1958 in Wuppertal, lebt als freischaffender Künstler mit seiner Familie in Baruth/Mark. Er ist Gründungsmitglied des Instituts zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums und des Netzwerks Raumumordnung. Die künstlerische Arbeit bewegt sich in den vielfältigen Grenzbereichen von Farbe, Licht, Malerei und Architektur sowie angewandter Raumgestaltung. Als Konsequenz seines Lebensentwurfs und Alltags beschäftigt er sich in Theorie und Praxis mit der Situation und den Handlungsmöglichkeiten von Kunst und Kulturprojekten im ländlichen Raum.

Das Gespräch mit Karsten Wittke führte Richard Steger.

Die Stadt Baruth/Mark liegt eine Bahnstunde südlich von Berlin, dennoch ist die Nähe zur Hauptstadt nicht zu spüren. Die Stadt besteht aus zwölf Ortsteilen, erstreckt sich über eine ungewöhnlich große Fläche von 234 Quadratkilometern und weist mit 18 Einwohnern je Quadratkilometer eine äußerst geringe Bevölkerungsdichte auf. Zu DDR-Zeiten war Baruth vorwiegend durch industrielle Landwirtschaftsproduktion geprägt. Seit den 1990er-Jahren nutzen einige Holzindustriebetriebe und ein großer Mineralwasserproduzent die lokalen Ressourcen Wald und Wasser und entwickelten sich zu den größten Arbeitgebern in der Region. Das Problem des demografischen Wandels mit geringen Geburtenraten und Überalterung der Gesellschaft ist eine evidente Herausforderung für die Stadt Baruth und ihre Dörfer. Die Stadt engagiert sich für eine gute Baukultur, die Bevölkerung wird bei Bauvorhaben in der Vorplanung wie auch während der Umsetzung durch das Bauamt eingebunden und es gibt einige vorbildliche öffentliche sowie private Bauprojekte (Brücken im Lenné-Park, Neugestaltung Ernst-Thälmann-Platz, Kindertagesstätten in Baruth und Groß-Ziescht, die neue Sporthalle in Petkus, einzelne Bushaltestellen, Sanierung von Fachwerkhäusern, Neubau von Einfamilienhäusern etc.), die vorzugsweise mit den Baustoffen aus der lokalen Holzindustrie umgesetzt wurden.

Mit dem Museumsdorf im Ortsteil Glashütte, dem Künstlerhof im Ortsteil Klasdorf und dem Kunst- und Kulturverein Alte Schule Baruth gibt es ungewöhnlich viele Kunst- und Kulturschaffende und eine lebendige Kunst- und Kunsthandwerksszene in der Stadt. Eine der interessantesten Initiativen ist das I-KU (das Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums), dessen Mitglieder soziale und kulturelle Gegenwartsprozesse im ländlichen Raum zum Anlass unterschiedlicher Aktionen nehmen. Mit ihrer langjährigen Arbeit möchten die Künstlerinnen und Künstler des I-KU auf die Gestaltung ihres Lebensraums auf dem Land unmittelbar und universell Einfluss nehmen, der gemeinschaftliche Nutzen steht dabei immer im Vordergrund.

Neben einer Vielzahl an kulturellen Projekten wurden auch einige land(wirt)schaftliche Arbeiten umgesetzt, wie z. B. das Projekt Streuobstwiesen, die Brücken im Lenné-Park oder die Reaktivierung des Weinbaus. Die Bedeutung landwirtschaftlicher Themen hat nicht zuletzt auch damit zu tun, dass dieser Bereich in Strukturförderprogrammen im ländlichen Raum fest verankert ist (z. B. Kulturland Brandenburg etc.). Das I-KU organisiert die sogenannten Baruther Gespräche, eine Informations- und Diskussionsplattform zu gesellschaftspolitisch-kulturellen Themen auf dem Land, wie z. B. Symposien über neue Perspektiven durch lokales Handeln[1], kreatives Wirtschaften[2] auf dem Land oder neue Potenziale durch die Energiewende.[3] Die Initiative des I-KU zeigt vorbildlich, wie eine Kleinstadt durch langjähriges und kontinuierliches Engagement profitieren kann. Gute Baukultur ist hier nicht vordergründiges Ziel der Arbeiten, jedoch ein reales Ergebnis.

Sie sind in der ehemaligen BRD aufgewachsen und 1997 nach Baruth übersiedelt. Warum gerade Baruth?

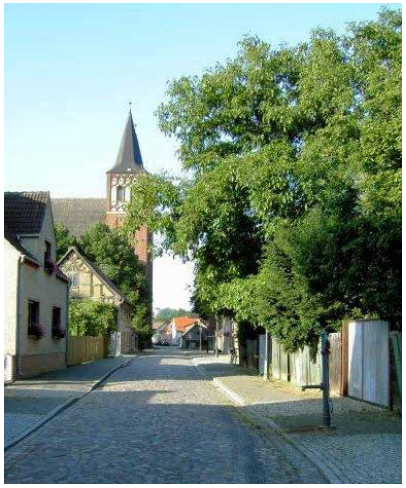
Karsten Wittke: Das war keine bewusste Entscheidung, sondern eher ein Zufall. Kollegen von meiner Frau und mir hatten das Immobilienprojekt mit der Alten Schule in Baruth, da hat es sich ergeben, dass wir auch dort hingehen. Wir sind aufs Land gezogen, es hat uns gefallen und wir sind geblieben.

Vor 15 Jahren bezogen also fünf Künstlerpaare das alte, nicht mehr benützte Schulgebäude in Baruth und bauten die ehemaligen Klassenzimmer zu Ateliers und Wohnungen um. Wie hat sich das Zusammenleben und -arbeiten des Künstlerkollektivs in der Zwischenzeit entwickelt?

Karsten Wittke: Es leben nicht mehr alle Gründungsmitglieder der ursprünglichen Gruppe in Baruth. Momentan sind wir die einzigen. Ein Gründungsmitglied hat eine Professur in Wuppertal, ein weiteres Gründungsmitglied ging nach Dresden und unterrichtet an der Kunsthochschule, zwei leben in Berlin und kommen an Wochenenden und in den Ferien, um die Sommerausstellungen vorzubereiten.

Im Umfeld des Walther-Rathenau-Platzes gibt es mittlerweile jedoch weitere wichtige Akteure. Horst Heinisch und seine Frau Ragna Haseloff, I-KU-Gründungsmitglieder und Landschaftsarchitekten mit Büro in Baruth (atelier 8), sind typische „Wiederkehrer". Horst Heinisch wuchs in Hamburg auf, seine Familie stammte jedoch zum Teil aus Baruth, daher die Verbindung zur Stadt. Mathias Reckers, auch er ursprünglich Mitinitiator der Alten Schule, hat die Alte Oberpfarre renoviert, lebt dort mit seiner Familie und führt ein Architekturbüro.

Dr. Georg Goes kam aus beruflichen Gründen nach Baruth und hat sich mit seiner Familie in unmittelbarere Nähe niedergelassen. Er ist der Leiter des Museums Glashütte und engagiert sich außerdem sowohl politisch als auch in zahlreichen Vereinen. Einige weitere Akteure verbringen hier ihre Wochenenden oder die Ferien, wie z. B. Claus Overmeyer vom Berliner Studio Urban Catalyst. Ich denke, das ist eine ganz normale Entwicklung, dass jemand wegzieht und andere dazukommen.



Die Kirchstraße im Ortskern von Baruth

Die Stadt Baruth mehrere Jahre vor der Zerstörung am Ende des Zweiten Weltkriegs. Von der ehemals geschlossenen Bebauung entlang der Hauptstraßen ist nur ein geringer Teil erhalten geblieben. Das ehemals homogene Stadtbild lässt sich heute nur noch erahnen. Es gibt bis heute zahlreiche Baulücken bzw. wurden viele Häuser um einige Meter von der Straße versetzt wieder aufgebaut.

Die Alte Schule Baruth ist Sitz des gleichnamigen Kunst- und Kulturvereins sowie des I-KU (Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums).

Wie ist das I-KU, das Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums, entstanden?

Karsten Wittke: Die Alte Schule Baruth war der Nukleus und Initialfunken, das I-KU entstand später, zum Teil durch Mitglieder des Kunstvereins. Mittlerweile haben die beiden Vereine sehr unterschiedliche Profile.

Das I-KU arbeitet inzwischen seit gut zehn Jahren und wir haben uns so langsam Renommee bei den lokalen wie auch regionalen Institutionen erarbeitet. Wir arbeiten in längerfristigen Zeithorizonten, was wir anfangen, kriegen wir, vor allem mit Geduld und einer gewissen Hartnäckigkeit, im Lauf der Zeit auch hin.

War es von vornherein Ziel, sich mit dem Ort auseinanderzusetzen bzw. sich im Ort zu engagieren?

Karsten Wittke: Nein, das hat sich nach und nach entwickelt. Zuerst wollten wir raus aus unserem Alltag und dann ist man auf dem Land und einfach einmal da. Mit der Zeit entstand dann die Idee, hier auch etwas zu machen, sich mit dem neuen Lebensumfeld auch künstlerisch auseinanderzusetzen. Anfänglich war ich aktiv beim Kunst- und Kulturverein Alte Schule Baruth. Persönlich fand ich es jedoch immer interessanter, sich über die Kunst hinausgehend mit sozialen und kulturellen Gegenwartsprozessen zu beschäftigen. Vor allem mit den Fragen: Was ist ländlicher Raum? Wie thematisiert man künstlerisch das Lebensumfeld, in dem man lebt? Es gab und gibt den Typus Künstler, der aufs Land zieht, weil er dort preiswerter wohnen und arbeiten kann, der Rest wird eher als Kulisse wahrgenommen und existiert parallel zum eigenen Leben. Das I-KU versuchte jedoch von Anfang an, auf verschiedenen Ebenen zu interagieren: künstlerisch, kommunikativ, partizipierend.

Das Projekt Stadtpfad Baruth wurde 2006 im Rahmen des Programms „Kulturland Brandenburg“ als permanente Installation über historische Baukultur in Baruth aufgestellt.

Kann Baruth durch das Engagement des I-KU profitieren? Ich meine in dem Sinn, dass es ein wertvolleres Umfeld für Sie als Akteur wie auch für die Bürgerinnen und Bürger in Baruth gibt?

Karsten Wittke: Bürgermeister Peter Ilk würde jetzt sagen: „Ja.“ Anfangs waren unsere Projekte für die Bevölkerung in Baruth, wie übrigens auch für die Kultur-Stiftung des Bundes, schwierig zu fassen. Wir haben von diesen „Kommunikationsbarrieren“ sehr viel gelernt. Ich glaube jedoch, dass unsere Arbeit in den vergangenen Jahren langsam angekommen ist und heute neben dem Gewerbe- und Industriegebiet und den sonstigen Einrichtungen in Baruth etwas in Bewegung gesetzt werden konnte. Verblüffend für die Leute ist immer, dass es für unsere Arbeiten keinen Auftrag vom Staat oder den Tourismuseinrichtungen gibt. Wir haben inzwischen gut ein Dutzend Projekte realisiert, die wir selber initiiert haben. Diese Unabhängigkeit ist unsere Stärke.

Es gibt zahlreiche Initiativen und Förderprogramme für die Entwicklung des ländlichen Raums in Brandenburg. Sehen Sie Ihre Arbeit als einen Teil davon bzw. wo unterscheiden sich die Aktivitäten des I-KU?

Karsten Wittke: Wir sind nah dran am Ort, indem wir ganz konkrete und anschauliche Kulturprojekte auf dem Land umsetzen. Wir arbeiten immer interdisziplinär und oftmals ergebnisoffen, damit kommen wir weiter als mit rigiden Zielsetzungen, die dann unter Umständen wichtige „Zufälle“ oder neue Erkenntnisse von vornherein ausschließen. Wir sind mit vielen anderen Akteuren, die in ähnlichen Themen arbeiten, vernetzt und tauschen uns auch regelmäßig aus. Allen Initiativen ist eines gemeinsam: Sie handeln und gestalten im ländlichen Raum vor Ort und nicht aus der Sicht der Metropole Berlin heraus.

Welche Ziele verfolgen Sie mit dem I-KU?

Karsten Wittke: Wir wollen vermitteln, dass der ländliche Kulturraum eine eigene Qualität hat und dass hier nicht die Dumpfbacken zurückgeblieben sind und Bier konsumieren. Wenn man hier lebt und sich darauf einlässt, behutsam die Qualitäten des Lebensraums zu entdecken, dann ist das ein spannendes Umfeld insbesondere in Zeiten gesellschaftlichen Wandels. Darum mangelt es uns auch nicht an Ideen. Und dann möchten wir unser Lebensumfeld auch aktiv mitgestalten.

Wie schaffen Sie das konkret?

Karsten Wittke: Die wesentliche Frage ist: Wie kann ich mitgestalten, ohne Gemeinderat zu sein? Wie kann ich außerhalb einer Partei und ohne Zugehörigkeit zu einem Club oder einem Traditionsverein etwas bewegen? Das klingt jetzt utopisch und visionär, aber ich bin der Meinung, wenn man kreativ arbeitet, will man immer etwas gestalten. Wir arbeiten gerne an komplexen Themen und möchten der Gesellschaft Gutes tun, zeigen, wie man Initiative ergreifen kann, versuchen, eine schöpferische Gesellschaft zu entwickeln, sich nicht entmutigen lassen, Ideen haben und Finanzierungen abschätzen.

Wie wichtig ist es Ihnen, dass die Bürgerinnen und Bürger von Baruth Ihre Aktivitäten wahrnehmen, und wie binden Sie diese ein?

Karsten Wittke: In einer kleinen Stadt haben die Aktivitäten eine Überschaubarkeit. Vieles wird wahrgenommen; man kann gar nicht anonym bleiben, so wie das in Berlin als Kunst- und Kulturschaffender möglich ist. Hier auf dem Land ist es möglich, spannende Impulse zu setzen. Das sieht man gut am Beispiel des Weinbergs. Primär hat es uns interessiert, einen schönen Ort zu schaffen, der gerne besucht wird und nicht nur für Experten interessant ist. Die Landschaft als Erholungsfläche und ein Ort, an dem man gerne ist. Der Weinberg wird inzwischen von vielen im Ort angenommen und belebt. Wichtig für das Mitgestalten sind aber nicht nur die einzelnen Projekte, sondern vor allem die andauernden, täglichen Gespräche vor Ort.

Die Brückenplattform der Architekten Britta Aumüller und Tobias Hamm stellt mit dem Rohstoff Holz den Bezug zum Waldreichtum der Mark Brandenburg her.
Die Idee, die Brücke auch als Ort des Verweilens zu betrachten, wird aufgrund der Lage im Schlosspark sehr positiv bewertet. Funktionalität und Harmonie bilden eine Einheit.[4]

Roggenkörner von einem lokalen Saatgutbetrieb, die streifenförmige Struktur von Saatguttestfeldern und die Gebäude des Ortsteils als Hintergrund waren die Motive für die Gestaltung der neuen Bushaltestellen im Ortsteil Petkus. Bei der Gestaltung der Glasplatten wurden Bilder von Roggenkörnern auf Folien gedruckt und gemeinsam mit Farbfolien zwischen den Glasscheiben einlaminiert. Als Materialien wurden Lärchenholz, Verbundsicherheitsglas und einbrennlackierte Stahlkonstruktionen verwendet. (Gestaltung: Arge atelier 8 und Karsten Wittke)

Und es ist sehr wichtig, dass die Stadt und der Bürgermeister hinter dem I-KU und den Projekten stehen, sich mit Beiträgen und Vorworten in Dokumentationen beteiligen und auch handfest mithelfen, wie zum Beispiel auf dem Weinberg bei Rebschnitt und Lese.

Das heißt, der Bürgermeister steht hinter den Aktivitäten des I-KU?

Karsten Wittke: Wir machen Stadtmarketing, ohne dass es die Stadt viele Euros kostet. Die Stadt Baruth ist nicht nur der Ort der Aktionen, auch der Name der Stadt ist im Titel der Projekte immer dabei. Das ist für beide Seiten ein wunderbarer Mehrwert und ohne diese Zusammenarbeit wären wir bestimmt nicht so gerne in Baruth tätig.

Von 1997 bis 2004 waren Sie im Kunst- und Kulturverein Alte Schule Baruth aktiv. Ich möchte hier nur einige Projekte aufzählen: Die Entdeckung der Freizeit (1998), Stadt Land im Fluss (2000), Vor Ort (2002), Schöner Ort Nirgendwo (2004) etc. Seit 2004 arbeiten Sie für das I-KU ebenfalls an Projekten zum ländlichen Raum und sind Mitorganisator der „Baruther Gespräche", die 2012 zum dritten Mal abgehalten wurden. Welche Schlüsselmomente gab es für Sie im Lauf der vergangenen Jahre?

Karsten Wittke: Das ist ein gute Frage. Es gab zwei Schlüsselerlebnisse, die unsere Arbeit ganz wesentlich bereichert und geprägt haben.

Das erste war im Jahr 2004, als im Zuge des Projekts „Schöner Ort Nirgendwo" einige Projekte im Lenné-Park und in der angrenzenden Ruine des alten Schlosses, im sogenannten Frauenhaus, gemacht wurden. Das Frauenhaus war ein riesiger Leerstand und völlig baufällig. Seit Jahrzehnten passierte dort nichts mehr und manche wollten es eigentlich abreißen lassen. Wir hatten die Idee, eine Ausstellung zu organisieren und die Stadt hat gesagt: „Macht das einfach!" Mit einfachen und provisorischen Mitteln entstand ein wirklich cooler Raum, der ein Jahr lang bespielt wurde. Viele Besucher kamen und alle waren von der Stimmung begeistert. Diese Ausstellung hat meine Einstellung verändert und sagte mir, in welche Richtung die künftige Arbeit gehen kann. Nicht mehr jedes Jahr eine Kunstausstellung, nicht kommen und etwas machen und dann wieder verschwinden, sondern zuerst genau hinschauen und beobachten, was da ist und wie es funktioniert. Und dann Dinge umsetzen. Was zählt, sind Taten, nicht Papie-

re. Parallel zu den Ausstellungsprojekten suchten wir Entwürfe für eine Brücke im Lenné-Park. Ein kleiner Wettbewerb wurde ausgelobt und zu unserer großen Überraschung wurden 188 Projekte von zum Teil renommierten Landschaftsarchitekten, Architekten und Künstlern eingereicht. Wir waren total überwältigt von dem großen Interesse. Das hat uns wirklich motiviert, in dieser Weise weiterzuarbeiten, auch mit der Stadt. Das Siegerprojekt wurde anschließend umgesetzt und ist ein wirklicher Hingucker.

Das zweite Schlüsselerlebnis ist der Weinberg. Eines Tages entdeckten wir auf einem alten Baruther Wappen eine Weintraube und fanden nach kurzer Zeit heraus, dass in Baruth früher Wein angebaut wurde. Nach längerer Suche fanden wir in der Folge in den doch gar nicht so leeren ländlichen Räumen einen geeigneten Hang und, beraten durch das staatliche Weinbauinstitut in Freiburg im Breisgau, die geeigneten Rebsorten. 2007 legten wir dann einen Weinberg an und haben jetzt einen Hektar mit inzwischen 5.700 Reben aufgestockt. Der größte Moment war es, im Jahr 2009, nachdem die ersten Weintrauben gelesen wurden, den Jungfernwein zu trinken. Weißwein von dem Hang am Mühlenberg, Sandboden und mit dem Wetter und Klima in Baruth, das war schon etwas Besonderes. Und wir konnten zum ersten Mal sagen: „So schmeckt Baruth“. Das Weinbauprojekt war ein Durchbruch zu den Barutherinnen und Baruthern, die uns zahlreich unterstützen. Und so findet seit 2007 auch jährlich ein Weinbergfest statt.

Das Vorhaben, in Baruth wieder Wein anzubauen, ist eines der Schlüsselprojekte des I-KU. Das seit 2007 jährlich stattfindende Weinbaufest ist eine gute Gelegenheit, mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der Stadt in Kontakt zu treten.

Im Herbst 2012 fanden zum dritten Mal die „Baruther Gespräche“ statt. Das Thema „HELIOS – Welche Kraft zur Transformation steckt in der Energiewende?“ ist das erste der dreijährigen Gesprächsreihe BARUTHOPIA. Wie sind Sie zu diesem Thema gekommen und wie ist es Ihnen damit gegangen?

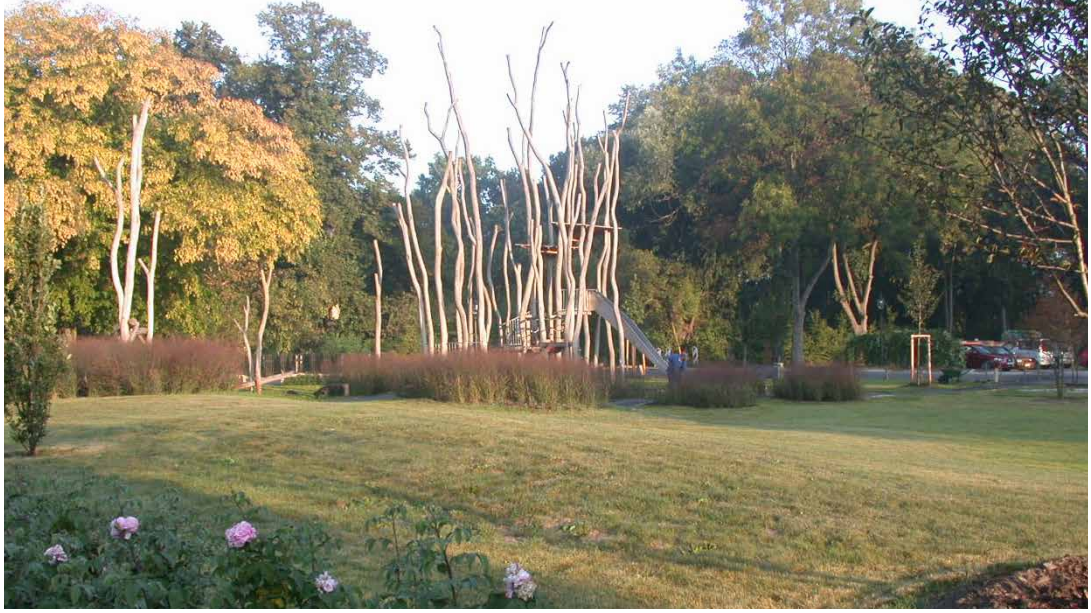
Karsten Wittke: Bei den letzten „Baruther Gesprächen“ mussten wir uns verändern und neu über unsere Aktivitäten nachdenken. Produktionsstätten für erneuerbare Energien breiten sich rasant im ländlichen Raum aus und werden wenig hinterfragt. Wir wollten uns mit diesen Themen beschäftigen, aber was kann Kunst im Kontext der Energiewende machen? Was können wir mit unseren Arbeiten außerhalb der Kunstszene bewirken? Interessant sind die Strukturen dahinter. Was ist dieses Leben auf dem Land? Auf jeden Fall kein beschauliches Landschaftsstillleben!

Nehmen wir das Beispiel der Energiewende: Aus wirtschaftlicher Sicht steht das Land für potenzielle Energiequellen in Form von Windrädern, Monokulturen für Biomasse und knallhartes Abstecken von Claims. Im Rahmen der Gesprächsreihe hatten wir einen Referenten, der über ein funktionierendes Modell kommunal betriebener Windräder berichtete. Das hat sich vielen Besuchern und Besucherinnen sehr stark eingeprägt und dieses Wissen befähigt nun auch zu einer kritischeren Auseinandersetzung – hoffentlich nicht zu spät.

Annette Braemer-Wittke ist gemeinsam mit ihrem Mann Karsten Wittke eine der wenigen Beteiligten des I-KU, die nach wie vor ganzjährig im Ort leben und sich auf vielfältige Weise in die Entwicklung der Stadt einbringen.

Welches Publikum kommt da nach Baruth?

Karsten Wittke: Das Publikum bei den Gesprächen war sehr gemischt. Wir sind hier im ländlichen Raum; es gibt viele Leute, die sich nicht für Kunst interessieren. Das ist auch ganz normal so und auch nicht jeder hat Lust auf Öffentlichkeit. Dennoch waren 60 Personen da, unter denen sich interes-



Der Urstromtal-Spielplatz auf dem Ernst-Thälmann-Platz im Zentrum von Baruth (Planung: atelier 8)

sierte Bürger aus Baruth genauso fanden wie Klimaforscher, Philosophen, Stadt- und Regionalplaner etc. Insgesamt waren wir mit der Rückkopplung sehr zufrieden. Der gedankliche Anstoß wurde auf jeden Fall gegeben und BARUTHOPIA als Plattform für utopische Lern- und Lebenssituationen gefestigt. Für 2013 und 2014 haben wir schon eine Reihe neuer, spannender Veranstaltungen im Programm, auf die wir selber auch neugierig sind.

Als jüngstes Erfolgserlebnis bekamen Sie von der Robert Bosch Stiftung eine Zusage für das Projekt „Wissenstausch – Die Baruther Bank". Worum geht es bei dem Projekt?

Karsten Wittke: Das Programm heißt „Neulandgewinner. Zukunft erfinden vor Ort". Aus 720 Einreichungen wurden 20 Projekte ausgewählt, thematischer Schwerpunkt ist der ländliche Raum und die Themenvielfalt reicht von Nahrungsmitteln, regionalem Radio und Mitfahrinitiativen bis zum Vorschlag von Landschaft als Schulbildungsfach im ländlichen Raum.

Unser Projekt, die „Baruther Bank", setzt sich mit der Frage auseinander, wie Wissen in ländlichen Räumen weitergegeben werden kann. Wer kann wem was vermitteln, wie können Kooperationen zusammengeführt werden, die so vorerst nicht möglich erscheinen? Die „Baruther Bank" wird ein bespielbares Sitzmöbel und ein Ort für Aktionen, Aufführungen und Wissenstausch in einer anderen Form sein. Im Zuge eines Gestaltungswettbewerbs unter Studierenden werden Entwürfe entstehen und die Umsetzung ist in Kooperation mit den lokalen Holzbetrieben geplant.

Von der Gesellschaft der DDR, die mit Rohstoffen sparsam umgehen musste, könnte man viel lernen. Es ist jedoch nicht einfach, an lokales Wissen heranzukommen.

In den vergangenen Jahren wurden einige Projekte mit dem Brandenburgischen Architekturpreis ausgezeichnet, u. a. die Brücke im Lenné-Park (2007), der Spielplatz am Ernst-Thälmann-Platz (2007) und die Kindertagesstätte (2011). Bei unserer Recherche nach Baukulturgemeinden in Deutschland sind wir über diesen Weg auf Baruth gestoßen. Wie steht es um die Baukultur in Baruth?

Karsten Wittke: Bürgermeister Ilk und Frau Kühne vom Stadtbauamt setzen auf Architekturwettbewerbe und die neueren Projekte nehmen immer Bezug auf den lokalen Baustoff Holz. Die machen das gut! Baukultur ist schon ein Thema in Baruth. Es gibt in der Stadt wenig große Neubauvorhaben, aber Baukultur kann auch mit Kleinstprojekten anfangen, wie z. B. mit unserem Projekt für die Bosch-Stiftung, den bespielbaren Sitzbänken, den Brücken im Lenné-Park oder einer Bushaltestelle. Diese Projekte stehen im

öffentlichen Raum und laden zur Benutzung ein, provozieren öffentlichen Diskurs, werden wahrgenommen. Die Brücke im Lenné-Park wurde feierlich eröffnet und es gab viele, auch internationale Pressebeiträge. Dadurch wird indirekt das Bewusstsein für eine qualitätsvolle Gestaltung gesteigert.

Wie kann die Baukultur in Baruth weiterhin gefördert werden?

In einem leerstehenden Teil des Schlosses fand 2004 die Ausstellung „Schöner Ort Nirgendwo“ statt.

Karsten Wittke: Baukultur ist ein komplexes Thema und hat viel mit Wissen und Bildung zu tun. Bauen, Kultur und Gesellschaft müssen im Zusammenhang gesehen werden. Baukultur wird meines Erachtens wesentlich vom Wissen über historische Bautraditionen getragen. Im Entstehungsprozess von Baukultur sollte ein Bogen aufgespannt werden, der von öffentlichen Diskussionen mit Einbindung der Bürgerinnen und Bürger in einem kultivierten und vielleicht auch institutionalisierten Rahmen bis hin zu einer guten Planung reicht. Dadurch können für den jeweiligen Ort einzigartige und passende Bauwerke entstehen. Baukultur muss man auch lernen und es muss mehr darüber geredet werden. Mitglieder des I-KU sind in den vergangenen Jahren bei öffentlichen Prozessen immer engagiert dabeigewesen und wir werden weiterhin unseren Beitrag dazu leisten.

Wie schätzen Sie die künftige Entwicklung von Baruth ein?

Karsten Wittke: Gut. Der Ort hat eine stabile bis leicht positive Bevölkerungsentwicklung. Einige Leute kommen wieder zurück, Leerstände werden teilweise renoviert. Ein paar Baruther investieren hier in neue Unternehmungen, manche pendeln. Es wird positiv bewertet, dass rege bürgerschaftliche Teilhabe die Lebensqualität für alle hebt, sei es durch Veranstaltungen oder den kritischen Umgang mit gesellschaftlichen Strömungen und Diskussionen, etwa mit Themen wie demografischer Wandel, ländlicher Kulturraum und Energiewende.

[1] Baruther Gespräch I, ACT LOCAL! Perspektiven ländlicher Räume
[2] Baruther Gespräch II, (UN-)MÖGLICHE RÄUME – Kreativ wirtschaften auf dem Land
[3] Baruther Gespräch 3: HELIOS – Welche Kraft zur Transformation steckt in der Energiewende?
[4] Künstlerischer Ideenwettbewerb Lenné-Park Baruth, Preisgericht und Wertung. in: Kunst- und Kulturverein Alte Schule Baruth: Schöner Ort Nirgendwo. Kunst- und Kulturverein Alte Schule Baruth. Horst Heinisch und Karsten Wittke (Hg.), Baruth 2004, S. 48

Literatur/Publikationen/Links

Wolfgang Kil: Kunst und Heimat. Karsten Wittke. in: Kulturland Brandenburg (Hg.): Stoffwechsel. Brandenburg und Berlin in Bewegung. Potsdam 2008, S. 100

Horst Heinisch und Karsten Wittke (Kunst- und Kulturverein Alte Schule Baruth, Hg.): Schöner Ort Nirgendwo. Baruth 2004

Anja Oßwald, Karsten Wittke (I-KU – Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums, Hg.): Act Local! Perspektiven ländlicher Räume. Baruther Gespräch 1. Publikation zur Tagung in Baruth, im Rahmen von Kulturland Brandenburg, Themenjahr Regionale Baukultur. Berlin 2007

Anja Oßwald, Karsten Wittke (I-KU – Institut zur Entwicklung des ländlichen Kulturraums, Hg.): (Un-)Mögliche Räume, Kreativ wirtschaften auf dem Land. Baruther Gespräch II. Publikation zur Tagung in Baruth, Juni 2008, Berlin 2008

Thies Schröder: Schöner Ort Nirgendwo. in: Kulturland Brandenburg (Hg.): Abbruch - Umbruch - Aufbruch. Regionale Baukultur. Potsdam 2006

Thies Schröder: Raumumordnung. Wie ein Institut für ländliche Entwicklung in Baruth (Brandenburg) einen Weinberg bepflanzte und eine alte Kulturlandschaft wiederbelebte. in: Christoph Links und Kristina Volke (Hg.): Zukunft erfinden – Kreative Projekte in Ostdeutschland. Berlin 2009

Miriam Wiesel, Karsten Wittke: Brücken bauen, Wurzeln schlagen, Netze knüpfen. in: MIR-AKTUELL 4/2005, 1/2006, Schriften des Ministeriums für Infrastruktur und Raumordnung Brandenburg, Schwerpunktthema: Baukulturlandschaften

http://www.stadt-baruth-mark.de/
http://www.i-ku.net/
http://www.raumumordnung.net/de/index.html
http://www.alte-schule-baruth.de/index.shtml
http://www.baruthopia.de/
http://www.bosch-stiftung.de/content/language1/html/41318.asp
http://www.atelier8.eu/
http://www.karstenwittke.de/

Bildnachweis

S. 79, S. 84, S. 85 (unten), S. 86, S. 87, S. 89 (unten): I-KU; S. 82 (oben): Stadt Baruth; S. 82 (unten): Archiv Museum Stadt Baruth; S. 88: atelier 8; restliche Bilder: LandLuft

Luckenwalde

Testlabor für neue Konzepte

Friedrich Hauer

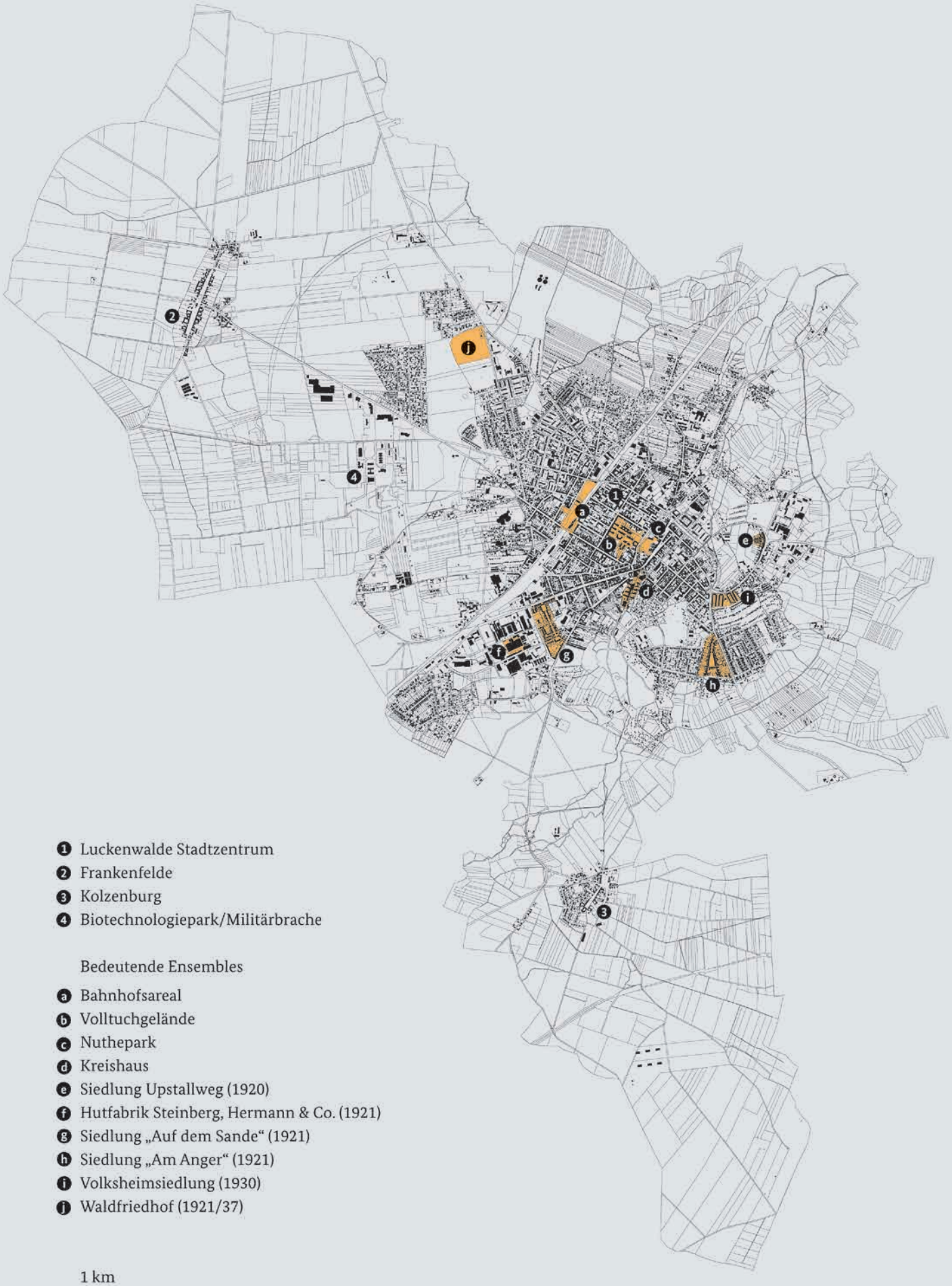
Gemeinde:	Luckenwalde
Landkreis:	Teltow-Fläming
Bundesland:	Brandenburg
Einwohnerzahl:	20.400
Gemeindefläche:	46,8 km²
Anzahl der Ortsteile:	3
Nächste größere Stadt:	Berlin (60 km, 3,5 Mio. EW)
Verwaltung:	Kreisstadt des Landkreises Teltow-Fläming
Struktur:	ehemals gewerblich-industriell geprägte Kleinstadt mit zwei eingemeindeten Dörfern
Kontakt:	http://www.luckenwalde.de/ u. a. Peter Mann, Ekkehard Buß, Elisabeth Herzog-von der Heide

Entwicklung und Meilensteine

1991	Programmstart Stadterneuerung
1997	Eröffnung Volltuchareal
1999	Eröffnung Kreishaus
2000	Programmstart URBAN II (bis 2008)
2002	Programmstart Stadtumbau Ost (Rückbau und Aufwertung – bis 2012 bzw. 2013)
2003	Eröffnung Berliner Platz (nordwestlicher Bahnhofsvorplatz)
2004	Bürgerbefragung zum „Boulevard“ im Rahmen der Ausstellung „Luckenwalde zeigt sich“
2003/05	Eröffnung Nuthepark West/Ost
2008	Eröffnung Bibliothek im Bahnhof Eröffnung Gewerbehof
2010	Erste Zukunftswerkstatt „Boulevard“
2011	Wiederaufbau des „Hutes“ der Hutfabrik von Erich Mendelsohn
2012	Energetische Sanierung und Umgestaltung Kindertagesstätte „Burg“

Auszeichnungen und Preise

1997	Volltuchareal: Brandenburgischer Baukulturpreis
2004	Projekt „Mut zur Lücke“: Sonderpreis im Landeswettbewerb „Attraktiver Standort Innenstadt“
2007	Projekt „Mut zur Lücke“: Auszeichnung als „Beispielhafte Initiative für lebenswerte Innenstädte“
2009	Bibliothek im Bahnhof: Brandenburgischer Baukulturpreis
2010	Bibliothek im Bahnhof: Deutscher Städtebaupreis
2011	Polizeiwache: Brandenburgischer Baukulturpreis



1 Luckenwalde Stadtzentrum
2 Frankenfelde
3 Kolzenburg
4 Biotechnologiepark/Militärbrache

Bedeutende Ensembles

a Bahnhofsareal
b Volltuchgelände
c Nuthepark
d Kreishaus
e Siedlung Upstallweg (1920)
f Hutfabrik Steinberg, Hermann & Co. (1921)
g Siedlung „Auf dem Sande“ (1921)
h Siedlung „Am Anger“ (1921)
i Volksheimsiedlung (1930)
j Waldfriedhof (1921/37)

1 km

Das ehemalige Luckenwalder Bahnhofsgebäude mit dem 2008 fertiggestellten Zubau dient heute als Bibliothek.
(Planung: ff-Architekten)

Ankunft in Luckenwalde: Die Bibliothek am Bahnhof

Bei der Ankunft in der ca. 50 Kilometer südlich von Berlin gelegenen Kleinstadt Luckenwalde wird der Bahnreisende mit einer Überraschung begrüßt: Der Haltepunkt der Bahn besteht heute nur noch aus Bahnsteigen und Fahrkartenautomaten, das historische Bahnhofsgebäude aus dem Jahr 1917 wurde einer neuen Nutzung als Bibliothek zugeführt. Ins Auge sticht ein markanter Zubau mit goldfarbener Hülle, der die Kinder- und Jugendbibliothek beherbergt. Das Ensemble der mehrfach preisgekrönten „Bibliothek im Bahnhof“ entstand nach einem Architekturwettbewerb. Der verbleibende Teil der alten Bahnhofsanlage wird derzeit zu einer Mobilitätszentrale mit Fahrradgeschäft umgebaut.

Wie kein anderes Projekt zeigt die Umnutzung des Bahnhofs den vorbildlichen Umgang der Stadt Luckenwalde mit der Entwicklung von Bauvorhaben. Den Anfang nahm alles mit einer großzügigen und durchdachten Rahmenplanung Mitte der 1990er-Jahre. Der Bahnhof wurde als Schnittstelle von zwei Sanierungsgebieten definiert und die Aufwertung des direkten Bahnhofsumfelds Schritt für Schritt umgesetzt. Die Öffnung des Bahnhofs zur nordwestlichen Seite und die Schaffung eines weiteren Vorplatzes (Berliner Platz) im Jahr 2003 war ein Meilenstein in dieser Entwicklung. Im Zuge des Ausbaus der Bahnlinie nach Halle/Saale zu einer ICE-Strecke (die Schnellzüge halten allerdings nicht in Luckenwalde) haben die Stadtverantwortlichen die Chance erkannt, den Bahnhof neu zu denken. Auf Initiative der Bürgermeisterin wurde die gerade auf Standortsuche befindliche Stadt- und Kreisbibliothek als Nutzung für das großteils leerstehende Bahnhofsgebäude vorgeschlagen. Das Gebäude konnte in der Folge erworben und ein

Katharina Feldhusen und Ralf Fleckenstein
(ff-Architekten, Berlin)

Der Zubau beherbergt die Kinder- und Jugendbibliothek.

Die maßgeblichen Leute standen hinter dem Projekt. Profitiert haben davon alle.

Die ehemalige Bahnhofshalle ist nunmehr Eingangshalle der Bibliothek.

In der Kinderbibliothek

offener Ideen- und Realisierungswettbewerb durchgeführt werden. Bürgermeisterin Elisabeth Herzog-von der Heide dazu: „Wir wollten auch ein zum Sterben verurteiltes Bahnhofsgebäude wieder mit Leben und frischem Geist erfüllen und damit zugleich die immense Bedeutung würdigen, die die Bahn und der Bahnhof für die prosperierende Entwicklung dieser Stadt gehabt haben.“[1]

Die Synergien zwischen der Revitalisierung des charaktervollen historischen Gebäudes an einer wichtigen Stelle im Stadtgefüge und der neuen Nutzung als Bibliothek sind vielfältig und geben dem Projekt einen besonderen Charme. Hier wurde das Potenzial genutzt, das eine öffentliche stadtkulturelle Einrichtung bietet, um das strukturschwache Umfeld des Bahnhofs zu stabilisieren. Die Bibliothek ist ein veritables Leuchtturmprojekt: Sie wirkt als ein Merkzeichen, das die Identität des Orts stärkt und als ein Impulsgeber für künftige Entwicklung im Bahnhofsumfeld fungiert.

Das konnte nur funktionieren, weil man den Mut hatte, eine zeitgemäße Formensprache zuzulassen. Bürgermeisterin Elisabeth Herzog-von der Heide erklärt ihre Haltung dazu: „Baukultur heißt für mich, sich nicht nur auf die Zeugnisse der Vergangenheit auszurichten. Natürlich ist es bei uns ein Schwerpunkt, mit alter Bausubstanz umzugehen. Doch dort, wo Neubautätigkeit erforderlich und möglich ist, dort soll kein ‚Stilmöbel‘ entstehen, sondern ein Gebilde, dem seine Entstehungszeit anzusehen ist. Die Bibliothek im Bahnhof ist für mich eine gelungene Umsetzung dieses Anspruchs. Die denkmalgerechte Sanierung des alten Bahnhofs erweist der historischen Bausubstanz Respekt. Der Anbau der Kinder- und Jugendbibliothek trägt Merkmale der Jetztzeit und behauptet selbstbewusst seinen Platz, ohne das Bahnhofsgebäude überflügeln zu wollen.“[2]

Die Finanzierung wurde u. a. durch Mittel aus dem URBAN-II-Programm der Europäischen Union ermöglicht. Planer des 2008 fertiggestellten Baus war die Arbeitsgemeinschaft Martina Wronna (raumbewegung), Katharina Feldhusen und Ralf Fleckenstein (ff-Architekten). Die Architekten: „Die Stadt Luckenwalde setzt als Instrument für transparente Entscheidungsfindung und Qualitätssicherung professionell vorbereitete Wettbewerbs- und Vergabeverfahren ein, wie sie von Kommunen dieser Größenordnung selten durchgeführt werden. Entscheidend war auch, dass die maßgeblichen Leute hinter dem Projekt standen und es mit allen Kräften unterstützt haben. Profitiert haben davon alle.“[3]

Eine dieser federführenden Persönlichkeiten ist Stadtplanungsamtsleiter Peter Mann. Er meint dazu: „Der Entwurf war natürlich nicht unumstritten, der Mut und die Experimentierfreude wurden aber belohnt. Das ist bezeichnend für unsere Stadtpolitik: Die kontroversen Diskussionen werden geführt, aber es wird auch Neues zugelassen. Das Projekt hat der Stadt einen gewissen Ruhm gebracht.“[4]

Die Luckenwalder „Bibliothek im Bahnhof“ wurde 2009 mit dem Brandenburgischen Baukulturpreis (Kategorie „Bauen im Bestand und Denkmalpflege“) ausgezeichnet, 2010 erhielt sie zusätzlich den Deutschen Städtebaupreis (Sonderpreis für herausragende Projekte und Orte des Wissens und der Bildung).[5] Das Projekt ist auch deshalb so gelungen, weil hier am richtigen Ort ein wirkungsvoller Impuls gesetzt wurde – und es gelang, die funktionalen Ansprüche in eine überzeugende architektonische Form

Luckenwalde, aus der Luft gesehen

zu übersetzen. Das wäre ohne langfristig verfolgte Konzepte in der Stadtplanung, ohne qualitätssichernde Verfahren der Ideenfindung und Umsetzung (Wettbewerbe) und ohne zähen politischen Realisierungswillen schwer denkbar: drei wesentliche Faktoren der hohen Baukultur in Luckenwalde.

Eine märkische Kreisstadt

Luckenwalde liegt in der mittelbrandenburgischen Niederung, umgeben von Forsten, landwirtschaftlich genutzten Flächen und weitläufigen, unter Naturschutz stehenden, der Sukzession (d. h. der Verwilderung) überlassenen ehemaligen Truppenübungsplätzen. Das Gemeindegebiet umfasst heute neben der eigentlichen Stadt mit Frankenfelde und Kolzenburg auch zwei Dörfer, die eigenständige Siedlungskerne bilden.[6] In Summe jedoch weist Luckenwalde kein agrarisch-ländliches, sondern vielmehr ein kleinstädtisch–(post)industrielles Gepräge auf. Mit heute knapp mehr als 20.000 Einwohnern ist es Kreisstadt des Landkreises Teltow-Fläming. Der Landkreis wurde im Zuge der brandenburgischen Kommunalreform im Dezember 1993 aus den damaligen Kreisen Jüterbog, Luckenwalde und Zossen gebildet.[7] Das war eine wichtige Weichenstellung für die Entwicklung der Stadt, die dadurch Sitz der vergrößerten Kreisverwaltung mit ca. 600 Beschäftigten im Ort wurde. Die Errichtung des neues Kreishauses (Planung: pbs architekten, Aachen) in den Jahren 1998/99 wusste man zu nutzen, um eine große zentrumsnahe Gewerbebrache einer neuen Funktion zuzuführen.

Trotz Bevölkerungsrückgang, massiver Deindustrialisierung und den üblichen Problemen semiperipherer Orte in den neuen Bundesländern konnte sich Luckenwalde wirtschaftlich in den 1990er-Jahren stabilisieren. Ein zentraler Faktor dabei war die Lage im weiteren Einzugsbereich der Metropole Berlin, welche insbesondere durch die Verbesserung der Verkehrsinfrastrukturen einen wichtigen Impuls für die Entwicklung der Stadt darstellt.

So gibt es etwa durch den Bahnausbau im Großraum Berlin seit 2006 direkte Verbindungen zum Berliner Hauptbahnhof in 38 Minuten. Auch der Ausbau der Bundesstraße 101 (Berlin-Aue) machte den Ort z. B. für Pendler attraktiver. Mittlerweile weist die Stadt einen positiven Wanderungssaldo auf, dennoch gibt es durch die niedrige Geburtenrate eine anhaltende Tendenz zur Schrumpfung.

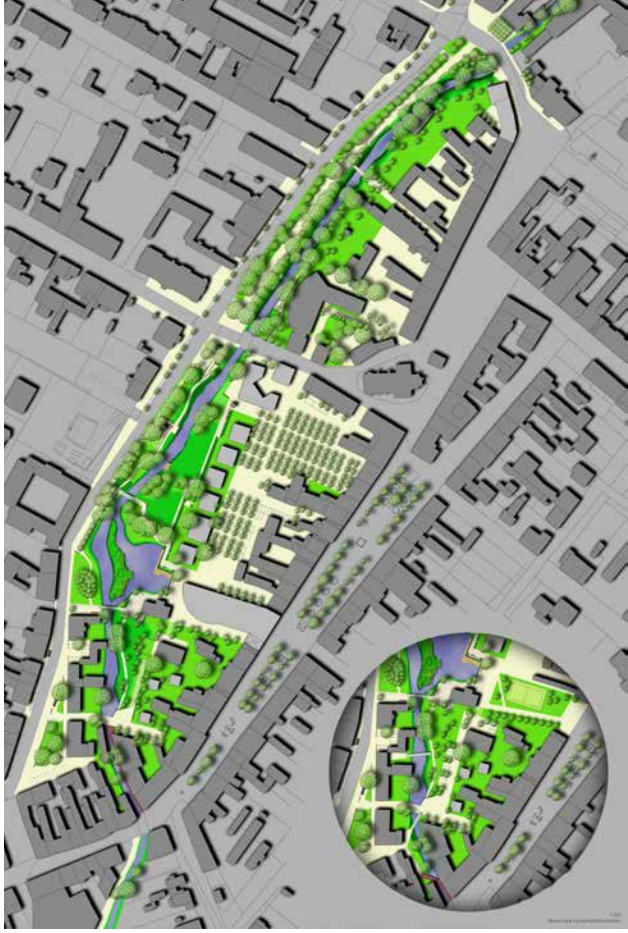
Aus der Werkstatt der Moderne

Luckenwalde hatte sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Industriestandort entwickelt, die Bebauungsmuster waren (und sind) durchsetzt von Fabriken und Gewerbegebäuden. Das gesellschaftliche Leben war geprägt von bedeutenden Unternehmern und einer gut organisierten Arbeiterschaft. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs konnte eine fortschrittliche sozialdemokratische Stadtpolitik herausragende soziale wie baukulturelle Vorhaben realisieren: das „Rote Luckenwalde“ der Weimarer Republik.[8] Die zwischen 1918 und 1933 nach einem neu erstellten General-Bebauungsplan errichteten Gebäude und Ensembles prägen noch heute das Stadtbild. Es wurde baulich viel Neues ausprobiert und darüber auch heftig debattiert. Der Magistrat installierte damals sogar eine Art Bauberatung, die auf ein „harmonisches Gesamtbild“[9] der Stadt abzielte. Das Wohnbauprogramm dieser Zeit war für die Größe der Stadt sehr ehrgeizig und bildet noch heute einen wichtigen Teil des städtischen Wohnungsbestandes. Stilistisch war die Bautätigkeit in Luckenwalde von einer großen Breite gekennzeichnet, die das „Neue Bauen“ genauso wie traditionellere oder dezidiert expressionistische Formensprachen beinhaltete. Neben einer bedeutenden Luckenwalder Architektenschaft[10] wirkten hier auch einige Architekten, die später internationale Berühmtheit erlangten: Erich Mendelsohn (Wohnsiedlung Upstallweg, Hutfabrik Steinberg-Hermann), Richard Neutra (Waldfriedhof, Wohnsiedlungen „Am Anger“ und „Auf dem Sande“) und Hans Hertlein (Stadtbad).

Die von Erich Mendelsohn entworfene Hutfabrik Steinberg-Hermann, fertiggestellt 1923. Im Jahr 2000 erwarb ein privater Investor die Anlage. Seither wurden, unterstützt von Mitteln des Denkmalschutzes des Landes Brandenburg, einige der stark veränderten Originalformen rekonstruiert und die meisten der Gebäude saniert. Das markante Hutdach über der ehemaligen Färbereihalle wurde dabei 2011 wiederhergestellt. Der Komplex steht derzeit großteils leer.

Ob Wohnbauten oder Industriegebäude – die architektonischen Leistungen der Vergangenheit waren zur Zeit der DDR in Vergessenheit geraten und oft dem Verfall preisgegeben. Nun sind sie auf Initiative der Stadtbaudirektion von Luckenwalde in den Fokus der Aufmerksamkeit zurückgekehrt, Wohnanlagen wie die „Volksheimsiedlung“ aus dem Jahr 1930 wurden denkmalgerecht saniert. Der hohe Anspruch im Umgang mit jener Zeit spiegelt sich auch im Leitbild des Ortes: „Werkstatt der Moderne, Labor der Zukunft“.[11] Stadtplanungsamtsleiter Peter Mann erklärt, wie es dazu kam: „Großen Anteil an dieser Wiederfindung hatte der ehemalige Senatsbaudirektor Hans Christian Müller, der aus Berlin stammte. Er hat bereits in den 1990er-Jahren die Qualitäten der Stadt erkannt und mit der Renovierung des Volltuchareals[12] ein erstes wichtiges Zeichen gesetzt. Gleichzeitig wurde eine Reihe von Persönlichkeiten in die Stadt geholt, die die alten Objekte ebenso wieder belebt haben wie den brach liegenden innerstädtischen Landschaftsraum entlang des Flüsschens Nuthe. Hier haben sich insbesondere die Landschaftsarchitekten des Berliner Ateliers Loidl mit ihrem Projekt des Nutheparks verdient gemacht. Die Planer wendeten viel Überzeugungskraft auf, um die Politik und Verwaltung zu sensibilisieren.“

Tatsächlich wurde nach der Wende auf konzeptionelle Eckpfeiler der Stadtplanung der Zwischenkriegszeit zurückgegriffen, namentlich auf die Zentrumsstärkung, den „Nuthegrünzug“ als tragendes Freiraumkonzept und auf die Stärkung der Verbindung zum Bahnhof. Der erwähnte Nuthepark bildet die Schnittstelle zweier wesentlicher Ziele der Stadtentwicklung: Einerseits ist er ein Abschnitt des langfristig vorgesehenen stadtweiten



Die Rahmenkonzeption aus dem Jahr 2002 zeigt den Nuthepark als Teil eines übergeordneten Grünraums entlang der Nuthe.

Der Teich und die alte Wagenremise im Nuthepark.

Die Wagenremise der ehemals größten Brauerei der Stadt wurde denkmalgerecht renoviert (Planung: Reckers Architekten, Baruth/Mark) und in die Parkgestaltung integriert. Heute beherbergt das Gebäude die regionale Niederlassung der Industrie- und Handelskammer.

Grünzuges entlang der Nuthe, andererseits ist er aufgrund seiner Lage unmittelbar am Stadtzentrum und an der viel befahrenen Straße Haag eine der wichtigsten Maßnahmen zur Aufwertung des Stadtbildes und zur Stärkung des Zentrums.[13] Die Planer des Atelier Loidl arbeiteten mit den vorhandenen Grünflächen und bezogen brach liegende Grundstücke in die Neugestaltung ein. Ein naturnaher, durch die Nuthe gespeister Teich ist zentraler Bestandteil des Parks. Sie erreichten so auf ungezwungene Weise eine naturnahe Entwicklung der innerstädtischen Flusslandschaft sowie deren Wahrnehmbarkeit im Stadtbild.

Aus Mitteln der Förderprogramme Stadtumbau Ost und URBAN II kofinanziert, wurde der Nuthepark 2005 eröffnet: ein weiteres Schlüsselprojekt für Luckenwalde, das vom Konzept bis zur Umsetzung überzeugt und von der Bevölkerung sehr gut angenommen wird. Der Park beweist, dass qualitätsvolle Gestaltung von öffentlichen Räumen in Luckenwalde einen hohen Stellenwert hat.

Die Planer arbeiteten mit den vorhandenen Grünflächen und bezogen brach liegende Grundstücke in die Neugestaltung ein. Ein naturnaher, durch die Nuthe gespeister Teich ist zentraler Bestandteil des Parks. (Planung: Atelier Loidl Landschaftsarchitekten)

Der Luckenwalder „Boulevard“ (Fußgängerzone Breite Straße), aufgenommen vom Marktturm.

Planungsprozesse, Bürgerbeteiligung und Vermittlungsprogramme

Die Stadt hat seit der Wende vielfältige Erfahrungen in Planungsabläufen gesammelt, eine ganze Reihe von städtebaulichen Sanierungs- und Entwicklungsprogrammen sowie Wettbewerbsverfahren wurde in den letzten Jahren abgewickelt. Bürgermeisterin Elisabeth Herzog-von der Heide rät aus eigener Erfahrung: „Eine Stadtverwaltung sollte sich ihrer Grenzen bewusst sein. Es ist keine Schande, sich Rat und kluge Gedanken von außen zu holen. Deshalb bin ich ein Freund von – gut vorbereiteten – Wettbewerben mit klar definierten Aufgaben. Aus der Vorstellung unterschiedlicher Entwürfe und erst recht aus den Diskussionen der Fachpreisrichter ist ‚echter Honig zu saugen‘. Nirgends habe ich als fachfremde Juristin mehr über Städtebau, Gestaltung und Architektur gelernt.“

Zahlreiche gelungene Neubauten und Sanierungen zeugen davon, dass es immer wieder gelingt, die hohen Qualitätsansprüche bis in die bauliche Umsetzung durchzuhalten. Ein gutes Beispiel dafür ist die neue Polizeiwache in der Stadtmitte, die mit dem Brandenburgischen Baukulturpreis 2011 ausgezeichnet wurde[14] (Planung: Reiner Becker Architekten, Berlin/Potsdam). In Luckenwalde wird konsequent mit Rahmenplänen gearbeitet, Beschlüsse werden in der Regel mit Beteiligung der Öffentlichkeit getroffen. Für die Planungsgebiete werden städtebauliche Wettbewerbe ausgeschrieben. Schließlich gibt es Ideen- beziehungsweise Realisierungswettbewerbe für die einzelnen Bauvorhaben. Stadtplanungsamtsleiter Peter Mann unterstreicht, dass der Stadtverwaltung Partizipation und Information dabei ein großes Anliegen sind: „Wir versuchen unsere Bürgerbeteiligungsverfahren und die damit verbundene Öffentlichkeitsarbeit stetig zu verbessern. Wichtige Themen des Stadtentwicklungskonzepts werden zuerst mit den Bürgern erarbeitet und dann in der Regel durch die Stadtversammlung einstimmig beschlossen. Es gab noch keinen großen politischen Streit darüber.“ Sein Kollege Ekkehard Buß aus dem Stadtbauamt: „Es ist uns wichtig, die Bürger früh ins Boot zu holen. Durch formelle und informelle Bürgerbeteiligung

entstehen Ideen und Argumente, die dann inhaltlich übernommen und von einer professionellen Planung umgesetzt werden können. Die Einbindung der Bevölkerung stärkt auch die Akzeptanz der Projekte."[15]

Das Stadtentwicklungskonzept 2030 wird derzeit überarbeitet, die Schlüsselvorhaben für die Zukunft werden aufbereitet. Es sind dies so unterschiedliche Themen wie Seniorenwohnen, die Umsetzung eines innovativen städtebaulichen Entwurfs im Gebiet „Burg" (Siegerprojekt im europäischen Städtebauwettbewerb Europan 8)[16] oder die Übersiedlung der städtischen Feuerwehr in das Umfeld des Bahnhofs. Eines der wichtigsten Ziele bleibt aber die weitere Aufwertung der Innenstadt. Hier ist die Sanierung der denkmalgeschützten, ausgedehnten Fußgängerzone in der Breiten Straße ein wichtiges Projekt, seit 2004 werden unter intensiver Beteiligung der Bürger Varianten dafür diskutiert. Es handelt sich um eine ungewöhnlich gestaltete Fußgängerzone aus der Zeit der DDR, die noch unverändert erhalten ist und deshalb unter Denkmalschutz steht – ein Umstand, der die Entscheidungsfindung nicht erleichtert. Der sogenannte „Boulevard" zwischen Parkstraße und Theaterstraße bildet den zentralen städtischen Freiraum Luckenwaldes und wurde von einer Künstlergemeinschaft in den 1980er-Jahren sehr detailreich ausgestaltet.

Der nordöstliche Teil der Fußgängerzone im Zentrum Luckenwaldes kurz nach Fertigstellung 1980/81

Auch der Bereich Architektur- und Baukulturvermittlung spielt in Luckenwalde eine wichtige Rolle. Die Stadtverantwortlichen halten die Bevölkerung regelmäßig mit Ausstellungen auf dem Laufenden.

Unter dem Titel „Luckenwalde zeigt sich" bzw. „Luckenwalde stellt sich" finden seit dem Jahr 2000 im Zweijahresrhythmus umfang- und detailreiche Ausstellungen zur Stadtentwicklung statt. Dort werden jeweils einige Wochen die Bürger und eine interessierte Fachöffentlichkeit über vergangene, aktuelle und zukünftige Projekte, Konzepte und Wirtschaftsförderprogramme informiert und auch zur Kritik eingeladen.[17] Um wirklich eine breite Öffentlichkeit zu erreichen, wird die Ausstellung mit der Bürgerbeteiligung im Rahmen eines aktuellen Projekts verbunden.

Ekkehard Buß, Stadtplanungsamt Luckenwalde

Es ist uns wichtig, die Bürger früh ins Boot zu holen. Durch Bürgerbeteiligung entstehen Ideen und Argumente, die dann inhaltlich übernommen und von einer professionellen Planung umgesetzt werden können.

Blick auf den „Boulevard“

Die „Luckenwalder Lesebank“ war im Sommer 2012 im Rahmen der Aktion „Luckenwalde liest“ im Einsatz.

Bei der Umgestaltung der zentralen Fußgängerzone bedeutete dies, dass von Planungsbüros acht unterschiedliche Vorschläge erarbeitet wurden. Diese Lösungsvorschläge wurden inklusive Fragebogen an alle Haushalte ausgesendet und bei der Ausstellung präsentiert. So konnten 1.000 Leute motiviert werden, an einer Wertung teilzunehmen und sich näher mit den Projekten zu beschäftigen. Die Ergebnisse fließen in die weitere Planung ein.

Neben den regelmäßig abgehaltenen „Zukunftswerkstätten“ zu aktuellen Gestaltungsfragen öffentlichen Interesses wird in Luckenwalde auch immer wieder eng mit Hochschulen zusammengearbeitet. Die Studierenden arbeiten und präsentieren dabei oftmals vor Ort. Dazu der Stadtplaner Ekkehard Buß: „Unsere Themensetzungen zur Stadtentwicklung werden auch deshalb in der Bevölkerung gut angenommen, weil die Studierenden und ihre Arbeiten in der Öffentlichkeit Aufmerksamkeit erregen. Einerseits sind die jungen Leute immer eine gewisse Zeit hier in der Stadt auf Feldforschung. Andererseits gibt es immer spezielle Ausstellungen und Veranstaltungen, wenn sie ihre Ergebnisse präsentieren. Diese jungen Gedanken helfen uns weiter und sorgen regelmäßig für frischen Wind. Die Arbeit mit den Unis ist also eine wirkliche Win-win-Situation und eine wichtige Sache in Zusammenhang mit der Pflege der Baukultur. Es entsteht ein anregender Austausch, der immer wieder neue Denkanstöße bringt.“

Vom städtischen Wandkalender mit Baukulturmotiven über verschiedenste Ausstellungen, den Fotowettbewerb „Meine Stadt“ bis hin zum Programm „Stadt-Entdecker“ für Kinder: Luckenwalde bemüht sich, die Identifikation der Menschen mit der gebauten Umwelt und ihrer Geschichte zu fördern. Eine besonders elegante Intervention im Stadtraum stellen dabei die „Merkzeichen zur Stadtgeschichte“ dar.

Einige der Luckenwalder „Merkzeichen zur Stadtgeschichte“ (Gestaltung: Büro Laurin Zwo, Chemnitz)

Unter dem Motto „Was Sie schon immer über Luckenwalde wissen wollten“ wurden von 2004 bis 2008 an über 50 Orten in der Stadt Tafeln, Stelen und Kunstobjekte platziert. Das Projekt zielt als „exportiertes Heimatmuseum“ auf die Stärkung der Identität und Lesbarkeit der Stadt für Bewohner und Besucher ab.[18] Eine dieser Installationen im öffentlichen Raum widmet sich beispielsweise den Architekten der Moderne, die hier gebaut haben. Dabei ist die Geschichte und die Entstehung der Gebäude sowie die Biografie der Architekten gut aufbereitet. Die insgesamt 50 Installationen sind im Stadtraum sehr präsent und regen die Bevölkerung und die Gäste immer wieder zum Innehalten und Spurensuchen an. Auch von der Bibliothek im Bahnhof gehen kulturelle Impulse aus, die den Stadtraum weitläufig bespielen. So wurde gemeinsam mit dem Förderverein der Bibliothek im Sommer 2012 die Aktion „Luckenwalde liest“ ins Leben gerufen.[19] Die auffällige gelb-blaue „Luckenwalder Lesebank“ wurde von verschiedenen lokalen Sponsoren erworben und an ca. 30 Orten in der Stadt inklusive Lesestoff aufgestellt.[20]

Stadtumbau in der Praxis: Mut zur Lücke

Die Stadt Luckenwalde leidet seit mehreren Jahrzehnten, intensiver aber seit dem Ende der DDR unter einem signifikanten Bevölkerungsrückgang,[21] der auch baulich spürbar wurde. Darüber hinaus waren nach 1989 durch den Zusammenbruch der ostdeutschen Wirtschaft etwa 180 Hektar Gewerbebrachen angefallen, die unter anderem durch die vielfältigen Maßnahmen der Stadt auf nunmehr etwa 50 Hektar reduziert werden konnten. Es gab 2.500 leerstehende Wohnungen bei einem Stand von insgesamt 13.000 Wohneinheiten. Über 1.000 davon wurden bereits abgerissen. Die Stadt weist einen hohen Anteil von Altbauten (vor 1949) auf und besitzt nur eine relativ geringe Anzahl von Plattenbauten (etwa 20 Prozent des Bestandes). Daher konzentriert man sich im Stadtumbau auf die Gründerzeitviertel. Es gibt drei festgelegte Sanierungsgebiete: „Innenstadt“ und „Petrikirchplatz“ beiderseits des Bahnhofs (seit 1991) und den Bereich „Zentrum“ (seit 2006).

Dank der Aufnahme in das Bund-Länder-Programm „Stadtumbau Ost“ 2002 wurden in diesem Kontext große Fortschritte gemacht. Die Stärkung des Zentrums und Aufwertung entwicklungsfähiger Quartiere, die Anpassung des Wohnungsbestandes (Erhalt bzw. Schaffung mietpreisgünstiger Wohnungen insbesondere im Luckenwalder Altbaubestand) sowie der punktuelle Rückbau von baufälligen, nicht mehr marktgängigen Altbauten ohne besonderen bauhistorischen Wert sind die Ziele des Programms „Stadtumbau Luckenwalde 2020“. Die Zwischennutzung von Altbauten, die mittelfristig nicht vermarktungsfähig sind, soll zukünftige Potenziale sichern. Aber auch der stufenweise Rückbau in Stadtrandlagen, die Anpassung technischer beziehungsweise sozialer Infrastruktur und Bildungseinrichtungen gehören zu den Zielen im kontrollierten Umgang mit der Schrumpfung.[22]

Stadtplanungunsamtsleiter Peter Mann: „Wir arbeiten bei unserem Stadtumbauprogramm mit dem Slogan ‚Mut zur Lücke‘, denn wir können nicht alles erhalten. Das bedeutet aber nicht, dass wir wahllos abreißen, sondern wir haben einen ganz klaren Katalog. Für die einzelnen Teilräume werden bis auf Grundstücksebene Qualitäten, Mängel, Lagefaktoren erhoben und Konzepte erarbeitet – also alles, was auch für die klassische

Zahlreiche Neubauten von hoher Qualität wurden in den letzten Jahren errichtet. Ein Dialog zwischen Alt und Neu ist dabei oft anzutreffen.

Das 2007 fertiggestellte Projekt „Gewerbehof Luckenwalde“ verfolgte das Ziel, eine innerstädtische Brache wiederzubeleben, indem moderne Produktions- und Büroflächen geschaffen und historisch bedeutende Gebäude saniert wurden. (Planung: ACM, Magdeburg; Reckers Architekten, Baruth)

Wir sind oft Testlabor für neue Konzepte, gerade im Kontext von Forschungs- und Förderprogrammen. Um das zu erreichen, muss man tagesaktuell sein und erkennen, welche Programme der Stadt weiterhelfen können.

Peter Mann, Leiter des Stadtplanungsamtes

Liftzubau am historischen Gebäude Markt 11, das unter anderem das Luckenwalder Heimatmuseum[23] beherbergt. (Planung: Architekt Werner Jockeit, Berlin; Ausstellungsgestaltung: Claudia Rücker und Andrea Szatmary)

Zu der 2008 bis 2011 errichtete Polizeiwache mit Schutzbereich gehört auch eine renovierte ehemaligen Fabrikantenvilla, in der die Führungsstellen untergebracht sind. (Planung: Reiner Becker Architekten, Berlin/Potsdam)

Rahmenplanung notwendig ist. Dann werden Zukunftsszenarien für diese Teilräume entwickelt und in drei Stufen in der Öffentlichkeit diskutiert. Die Stufe 3 ist allerdings nur bedingt öffentlich, da es sich um Maßnahmen handelt, bei denen es zu direkter Betroffenheit für private und institutionelle Anbieter kommt. Darüber hinaus hat auch der Bund Regelungen getroffen, die die Vorgehensweise beeinflussen. So ist es im Programm Stadtumbau Ost beispielsweise verboten, Gebäude abzureißen, die vor 1919 errichtet wurden. Das aber ist ein generelles Problem, weil diese Objekte ja oft im schlechtesten Zustand sind."

Man achtet in Luckenwalde darauf, dass der punktuelle Rückbau städtebaulich verträglich ist bzw. zu einer Verbesserung des öffentlichen Raums führt. Die behutsame Baulückenschließung mit Neubauten soll ebenfalls das Stadtbild verbessern. Das Motto „Mut zur Lücke" geht auf ein gleichnamiges Pilotprojekt zur Umgestaltung einer Brachfläche im Stadtzentrum zurück, das mehrfach ausgezeichnet wurde.[24]

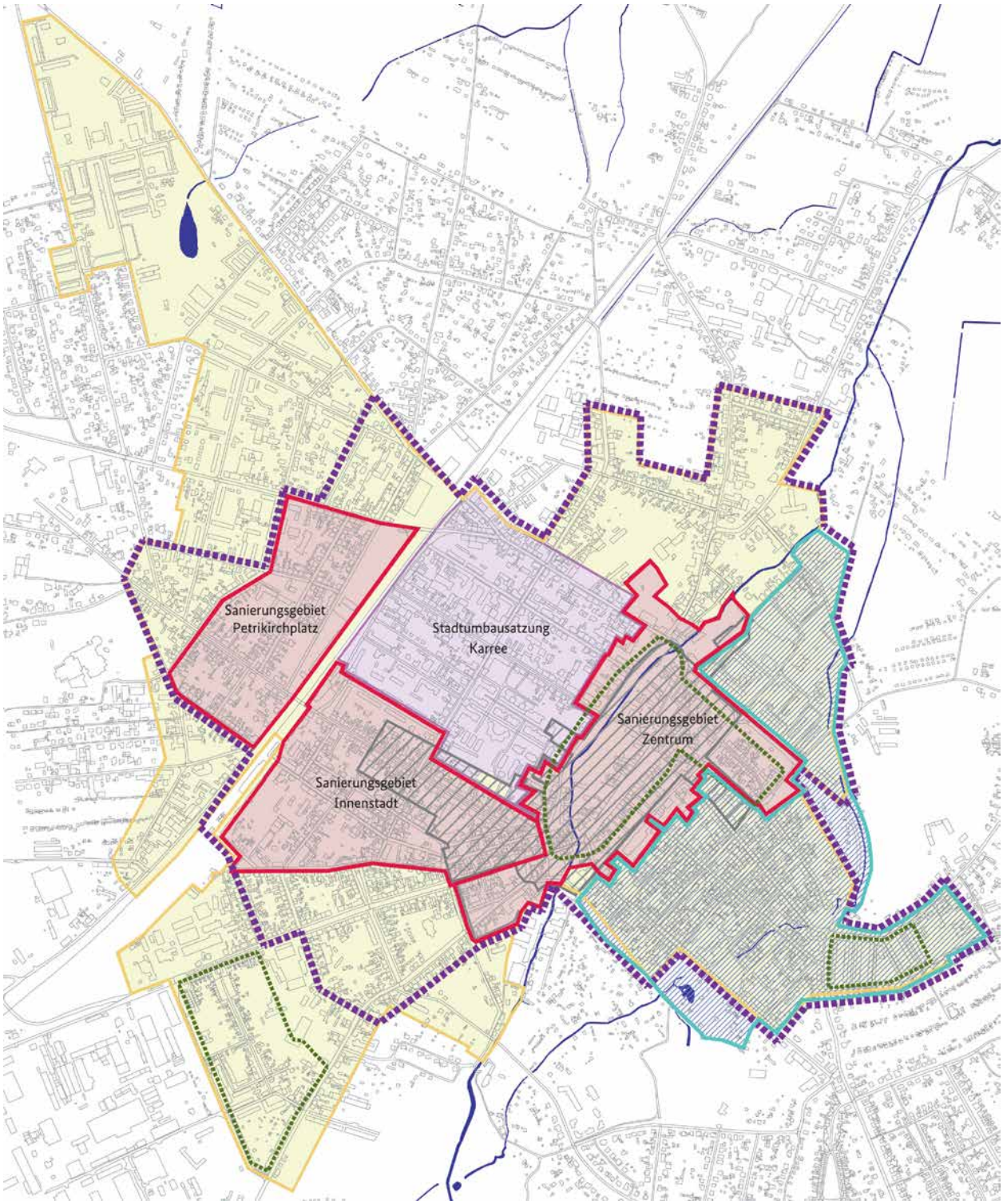
Bürgermeisterin Elisabeth Herzog-von der Heide unterstreicht die Relevanz des Stadtumbaus: „Eines der wichtigsten Themen der Stadtplanung ist es, den Schrumpfungsprozess stadtverträglich zu gestalten. Kurz gesagt bedeutet das: bezahlbares Wohnen in einer baukulturell profilierten Stadt der kurzen Wege mit aufgewertetem Zentrum, bedarfsgerechten Bildungs- und Freizeitangeboten sowie gesicherten sozialen Netzwerken."

Stadtplanungskultur als Voraussetzung für Baukultur und deren Finanzierung

Wie aus den bisherigen Darstellung ersichtlich wurde, verfügt Luckenwalde für eine (obendrein schrumpfende) Stadt dieser Größenordnung über ungewöhnlich hohe professionelle Kompetenzen im Bereich Planung und Projektsteuerung. Im Stadtplanungsamt arbeiten derzeit sieben Personen, die bei den meisten Projekten maßgebliche Steuerungsfunktionen innehaben. Stadtplaner Ekkehard Buß: „Für das umfangreiche Programm Urban II

- Programmgebiet Stadtumbau
- Stadtumbausatzung
- Sanierungsgebiete
- Programmgebiet „Soziale Stadt"
- Programmgebiet „Aktive Zentren"
- Energetischer Stadtumbau
- Vorranggebiet Wohnen
- Denkmalbereich/Gestaltungssatzung

Übersichtsplan der wichtigsten Förder- und Schwerpunktgebiete im Stadtbereich (Stand 2013)



wurde eine eigene Stabstelle für die Koordination aller Vorhaben gebildet. Zentral ist für uns auch eine adäquate Nachbetreuung der Projekte.“ Stadtplanungsamtsleiter Peter Mann: „Wir haben hier eine gute Mischung aus West- und DDR-Biografien und eine große Ausbildungsbreite. Es ist uns gelungen, die notwendigen Personen mit Fachkompetenz in die Stadt zu holen und ein vernünftiges Umfeld zu schaffen, damit sie auch bleiben.“

Der Stadt Luckenwalde ist es bemerkenswerterweise gelungen, sich in nahezu alle Förder- und Forschungsprogramme von Landes-, Bundes- oder EU-Seite einzuklinken, ohne die viele Projekte nicht möglich gewesen wären. Hierzu der Stadtplanungsamtsleiter: „Wir sind in allen verfügbaren Stadtumbauprogrammen Teilhaber. Wir sind im Programm ‚Aktive Stadt und Ortsteilzentren‘. Wir sind Pilotstadt beim ‚KfW – Energetische Quartiersentwicklung‘. Wir sind ein Projekt von EXWoST des Ministeriums (‚Experimenteller Wohnungs- und Städtebau‘). Wir haben aus dem URBAN-II-Fördertopf über 20 Millionen an EU-Mitteln für nachhaltige Stadtentwicklung gewinnen können. Wir nehmen an diversen Forschungsvorhaben teil und arbeiten eng mit Universitäten und Forschungsinstituten zusammen. Daher sind wir oft Testlabor für neue Konzepte vonseiten des Landes Brandenburg, gerade im Kontext von Förderprogrammen. Derzeit sind wir in den Startlöchern für die EU-Förderperiode ab 2014. Und dabei merken wir, dass in Zukunft die Zusammenarbeit mit dem Umland immer wichtiger wird.“

Die Stadt nimmt derzeit an 16 unterschiedlichen Förderprogrammen teil. Die wichtigsten Förderschienen waren bzw. sind das EU-Programm „URBAN II“ (2000–2008, ca. 20,3 Mio. Euro) sowie die Bund-Länder-Programme „Stadtumbau Ost“ (2002–2013, ca. 20 Mio. Euro) und „Städtebauliche Sanierungsmaßnahmen“ (seit 1991, ca. 19,1 Mio. Euro).[25] Dabei kommt es Luckenwalde zugute, dass durch das ausgeglichene Stadtbudget Projekte auch über kommunale Mittel kofinanziert werden können.

Peter Mann abermals zum Thema Förderungen: „Wir versuchen wirklich bei allen Ausschreibungen mitzumachen. Ich bin dabei sehr hartnäckig und versuche die Bürgermeisterin zu überzeugen. Wir sind da bis dato immer richtiggelegen. Wir sind offen für Neues. Und gleichzeitig legen wir die Fördermittel gut an, deshalb haben die Verantwortlichen auch Vertrauen in uns gewonnen. Und wir haben gelernt, wie man die unterschiedlichen Förderprogramme intelligent verzahnen kann. Wir haben uns damit gegen Widerstände aus Stadt und Land durchgesetzt. Aber es ist uns dabei schon klar, dass Förderungen nicht zur Selbstverständlichkeit werden dürfen – irgendwann werden wir ohne Förderungen auskommen müssen.“

Die Luckenwalder Kompetenzen in Städteplanung und Projektsteuerung scheinen sich mit jenen im Einwerben von zusätzlichen Mitteln zu ergänzen. Für ein sinnvolles Verzahnen der einzelnen Programme und Teilaspekte sind die konsequent entwickelten planerischen Leitbilder im Stadtentwicklungskonzept und deren Übersetzung in Rahmenplanungen eine unabdingbare Grundlage: Stadtplanungskultur als Voraussetzung für Baukultur und deren Finanzierung.

Die Kindertagesstätte „Burg“ vor und nach der Sanierung (Planung: Martin Wollensak mit Architekturbüro Holtz Gostomzyk)

Das überdachte Atrium der Kindertagesstätte „Burg“ bei der Eröffnung im Sommer 2012: Der Plattenbau aus den 70er-Jahren wurde nicht nur energetisch saniert, er erhielt auch neue räumliche Qualitäten in Form eines Indoorspielplatzes.

Wir verfolgen die langfristigen Ziele konsequent, nutzen aber auch die Gunst der Stunde, wenn sich unerwartete Chancen, wie z. B. die des Zukunftsinvestitionsgesetzes auftun.

Bürgermeisterin Elisabeth Herzog-von der Heide[26]

Schwarzplan Stadtzentrum
Die im Text erwähnten Schlüsselprojekte wurden hervorgehoben.

250 m

1a Bibliothek im Bahnhof und Mobilitätszentrale, Vorplatz
1b Bahnhofsumfeld: P&R, Freizeitflächen
2 Wohngebiet Volltuch
3 Nuthepark
3a Zwischennutzungsprojekt „Mut zur Lücke“
4 Kreishaus
5 Gewerbehof
6 Polizeiwache mit Schutzbereich
7 Kindertagesstätte „Burg“

Projekte in Planung:
8 Erweiterung Nuthegrünzug
9 EUROPAN-Gelände (Wohnen), Nuthegrünzug, Gestaltung öffentlicher Raum
10 Fußgängerzone „Boulevard“
11 Neubau städtische Feuerwehr

Energieeffizienz und Klimaschutz: mit gutem Beispiel voran

Derzeit haben in Luckenwalde die Themen Energie und Klimaschutz Priorität. Mit den Nachbarstädten werden Klimaschutzkonzepte erarbeitet und interkommunale Abstimmungsprozesse in Gang gesetzt. Im Kontext des Forschungsprojekts „Experimenteller Wohnbau“ wurde die zentral gelegene Kindertagesstätte „Burg“ vorbildlich energetisch saniert – und auch räumlich wurden in dem Plattenbau aus den 1970er-Jahren ganz neue Qualitäten geschaffen. Bemerkenswert ist hier vor allem das neu entstandene, überdachte Atrium als „Riesen-Indoorspielplatz“ mit ungewohnter Großzügig-

keit und Freundlichkeit für die Kinder. Architekt Prof. Martin Wollensak (Leiter des Instituts für Gebäude, Energie und Licht der Universität Wismar) zeichnet für das Grundkonzept verantwortlich, das Architekturbüro Holtz/ Gostomzyk aus Berlin war zuständig für Planung und Umsetzung. Im August 2012 fand die feierliche Einweihung der Kita Burg für 320 Kinder zwischen ein und zwölf Jahren statt.

Es ist der erklärte Wille der Stadtverordnetenversammlung, alle städtischen Kindereinrichtungen auf zeitgemäßen Standard zu bringen und zu halten. Die Chance, die größte Einrichtung in der Stadt nicht nur in Ordnung bringen zu können, sondern auch zu einem Vorzeigebeispiel in Sachen Energieeffizienz zu machen, tat sich vor uns auf, und wir haben zugegriffen. Das konnte jedoch nur gelingen, weil wiederum das Land in Gestalt des Ministeriums für Infrastruktur und ländliche Entwicklung und des Landesamtes für Bauen und Verkehr an unserer Seite gestanden haben und uns nicht nur mit guten Worten, sondern auch mit Bewilligungsbescheiden ermunterten, mit der Experimentierfreude fortzufahren.[27]

Mit den eingeworbenen Förderungen war der Anspruch verbunden, Beispielgebendes in Sachen Energieeffizienz zu entwickeln: Die Kita wird

Die Kindertagesstätte „Burg“ bei der Eröffnung im Sommer 2012

durch eine Stadtwerke-Fotovoltaikanlage am Dach kostengünstig mit Strom versorgt, die Warmwasserversorgung wird mittels Sonnenkollektoren und Pufferspeicher im Keller bewerkstelligt. Durch die ausgeklügelten baulichen Maßnahmen bei der wärmetechnischen Sanierung liegt der Heizenergiebedarf um zwei Drittel niedriger als vor der Sanierung. Aus den Erfahrungen mit dem Projekt Kita Burg erwuchs schließlich der Anspruch, in der Verwaltung eine Klimaschutzstelle inklusive Monitoringfunktion zu schaffen: eine Maßnahme, von der man sich Vorbildfunktion für andere Gemeinden erwartet. Ein Folgeprojekt wurde bereits in Angriff genommen: die Sanierung der Kindertagesstätte „Vier Jahreszeiten".

Die Durchführung modellhafter Projekte der energetischen Stadterneuerung in der „Platte" und im Altbaubestand ist erklärtes Ziel des Luckenwalder Stadtumbauprogramms. Übertragbare Lösungen zur Steigerung der Energieeffizienz bei der Sanierung von privaten und öffentlichen Gebäuden sollen so entwickelt und getestet werden. Im Stadtplanungsamt scheint man da mit gutem Beispiel vorangehen zu wollen. Peter Mann und Ekkehard Buß erklären: „Wir wollen als Stadtplaner beim Umgang mit unseren Privathäusern selbst Vorbild sein." Ekkehard Buß, zuständig für die Bauleitplanung der Stadt, wohnt in einem Einfamilienhaus aus den 1970er-Jahren, das mit Naturmaterial wie Stroh, Flachs und Lehm energetisch saniert wurde. Eine in der Stadt ansässige Firma hat das Konzept erstellt und die Arbeiten ausgeführt. „Als der Lastzug mit den Strohballen kam, fragten sich die Nachbarn, was denn da passiert. Als die lokale Zeitung darüber berichtete, kamen viele Neugierige zur Baustelle. Es ist jetzt ein schönes Beispiel für den ökologischen Umgang mit alter Substanz."

Resümee

Von der Vermittlungsarbeit bis zur beachtlichen Anzahl an preisgekrönten Projekten – die Dichte und Bandbreite an baukulturellen Leistungen Luckenwaldes der letzten beiden Jahrzehnte ist beeindruckend. Das Erreichte zeugt von Professionalität, großem Engagement und einem weiten Horizont im Planungsverständnis – sowohl zeitlich als auch inhaltlich. Dass Luckenwalde ein reiches bauhistorisches Erbe besitzt und nach der Wende auch auf stadtplanerische Konzepte zurückgreifen konnte, die man vor 1933 ausgearbeitet und implementiert hatte, mag hilfreich gewesen sein, Interesse an der lokalen Baukultur zu wecken und der Stadtplanung einen hohen Stellenwert einzuräumen.

In der Kinderbibliothek

Bibliothek am Bahnhof

Freilich muss hier auch relativiert werden, denn die positive Entwicklung der Gemeinde geht unter anderem auf eine Reihe von Faktoren zurück, die außerhalb des Einflusses der städtischen Akteure lagen und liegen. Luckenwalde profitierte im Gegensatz zu vielen anderen Kleinstädten von der 1993 durchgeführten Brandenburgischen Kommunalreform und die relativ verkehrsgünstige Lage knapp außerhalb der Metropolregion Berlin wirkt wirtschaftlich stabilisierend. Auch Förderprogramme sind in der Regel eine endliche Angelegenheit – dass sie in dieser Größenordnung und Dichte nur schwerlich von allen vergleichbaren Orten an sich gezogen werden können, liegt auf der Hand.

Dennoch ist es eine unleugbare Qualität Luckenwaldes, dass Prozesse und Entscheidungsstrukturen ins Leben gerufen wurden, die Synergien erschließen und auch erkennen, wo es sinnvoll ist, sich Kompetenzen von außen zu holen. Das wiederum half dabei, auch zusätzliche Mittel für die Umsetzung der verschiedenen Vorhaben zu lukrieren. Wesentliche Faktoren dabei sind:

- offene Wettbewerbsverfahren als Mechanismen der Qualitätssicherung auf mehreren Maßstabsebenen
- differenzierte Instrumente der Bürgerbeteiligung und eine Informationspolitik, die den Namen auch verdient: das Bemühen der Stadt, inhaltlich mit Bürgerschaft und Fachöffentlichkeiten zu kommunizieren und auch deren kritisches Potenzial zu nutzen
- hohe fachliche Kompetenz in der Stadtplanung
- der politische Wille, sowohl die Ziele der Stadtentwicklung als auch einzelne damit verbundene Projekte über lange Zeiträume konsequent zu verfolgen und mitzutragen
- das intelligente Verzahnen unterschiedlicher Maßnahmen, Programme und Projekte

Zusammenfassend lässt sich anhand des Beispiels Luckenwalde sagen: Baukultur kann in einem kleinstädtischen Umfeld selbst unter wirtschaftlich erschwerten Bedingungen gedeihen, wenn nachhaltiger politischer Wille, solide strategische Planung und Qualität in der Umsetzung zusammenkommen. Das war und ist auch in Luckenwalde nicht überall der Fall – und es scheint den Verantwortlichen klar, dass noch viel zu tun bleibt. Dennoch bestechen viele Realisierungen der letzten Jahre. Es zeigt sich, dass es immer öfter gelingt, zu einer überzeugenden architektonisch-gestalterischen Lösung zu gelangen.

Natürlich stellt sich die Frage, ob die Stadt ihr baukulturelles Niveau halten kann, wenn entweder die Fördergelder stark verringert oder das politische Verständnis für Baukultur und deren administrative Voraussetzungen fehlen würden. Die Ausstrahlung des bereits Umgesetzten, die kompetente, gut aufgestellte Stadtplanung und das in der Bürgerschaft geweckte Verständnis für qualitätsvolles Bauen sollten aber selbst in einem solchen Fall Anlass zu Optimismus geben.[28] Gute Bauprojekte – umso mehr solche, die Teil von städtebaulich wirksamen Ensembles sind – bilden in jedem Fall eine solide Basis für die Zukunft.

[1] Stadt Luckenwalde (Hg.): Bibliothek im Bahnhof Luckenwalde. Luckenwalde 2008. S. 3
[2] Interview mit Elisabeth Herzog-von der Heide am 20.2.2013. Alle folgenden Zitate beziehen sich, falls nicht anders angegeben, auf dieses Interview.
[3] Interview mit Ralf Fleckenstein und Katharina Feldhusen am 1.2.2013. Alle folgenden Zitate beziehen sich, falls nicht anders angegeben, auf dieses Interview.
[4] Interviews mit Peter Mann am 12.9.2012 bzw. am 31.1.2013. Alle folgenden Zitate beziehen sich, falls nicht anders angegeben, auf diese Interviews.
[5] http://www.bbik.de/assets/files/Publikationen/Brandenburgischer%20Baukulturpreis%202009.pdf bzw. http://www.dasl.de/staedtebaupreis/?page_id=499 (Zugriff am 5.2.2013)
[6] Obwohl es für diese immer wieder eigene Konzepte und Programme gab und gibt (etwa ein Dorferneuerungsprogramm in Frankenfelde), konzentrieren sich die planerischen Energien in Luckenwalde ganz klar auf die Stadtgebiete – und hier insbesondere auf das Zentrum.
[7] http://www.teltow-flaeming.de/de/landkreis/wissenswertes.php (Zugriff am 9.2.2013)
[8] Bauhistorische Übersicht nach: Thomas Drachenberg: Die Baugeschichte der Stadt Luckenwalde von 1918–1933. Worms 1999 bzw. nach dem städtischen Informationsmaterial „Luckenwalde und die Moderne – Architektur der Zwanziger Jahre“.
[9] Thomas Drachenberg: Die Baugeschichte der Stadt Luckenwalde von 1918–1933. Worms 1999, S. 24
[10] Z. B. Paul Backes, Josef Bischof, Rudolf Bennecke, Hans Graf und Walter Kurras
[11] Vgl. z. B. : http://www.stadttechnik.de/ese/08-04-07/vortraege_07-04-08/13_podiumsdiskussion.pdf (Zugriff am 25.2.2013)
[12] Nach der Wende wurde die innerstädtisch gelegene Fabrikanlage „Volltuch“ stillgelegt. Einige Jahre später erwarben Berliner Unternehmen das Gelände, um hier eine moderne Wohnsiedlung zu errichten. Lange Zeit war das Volltuchgelände die größte Baustelle in Luckenwalde. Die Umgestaltung der Industriebrache zu einem neuen Stadtgebiet mit 1.000 Einwohnern wurde 1997 mit dem Brandenburgischen Architekturpreis ausgezeichnet. Zum Volltuch-Block gehört auch das denkmalgeschützte Hotel Vierseithof. Das Haus verfügt über eine Kunstsammlung, in der dazugehörigen Kunsthalle in der ehemaligen Turbinenhalle der Volltuchfabrik finden permanent Ausstellungen statt. Vgl.: http://www.kreatives-brandenburg.de/akteur/kunsthalle_vierseithof_luckenwalde/ (Zugriff am 10.2.2013)
[13] Luckenwalde zeigt sich – 2006. Eine Ausstellung zur Stadtentwicklung. Katalog zur Ausstellung. Abschnitt Grünes Luckenwalde, Nuthe-Innenstadt, Nuthepark
[14] Kategorie Neubau, Sozial- und Gewerbebau. http://www.ak-brandenburg.de/baukulturpreis-2011/arch-preis2011-11.html (Zugriff am 10.2.2013)
[15] Interviews mit Ekkehard Buß am 12.9.2012 bzw. am 31.1.2013. Alle folgenden Zitate beziehen sich, falls nicht anders angegeben, auf diese Interviews.

[16] Es handelt sich um das EUROPAN-8-Siegerprojekt „stadt-raum-continuum“ von Torsten Suschke, Carsten Storch, Niko Petkow, Michael Brinschwitz, Heidi Schumacher (Cottbus) aus dem Jahr 2006.
[17] Siehe die Ausstellungskataloge der Jahre 2002, 2004, 2006, 2008 und 2011
[18] Luckenwalde zeigt sich – 2008. Eine Ausstellung zur Stadtentwicklung. Katalog zur Ausstellung. Abschnitt Urban II, Geschichte neu erleben
[19] http://bibliothek.luckenwalde.de/index.php/archiv-stadtbibliothek-126/123-luckenwalde-liest (Zugriff am 6.2.2013)
[20] Der Entwurf für die „Luckenwalder Lesebank“ stammt von Detlev von der Heide aus Luckenwalde. Die Bänke wurden von Mitgliedern des Fördervereins der Bibliothek im Bahnhof zusammengeschraubt und lackiert.
[21] Die Bevölkerungszahl sinkt seit den 1950er-Jahren, seit der Wende ging sie von ca. 27.000 auf ca. 20.000 Einwohner zurück. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Luckenwalde (Zugriff am 10.2.2013)
[22] Luckenwalde stellt sich – 2011. Eine Ausstellung zur Stadtentwicklung. Katalog zur Ausstellung. S. 43
[23] Dort wird unter anderem Rudi Dutschkes Strickpulli („der bekannteste Pullover Deutschlands“) gezeigt.
[24] Eine große Brachfläche im Zentrum Luckenwaldes verstärkte lange Zeit die negativen Tendenzen der Innenstadtentwicklung. Mit einem Zwischennutzungsvertrag und der Umgestaltung der Brachfläche zu einer innerstädtischen Grünfläche konnten mit geringen Mitteln der öffentliche Raum aufgewertet und neue Freizeitangebote realisiert werden. Beim Landeswettbewerb „Attraktiver Standort Innenstadt“ gab es für das Projekt „Mut zur Lücke“ 2004 einen Sonderpreis. Außerdem wurde das Projekt 2007 im Rahmen des Kongresses „Auf dem Weg zu einer Nationalen Stadtentwicklungspolitik“ als beispielhafte Initiative für lebenswerte Innenstädte ausgezeichnet.
[25] Die Zahlen entstammen einer schriftlichen Auskunft des Stadtplanungsamtes Luckenwalde vom 15.2.2013. Zum Vergleich: Der Stadthaushalt 2013 beträgt etwa 39 Millionen Euro. http://www.maerkischeallgemeine.de/cms/beitrag/12462701/61939/Der-Luckenwalder-Stadthaushalt-ist-mit-einem-Volumen-von.html (Zugriff am 25.2.2013)
[26] Das Zitat stammt aus: Luckenwalde stellt sich – 2011. Eine Ausstellung zur Stadtentwicklung. Katalog zur Ausstellung. S. 43
[27] Zitat und Inhalte nach dem Artikel „Luftballons, Burgfräuleins und Burgherrn - Viel Lob für neue Kita Burg“, online unter: http://www.luckenwalde.de/index.htm?stadtentw/mnahmen.htm (Zugriff am 5.2.2013). Mit 1,3 Millionen Euro beteiligte sich die Stadt an dem Vorhaben. Über 3,2 Millionen Euro wurden aus Stadtumbaumitteln, aus dem Förderpaket zur energetischen Erneuerung der sozialen Infrastruktur in den Gemeinden, aus dem Programm „Rückführung städtischer Infrastruktur“ und aus dem Programm „Soziale Stadt“ von Bund und Land beigesteuert.
[28] Positive Referenzbeispiele sind hier Eichstätt in Oberbayern und Biberach an der Riß in Oberschwaben, wo es gelungen ist, ein hohes Niveau in der Planung von Einzelpersonen unabhängig zu institutio-

nalisieren. Beide sind ebenfalls Kleinstädte mit Zentrumsfunktion und professionell agierenden Stadtverwaltungen.

Literatur/Publikationen/Links

Bauakademie der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.): Architektur der DDR. Berlin (Ost) 1974 -1990, No. 10/1981

Thomas Drachenberg: Die Baugeschichte der Stadt Luckenwalde von 1918-1933. Worms 1999

Stadt Luckenwalde (Hg.): Bibliothek im Bahnhof Luckenwalde. Luckenwalde 2008

Kataloge der Ausstellungen zur Sadtentwicklung:
Luckenwalde stellt sich – 2002
Luckenwalde zeigt sich – 2004
Luckenwalde zeigt sich – 2006
Luckenwalde zeigt sich – 2008
Luckenwalde stellt sich – 2011

http://www.luckenwalde.de/index.htm?stadtentw/mnahmen.htm
http://www.bbik.de/assets/files/Publikationen/Brandenburgischer%20Baukulturpreis%202009.pdf http://www.dasl.de/staedtebaupreis/?page_id=499
http://www.teltow-flaeming.de/de/landkreis/wissenswertes.php
http://www.stadttechnik.de/ese/08-04-07/vortraege_07-04-08/13_podiumsdiskussion.pdf
http://www.kreatives-brandenburg.de/akteur/kunsthalle_vierseithof_luckenwalde/
http://www.ak-brandenburg.de/baukulturpreis-2011/archpreis2011-11.html
http://bibliothek.luckenwalde.de/index.php/archiv-stadtbibliothek-126/123-luckenwalde-liest
https://de.wikipedia.org/wiki/Luckenwalde

Bildnachweis

S. 92, S. 107, S. 110: Grundlage: Stadt Luckenwalde, Bearbeitung: LandLuft; S. 96, S. 98 (unten), S. 99 (oben), S. 100, S. 102 (unten), S. 103 (oben, letztes Bild unten), S. 104, S. 108 (oben), S. 109, S. 111: Stadt Luckenwalde; S. 93, S. 94 (rechts, unten), S. 95, S. 112, S. 113: Andreas Meichsner; S. 98 (oben): Atelier Loidl Landschaftsarchitekten; S. 101: Architektur der DDR, No. 10/1981, S. 626; S. 106: Christian Gahl; restliche Bilder: LandLuft

Burbach

Alles geht ins Zentrum!

Initiative:	Ortskernentwicklung
Gemeinde:	Burbach
Landkreis:	Siegen-Wittgenstein
Bundesland:	Nordrhein-Westfalen
Einwohnerzahl:	14.300
Gemeindefläche:	79,6 km²
Anzahl der Ortsteile:	9
Nächste größere Stadt:	Siegen (20 km, 100.000 EW)
Verwaltung:	eigene Verwaltung
Struktur:	ländliche Gemeinde mit großem Gewerbepark
Kontakt:	http://www.burbach-siegerland.de u. a. Christoph Ewers, Christian Feigs

Entwicklung und Meilensteine

1998–2000	Römerpassage Burbach – Sanierung und Nachnutzung von historischem Gebäudebestand in der Ortsmitte Burbach
2000–02	Neuordnung Ortsmitte Burbach – Umbau der Ortsmitte Burbach mit Konzentration von großflächigem Einzelhandel und öffentlichen Institutionen im Ortskern
2000–07	Dorfentwicklungsplanungen für alle Ortsteile der Gemeinde mit dem Fachbereich Architektur und Städtebau der Universität Siegen
2002	Sanierung und Umbau der historischen Gebäude Snorrenburg und Alte Schule im Ortskern Burbach zu Restaurant und Hotel
2004–06	Neuaufstellung Flächennutzungsplan – Stärkung der Ortskerne durch Verzicht auf Ausweisung neuer Wohnbaugebiete Integriertes ländliches Entwicklungskonzept (ILEK) mit der Nachbargemeinde Neunkirchen Bauen im Bestand Burbach-Holzhausen, Musterentwürfe der Universität Siegen

Entwicklung und Meilensteine

2010 Burbacher Förderprogramm „Bauen im Ortskern“
Start des Baulückenkatasters der Gemeinde
Baufibel Gemeinde Burbach
Gestaltungssatzung für den Ortskern Burbach-Holzhausen

2012 Aktion „Burbacher Sommerfrische“ zur touristischen Nachnutzung des Leerstandes

2013 Teilnahme am Forschungsprojekt „Zukunftsfaktor Bürgerengagement“ des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen

Auszeichnungen und Preise

2005 Sonderpreis Wettbewerb Holzbau in Städten und Gemeinden (Auszeichnung u .a. durch Holzabsatzfonds und Deutschen Städtetag)

2007 Bundesnaturschutzkommune (durch Bundesumweltministerium und Deutsche Umwelthilfe)
2. Platz im Wettbewerb des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen Klimakommune der Zukunft

2012 Masterplankommune 100 % Klimaschutz des Bundesumweltministeriums

Durch unsere konsequente Nichtgenehmigung von Einzelhandelsflächen am Ortsrand haben wir derzeit im Zentrum nur ein einziges leerstehendes Geschäftslokal.

Burbach ist der südöstlichste Ort in Nordrhein-Westfalen, direkt an der hessischen und rheinland-pfälzischen Grenze. Im Rahmen der kommunalen Neugliederung in Nordrhein-Westfalen im Jahr 1969 wurde Burbach zum Hauptort von insgesamt neun Ortsteilen (Dörfern). Das Gemeindegebiet besteht aus unterschiedlichen Landschaftsteilen: im Norden das Hellertal mit dem Hauptort Burbach und im Süden der Hickengrund mit vier Dörfern, dazwischen die lang gezogene Hügelkette „die Höh“ mit dem touristisch sehr bekannten Rothaarsteig als überregionaler Wanderweg. Der Hickengrund bildet auch den Übergang zum Westerwald und seinen Naturschutzgebieten.

Burbach war bis 2003 ein Bundeswehrstandort - mit einer Kaserne und rund 1.000 Soldaten sowie mit Raketenstützpunkt und Radarstation. Außerdem befindet sich dort ein kleiner Regionalflughafen. Die Kaserne steht etwas erhöht auf der Hügelkette inmitten der Landschaft und sucht noch nach einer geeigneten Nutzung, der Regionalflughafen hat seine Marktnische gefunden (Charter, Flugschule, Fracht- und Krankenrückholverkehr) und bleibt bestehen, wird aber vorerst nicht mehr ausgebaut.

Ein Kernthema der Gemeindeentwicklung ist die sehr konsequente Flächenpolitik. Außerhalb der Ortskerne gibt es seit mehreren Jahren nahezu keine Wohnbauwidmungen und auch keine Einzelhandelswidmung. Auch das sehr große Gewerbegebiet ist in den Landschaftsraum recht sensibel eingebunden, es wird nicht als störend wahrgenommen. Die Strategie, trotz ungeheurem Druck der großen Einzelhandelsketten keine Handelsflächen am Ortsrand zu genehmigen und gleichzeitig mit viel Ausdauer eine intelligente Ortskernbelebung durchzuführen, macht sich bezahlt – das Zentrum lebt, es gibt nur ein leerstehendes Geschäftslokal und es entstehen intelligente Mehrfachnutzungen. Bleibenden Eindruck hinterlässt zum Beispiel der Turnsaal am Dach eines großen Einzelhandelsbetriebs mitten im Ortskern.

Die städtebauliche Entwicklung des Hauptortes Burbach seit dem Jahr 2000 ist ein Musterbeispiel gelebter Zentrumsentwicklung. Zahlreiche Spezialförderprogramme wurden innerhalb der Gemeinde selbst entwickelt und haben die Bevölkerung für das Nachverdichten im Ortskern sensibilisiert. Die seit mehr als 20 Jahren bestehende Zusammenarbeit in der ortsräumlichen Zukunftsentwicklung mit der Architekturabteilung der Universität Siegen trägt Früchte. Die Architektur der neu errichteten Objekte ist von solider Qualität, es besticht aber vor allem der baukulturelle Prozess, weniger die Einzelobjekte.

Ich bin mit dem öffentlichen Bus von der nächstgrößeren Stadt Siegen angereist. Die Fahrt ging durch eine schöne Landschaft und ein paar kleine Dörfer. Kaum hier in Burbach angekommen, entsteht sehr schnell das Gefühl, in einer sehr kompakten, gut funktionierenden und ländlich geprägten Gemeinde zu sein. Wie hat sich der Ort in den letzten Jahrzehnten entwickelt?

Christoph Ewers: Burbach war bis in die 1970er-Jahre eine eher arme Gemeinde. Mittlerweile hat sich das Blatt aber gewendet. In den letzten Jahren hat es einen richtigen Innovationsschub gegeben. Wichtig waren einerseits der Bau der Autobahn A 45 und deren Anbindung an die Gemeinde, vor allem wegen der Gewerbeansiedelung, aber gleich bedeutsam waren unsere

Christoph Ewers
geboren 1962 in Düsseldorf, hat 1990 sein Studium der Forstwissenschaften an der Universität Göttingen abgeschlossen. Zwischen 1990 und 2003 war er in verschiedenen Projekt- und Führungsaufgaben in der Landesforstverwaltung NRW tätig, seit 2003 ist er hauptamtlicher Bürgermeister der Gemeinde Burbach und u. a. Mitglied im Ausschuss für Städtebau und Umwelt im Deutschen Städte- und Gemeindebund.

Christian Feigs
geboren 1971 in Bottrop, hat 1997 im Fach Architektur sowie Stadt- und Regionalplanung an der Universität Siegen diplomiert. Er war zuerst Leiter des Bereichs Stadtplanung und ist seit 2008 Leiter des Bereichs Wirtschaftsförderung und Stadtplanung der Gemeinde Burbach (Projektleitung der Dorfentwicklung sowie der Forschungsprojekte, Bauleitplanungen u. a. in der Planung interkommunaler Gewerbegebiete).

Das Gespräch mit Christoph Ewers und Christian Feigs führte Roland Gruber.

vielen Aktivitäten zur Attraktivitätsstärkung des Ortszentrums und unsere konsequente Nichtgenehmigung von Einzelhandelsflächen am Ortsrand. Dadurch haben wir derzeit nur ein einziges leerstehendes Geschäftslokal.

Das klingt ja fast wie ein Wunder. Nur ein einziges leerstehendes Geschäftslokal. Wie kann man sich die Neuordnung der Ortsmitte konkret vorstellen?

Christoph Ewers: Bis Ende der 1990er-Jahre fand die Entwicklung vorwiegend in der Landschaftsmulde zwischen dem Burbacher Ortszentrum und der Autobahnabfahrt, also im Gewerbegebiet statt. Hier siedelten sich zahlreiche Betriebe an, einige von ihnen sind sogar Weltmarktführer in diversen Nischen, was wir nicht ohne Stolz sagen. Im Zentrum selbst gab es lange Zeit keine große städtebauliche Entwicklung. Erst der Bau einer Umgehungsstraße Ende der 1990er-Jahre brachte eine Dynamik und wesentliche Veränderungen, die zu einer sehr positiven Ortskernbelebung geführt haben, zumal es bei einigen Gebäuden einen großen Sanierungsbedarf gab.

Mich interessiert, wie dieser Entwicklungsprozess ablief und was andere Gemeinden von Ihnen lernen könnten.

Christian Feigs: Ein ganz wichtiges Projekt war im Jahr 2000 die Umgestaltung der Ortsmitte von Burbach mit dem Ankauf und Umbau mehrerer leerstehender, teilweise historischer Gebäude zur Römerpassage, einer Einkaufspassage mitten im Zentrum. Ausschlaggebend für die Initiative der Gemeinde, selbst tätig zu werden, war am Ende ein Elektrohändler als Eigentümer der größten Immobilie in diesem Bereich, der einen neuen Standort suchte, wodurch seine Geschäftsflächen neben anderen desolaten und sanierungsbedürftigen Gebäuden zur Disposition standen. Wir von der Gemeinde haben uns im Vorfeld der konkreten Planung ausführlich Zeit genommen, um die zukünftige Nutzung mit der betroffenen Öffentlichkeit zu diskutieren. Viele Ideen für die Zukunft dieses Ortsteils wurden gesammelt und waren in der Folge die Basis für die städtebaulichen und architektonischen Planungen. Anstelle eines städtebaulichen Wettbewerbs oder Architekturwettbewerbs wurde der ideale Plan für die Umsetzung in vielen Gesprächen mit allen Beteiligten und Betroffenen gefunden, die das Konzept mitgetragen bzw. auch sukzessive weiterentwickelt haben. Man kann sagen, da kam das eine zum anderen.

Was wurde konkret umgesetzt?

Christian Feigs: Es war uns wichtig, eine gute Mischung zwischen Sanierung, Abriss und Neubau sowie zwischen öffentlichen und privaten Nutzungen zu finden. Das Ergebnis war, dass mehrere Häuser teilweise abgerissen bzw. saniert und mittels einer neuen Einkaufspassage verbunden werden konnten. Das brachte der Passage nicht nur einige neue Geschäftsflächen, sondern auch eine öffentliche Gemeindebibliothek. Aber auch in den umliegenden Häusern entstanden durch diesen Impuls neue Nutzungen. Hier stechen vor allem das Restaurant Snorrenburg mit Hotel, das auf zwei Gebäude aufgeteilt ist, sowie das wunderbare Kulturhaus im sanierten ältesten Gebäude der Gemeinde, der „Alten Vogtei“, hervor.

Das älteste Gebäude der Gemeinde, die Alte Vogtei, steht mitten im Ortszentrum. Es wurde im Zuge der Ortsmittenentwicklung saniert und dient jetzt als Kulturzentrum.

Das Parkhaus ist integraler Bestandteil der Aufwertung des Ortszentrums und wurde in unmittelbarer Nähe der Römerpassage und des ältesten Hauses im Ort, der Alten Vogtei, errichtet. (Architektur: Büro Halbach, Neunkirchen, 2000)

Schwarzplan Ortszentrum Burbach

Erster Bauabschnitt Ortsmitte (1985–1987)
Ansiedlung Läden und Nahversorgung
Neubau Bürgerhaus
Altbausanierung Gastronomie

Zweiter Bauabschnitt Ortsmitte – Römerpassage (2000)
Altbausanierung und Neubau
Ansiedlung von Einzelhandel (Apotheke, Post, Volksbank, Arbeitsamt, Gastronomie)
Parkhausneubau im UG und EG, Büros im 1. und 2. OG

Übernachtung und Gastronomie (2002)
Restaurant im sanierten Fachwerkhaus
Hotel in ehemaliger Dorfschule

4 Dritter Bauabschnitt Ortsmitte, großflächiger Einzelhandel im Ortskern (2002)
4a Grundschule Burbach (Bestand)
4b Schulhof Grundschule – Erweiterung auf dem Dach des Einzelhandels
4c Busbahnhof und Pkw-Stellplätze (Bestand)
4d Kindergarten
4e 2-fach-Turnhalle auf Einkaufszentrum
4f Parkplatz Einkaufszentrum

5 Rückbau Nassauische Straße (2001/02)

6 Vierter Bauabschnitt Ortsmitte Großflächiger Einzelhandel im Ortskern (2010/11)
6a Parkplatz
7 Bahnhof
8 Rathaus
9 Kinderzuhause

Das Restaurant Snorrenburg mit angeschlossenem Hotel befindet sich in zwei sanierten Altbauten. (Planung: Büro Halbach, 2002)

Christoph Ewers: Eine weitere wesentliche Entscheidung damals war, dass wir uns vehement dafür einsetzten, den Lebensmittelhandel im Ort zu halten und keine Genehmigung auf der freien grünen Wiese zu erteilen. Das ist bis heute so.

Wie kann man sich das vorstellen, wie tritt da eine Gemeinde gegenüber den großen Handelskonzernen auf?

Christoph Ewers: Viele Handelsketten, hier sind es aber vor allem die Discounter, erzeugen – bis dato – einen sehr großen Druck auf Handelsflächen auf der grünen Wiese am Ortsrand. Aber der Gemeinderat hat das konsequent bis heute durchgehalten, keine Genehmigungen zu erteilen. Die gibt's nur, wenn sie auch im Ortsverbund bauen. Das beste Beispiel ist der REWE Markt, der mitten im Ort teilweise in einen Hang hinein gebaut wurde. Im Obergeschoß wurde die Turnhalle für die Schule errichtet und stellt, wie wir meinen, eine sehr gelungene Form der Nutzungsdurchmischung dar.

Das ist in der Tat sehr vorbildlich. So stellen wir uns als Planer die Mehrfachnutzung generell vor. Wie hat sich die Ortszentrumsplanung nach der Römerpassage in der Folge weiterentwickelt?

Christoph Ewers: Ausgehend vom Römerpassagenprojekt gab es von 2000 bis 2007 eine intensive Ortsteilplanungsarbeit mit diversen Bürgerforen. Dadurch ist die positive Wahrnehmung des eigenen Dorfes deutlich gestiegen. Und parallel wurden in der Flächennutzungsplanung keine neuen Wohnbauflächen mehr ausgewiesen.

Christian Feigs: Es geht uns um nachhaltige Ortsteilstärkung und um Lückenfüllung oder besser gesagt um Nachverdichtung.

Christoph Ewers: Ich habe im Jahr 2004 bei einer Veranstaltung der Industrie- und Handelskammern einen Vortrag gehalten, wo ich darauf hingewiesen habe, dass es doch nicht Aufgabe der Gemeinde sein kann, immer neue Wohngebiete aufzuschließen und auszuweisen. Wir fördern damit ja unvermindert die Zersiedlung und den Verkehrsaufwand und forcieren damit gleichzeitig die Leerstandsproblematik im Zentrum. Ich wurde belächelt. Und es wurde angemerkt, dass der demografische Wandel in Burbach vermutlich früher angekommen ist. Jetzt, ein paar Jahre später, sind wir Vorbild für viele Kommunen, die es uns nachmachen.

Ausgehend von den Impulsen der konsequenten Flächennutzungs- und Dorfentwicklungsplanung entstand bei Ihnen die Idee, die vielen Bausteine im Projekt „Lebenswerte Dörfer“ zusammenzufassen. Was ist das konkret?

Christoph Ewers: Ich würde die damalige Ausgangssituation so beschreiben: Wir hatten viele Baustellen und das konkrete Ziel des „vitalen Dorfes“ und suchten ein Projekt, das all dies verbindet. Das Projekt „Lebenswerte Dörfer“ ist nicht am Schreibtisch entstanden, sondern wir haben gemeinsam mit den Vereinen in den einzelnen Dörfern an vielen Themen parallel gearbeitet, wie z. B. demografischer Wandel, Klimaschutz oder die Dorfgestaltung. Und dadurch ist es gelungen, die Bürgerinnen und Bürger sowie die Politik gemeinsam zu überzeugen. Und das Schöne ist, dass es jetzt, nach einer gewissen Zeit, viele Menschen mittragen.

Christian Feigs: Es klingt zwar nach außen wie eine strategische, wissenschaftliche Planung, aber sie ist vielmehr aus den aktuellen Bedürfnissen der Menschen vor Ort entstanden.

Christoph Ewers: Und daraus hat sich unter anderem auch das kommunale Programm „Bauen in den Ortskernen“ entwickelt. Es läuft seit dem Jahr 2009 und bietet in verschiedenen Bereichen finanzielle Anreize für bauliche Maßnahmen innerhalb der Dörfer im Gemeindegebiet. Das Programm ist vor allem als Impulsgeber, Beratungs- und Bewusstseinsbildungsprogramm zu sehen. Es arbeitet mit einem Jahresbudget von 50.000 Euro, was nicht wirklich viel ist, das ist uns schon klar. Aber es geht uns um die Motivation, um den Anreiz.

Die Studierendenprojekte zum Thema „Bauen im Bestand“ sind Impulsgeber für zukünftige Bauherren. Modelle zu konkreten Bauaufgaben machen die Potenziale erlebbar.

Wie bzw. was wird da konkret gefördert?

Christoph Ewers: Im Jahr 2011 wurden ca. 50 Förderanträge von Privatpersonen bewilligt. Das heißt, dass wir für den Kauf von Häusern im Ortskern rund 17.000 Euro an Fördergeldern an 14 Projektwerber verteilt haben, weitere Gelder wurden für Neubauten, barrierefreien Umbau oder energetische Sanierung und dorfgerechte Bepflanzung vergeben.
Christian Feigs: An das Förderprogramm ist eine Bauberatung gebunden, wobei ortsansässige Architekturbüros, das örtliche Bauamt und die Kreditinstitute den Bürgerinnen und Bürgern konkrete Hilfestellungen geben. Dabei versuchen wir eine ganzheitliche, konsequente und nachhaltige Sicht für das Thema Bauen und Wohnen im Ortskern zu erzeugen, die demografische, energetische und gestalterische Aspekte berücksichtigt.

Das klingt sehr plausibel. Gelingt diese Sensibilisierung ob der geringen Fördersumme wirklich?

Christoph Ewers: Mit dem Bauen sind immer große Investitionen verbunden, die ein kommunales Förderprogramm natürlich nicht wesentlich verringern kann und die von den Bauherren selbst getragen werden müssen. Der energetische und finanzielle Aufwand ist aber umso größer, wenn weiterhin Neubaugebiete erschlossen werden, die jeweils auch mit einer Vergrößerung der Versorgungsinfrastruktur verbunden sind, für die letztlich

Die Burbacher Baufibel ist eine umfassende Aufbereitung aller relevanten Informationen über das Bauen in der Gemeinde. Sie sensibilisiert die Bauherren für den richtigen Umgang mit der Bestandserweiterung.

die Bürgerinnen und Bürger aufkommen müssen. Außerdem fallen in dezentralen Lagen für die Bewohnerinnen und Bewohner besonders hohe Folgekosten für Mobilität an, was besonders älteren Menschen, die nicht mehr eigenständig mobil sind, große Schwierigkeiten bereitet. Diese Zusammenhänge zu vermitteln und das Wohnen im Ortskern als hochwertige Alternative zum Neubau auf der grünen Wiese zu zeigen, ist das zentrale Anliegen des Programms. Ein wesentlicher Bestandteil ist daher die Öffentlichkeitsarbeit, bei der nicht nur die Dokumentation gelungener Beispiele eine Rolle spielt, sondern auch die Möglichkeit, diese vor Ort zu besichtigen.

Diese Dokumentation nennen Sie Baufibel. Darin werden neben den gelungenen Beispielen auch viele Gestaltungsvorschläge gemacht. Wird da nicht die Kreativität der Planer eingeschränkt, wenn mehr oder weniger vorgegeben ist, wie etwas gebaut werden soll?

Christoph Ewers: Nein, das sehe ich nicht so. Die Baufibel macht auf städtebauliche und architektonische Qualitäten sowie auf ortstypische und unverwechselbare Merkmale aufmerksam. Dadurch lernen die Menschen gewachsene Orts- und Straßenbilder besser schätzen, lernen Material- und Farbensprache der Gebäude kennen. Sie werden dadurch für die Qualitäten des eigenen Dorfes sensibilisiert. Ich finde, dass ein behutsames Einfügen neuer Bausubstanz für unser Dorf wichtig ist. Wir wollen ja intelligent weiterbauen und nicht Fremdkörper reinstellen, da sie langfristig die Unverwechselbarkeit wie auch die Wohn- und Lebensqualität des Dorfes gefährden.

Die in den letzten Jahren entstandenen Bau- und Freiraumprojekte haben in der Regel eine solide Qualität und fügen sich auch gut in den Bestand ein. Ich behaupte mal frech, genauso wie es die Baufibel auch vorgibt. Baukulturelle Glanzleistungen sind jedoch nur sehr vereinzelt zu finden. Ich meine damit nicht den brutalen Fremdkörper, sondern hochqualitative Bauten, die sowohl sensibel in das Dorf eingefügt sind, aber überregional Beachtung finden. Wie entstehen in Burbach konkrete öffentliche Bauprojekte?

Christoph Ewers: In der Regel werden die Projektinhalte verwaltungsintern vorbereitet, mit der Politik andiskutiert und dann im Workshop mit zukünftigen Nutzerinnen und Nutzern weiter vertieft. Die Zusammenfassung und

Ausschreibung für das Projekt macht schließlich die Verwaltung. In der Folge präsentieren verschiedene regionale Architekten Referenzprojekte und erste Ideen. Und dann wird einer ausgewählt. Wenn ein Planer gefunden ist, gibt es in der Folge aber auch eine sehr intensive Mitsprache der Politik im weiterführenden Planungsprozess. Sie gibt den Rahmen für Farbgebung, Dachform, Fensterform etc. vor, sie will hier einfach mitreden. Ich gebe es zu, hier hat der Planer begrenzten Gestaltungsspielraum. Der breite Konsens ist dem Gemeinderat wichtiger als das Leuchtturmprojekt. Das hat oft auch mit dem Baurecht zu tun, denn das Gesetz besagt, dass sich neue Objekte sowohl von der Gestaltung als auch von der Nutzung einfügen müssen – BauGB § 34, d. h. große Ausreißer sind nicht möglich. Das geht dann nur mit Spezialwidmungen, und die müssen auch wieder erst beschlossen werden. Ich behaupte, für Innovationen ist immer ein bestimmtes Maß an Autorität notwendig – bei Hochbauprojekten im ländlichen Raum ist diese Autorität schwer zu verwirklichen.

Ich hoffe, dass Sie diese „Durchschnittlichkeit" der Projekte, wenn ich mir diesen Begriff erlauben darf, zugunsten neuer Qualitäten abgeben. Haben Sie nicht manchmal Lust auf Innovation, auf etwas Besonderes?

Christoph Ewers: Im Kleinen haben wir ja schon etwas Außergewöhnliches umgesetzt, nämlich eine sehr moderne Holzbrücke im Ortsteil Niederdresselndorf. Die Realisierung bestätigt meine These mit der Innovation. Die Politik meinte, lasst dem Bürgermeister seine „Spielwiese", so wichtig ist das Projekt für den Ort ja nicht – das Projekt ist klein genug, da kann nichts schiefgehen. Der mutige Entwurf eines Tragwerkplaners wurde vom Gemeinderat akzeptiert, er hatte aber nicht die ganz große Aufmerksamkeit. Natürlich gab es unterschiedliche Stimmen dazu, von: „sieht bescheuert aus" bis „endlich mal was Neues". Aber auf überregionaler Ebene wurde das Projekt stark wahrgenommen. Die Brücke wurde preisgekrönt und bei Holzbaukongressen als Musterprojekt hergezeigt, was mich sehr freut. Aus dieser Erfahrung fände ich es reizvoll, ein innovatives Hochbauprojekt zu machen, gegen Widerstände was durchzustehen. Das ist für mich heute leichter möglich als noch vor fünf Jahren. Ich bin seit zehn Jahren im Amt und jetzt ist die Basis da. Und auch die Lust ist da.

Haben Sie schon jemals Architekturwettbewerbe durchgeführt?

Christoph Ewers: Bis dato werden die Architekten in Hearings aufgrund von Erfahrungen ausgewählt, also eher die klassische Variante, weil wir uns die Zeit für einen Wettbewerb oft nicht nehmen können. Auf Basis der jetzigen Erfahrung auch in anderen Orten würde ich aber jetzt gerne auf Wettbewerbe setzen, wenn geeignete Projekte anstehen.

Sie arbeiten seit Jahren intensiv mit der Universität Siegen und deren Architekturprofessorin Hilde Schröteler-von Brandt zusammen. Welche Auswirkungen bringt das für die Gemeinde?

Christian Feigs: Als wir mit der Dorfentwicklungsplanung in den 1990er-Jahren begonnen haben, war noch Frau Prof. Schröteler-von Brandts Vorgänger aktiv. Sie ist als Nachfolgerin aber sofort in das Projekt eingestiegen

Die Apotheke ist Teil des Römerpassagenprojekts (Planung: Büro Halbach, Neunkirchen, 2000).

Die viel beachtete Holzbrücke im Ortsteil Niederdresselndorf (Planung: Ingenieurbüro Bauart, Lauterbach, 2005)

und hat es zu einer Herzensangelegenheit gemacht. Im Gegensatz zu ihrem Vorgänger, der noch stärkeres Gewicht auf die ästhetische und freiraumplanerische Gestaltung legte, rückten bei ihr die gesamte Zukunft eines Dorfs, die demografische Entwicklung und eine neue Prozessgestaltung in der Bürgereinbeziehung stärker in den Fokus. Wir sprechen mittlerweile besonders die Kinder, die Jugend, die Frauen, die Migranten an und laden sie viel intensiver zum Mitarbeiten ein. Durch Frau Schröteler-von Brandt ist die Auseinandersetzung mit der Zukunft der Dörfer differenzierter und ganzheitlicher geworden. Sie ist mit uns gewachsen und wir mit ihr. In vielen Vorträgen von ihr wird Burbach als herausragendes Beispiel für die frühzeitige, ganzheitliche und nachhaltige Behandlung des Themas „Stärkung der Ortskerne" vor dem Hintergrund des demografischen Wandels besonders erwähnt. Wenn es in den Studienplan passt, entstehen auch immer wieder neue Studentenprojekte.

Christoph Ewers: Vor allem die Arbeiten rund um die Thematik „Bauen im Bestand" hat das eine oder andere Potenzial für die Bauherren aufgezeigt, was im Zentrum doch alles an Weiterbauen und räumlicher Steigerung der Wohnqualität möglich ist. Hier gab es viele Modelle zum Begutachten, da wird alles viel leichter greifbar.

Wir sitzen für dieses Interview hier im Gemeindeamt, das in einer Villa am Ortsrand angesiedelt ist. Warum ist es nicht im Zentrum des Ortes?

Christoph Ewers: Das Rathaus ist keine Villa, sondern war immer das Rathaus und wurde 1903 gebaut. Es ist das Nachfolgegebäude des ehemaligen „Amtshauses", welches ebenfalls hier in der Nachbarschaft am Dorfrand stand und zu klein geworden war. Nachdem früher die „Alte Vogtei" mitten im Ort sowohl Sitz der Rechtsprechung als auch der Exekutive war, ist mit der Ansiedlung des Amtshauses und damit der Verwaltung an einem Ortsrand und der Ansiedlung des Gerichtsgebäudes an dem gegenüberliegenden Dorfrand die preußische Gewaltenteilung auch räumlich dargestellt worden – eigentlich ein schönes Symbol unseres modernen demokratischen Staatsverständnisses. Der Mittelpunkt des Dorfes gehört jetzt mit Bürgerhaus, Dorfplatz, Geschäften und Museum dem Gemeinschaftsleben der

Menschen. Und wir gehen mit den Ratssitzungen zu den Menschen in das Bürgerhaus mit der großen Glasfront und dokumentieren damit Transparenz. Gelegentlich tagt der Rat auch in den Dorfgemeinschaftshäusern der anderen Dörfer.

Abschließend würde mich noch interessieren, an welchen neuen Projekten die Gemeinde arbeitet.

Christoph Ewers: Die Universität Siegen arbeitete auf unseren Wunsch mit uns gemeinsam am Projekt „Burbacher Schulzentrum". Dieses ist in den 1970er-Jahren weit außerhalb des Ortszentrums auf einem Hügel errichtet worden und wir nennen es deshalb auch „Bildungshügel". Diese Situierung stellt mittlerweile ein Problem dar, weil der Aufwand, dorthin zu kommen, sehr groß ist. Es wird derzeit untersucht, was es bedeutet, aus einer Schule, die auf einem Hügel, umgeben von großen Waschbeton-Wohnbauten am Ortsrand steht, eine Ganztagsschule zu machen. Wir wollen eine gesellschaftliche Verbindung zwischen Schul- und Ortszentrum herstellen. Baulich wird es nicht funktionieren, dafür ist der gesamte Schulkomplex zu groß, um ihn ins Zentrum zu holen.

Christian Feigs: Bei einem Projekt des Bundeslandes NRW zum Thema „Zukunftsfaktor Bürgerengagement" ist Burbach eine der ausgewählten Gemeinden. Hier geht es um die Frage, wie das Bürgerengagement ausgebaut und gestärkt werden kann – aber nicht nur um die bauliche Komponente, sondern in Bezug auf Altenbetreuung, Vereinsleben etc. Hier sind zehn Kommunen gemeinsam aktiv, sie werden wissenschaftlich begleitet, bauen ein Netzwerk auf und entwickeln neue Projekte. Somit bildet dieses Thema auch einen entscheidenden Baustein im Zusammenhang mit der Stärkung der Ortskerne.

Literatur/Publikationen/Links

„Bauen im Ortskern – Förderprogramm Burbach", Dokumentation Leerstandskonferenz 2011, S. 32, http://www.leerstandskonferenz.at/Download.html

„Dorflesung – Gestaltungsfibel für historische und neue Bauten in der Gemeinde Burbach", Darius Djahanschah, Cindy Werner; Gemeinde Burbach in Kooperation mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL – Amt für Landschafts- und Baukultur in Westfalen), 2010

„Städtebauliche Planung im ländlichen Raum im Spannungsfeld des demografischen Wandels", Vortrag von Prof. Dr. Ing. Hilde Schrötelervon Brandt, Symposium 27.10.2006, Vortrag zum Download: http://www4.architektur.uni-siegen.de/symposium/2006/Texte/vortraege/vortrag_svb.pdf

Vorträge des Symposiums „Leerstand im Dorf", 5.11.2010 an der Universtität Siegen:
„Leerstandsoffensive der Regionale Südwestfalen 2013 -

Probleme_Ziele_Projekte_Menschen“ , Vortrag Stephanie Ahrens und Daniel Fühner, Vortragsskript zum Download: http://www.architektur.uni-siegen.de/aktuelles/vortragsreihen/mastersymposium2010/vortrag_arens_fuehner.pdf
„Leerstände im Dorf“, Vortrag von Prof. Dr. Ing. Hilde Schröteler-von Brandt, Vortragsskript zum Download: http://www.architektur.uni-siegen.de/aktuelles/vortragsreihen/mastersymposium2010/vortrag_schroeteler.pdf
„Umnutzungen, Nachnutzungen, Neunutzungen – Ein baukultureller Beitrag“, Vortrag von Darius Djahanschah, Vortragsskript zum Download: http://www.architektur.uni-siegen.de/aktuelles/vortragsreihen/mastersymposium2010/vortrag_djahanschah.pdf

„Wie kommt Baukultur auf‘s Dorf – und was ist eigentlich Baukultur?“ Dorfgespräch Baukultur, Burbach, 21.5.2012, Darius Djahanschah, Vortrag zum Download: http://www.siegen-wittgenstein.de/doc.cfm?seite=1025&urlDoc=pfaddownloads/1025downloads/Vortrag_Darius_Djahanschah_Haferkiste.pdf

„Dokumentation Rundholzbrücke“, bauart Konstruktions GmbH & Co. KG, http://www.bauart-konstruktion.de/cms/content/de/rundholzbrcken/cid_144/pid_23.html

Online-Führer zur Baukunst NRW: Dokumentation Heimhof Theater: http://www.baukunst-nrw.de/objekte/Heimhof-Theater-Burbach--2079.htm
Alte Vogtei: http://www.baukunst-nrw.de/objekte/Alte-Vogtei-Burbach--2078.htm

„Neue Haymat Dorf – Burbach-Holzhausen“, Çağla İlk, Dietrich Pressel und Gerrit Schwalbach, StadtBauwelt Nr. 193/2012, S. 18–19, Download unter: http://www.bauwelt.de/sixcms/media.php/829/bw_2012_12_0016-0029.pdf

Bildnachweis

S. 117, S. 120 (oben), S. 123, S. 124, S. 125: Gemeinde Burbach;
S. 121: Grundlage: Landkreis Siegen-Wittgenstein, Gemeinde Burbach, Bearbeitung: LandLuft; restliche Bilder: LandLuft

Volkenroda

Auferstehung aus Ruinen

Judith Leitner

Gemeinde:	Körner
Landkreis:	Unstrut-Hainich
Bundesland:	Thüringen
Einwohnerzahl (Gemeinde):	1.780
Einwohnerzahl (Ortsteil Volkenroda):	180
Gemeindefläche:	30,6 km²
Anzahl der Ortsteile:	3
Nächste größere Stadt:	Erfurt (60 km, 200.000 EW)
Verwaltung:	Teil der Verwaltungsgemeinschaft Schlotheim
Struktur:	sehr kleines, agrarisch geprägtes Dorf mit ehemaligem Zisterzienserkloster
Kontakt:	http://www.kloster-volkenroda.de http://www.bauhuette-volkenroda.de u. a. Ulrike Köhler, Jens Wolf, Bernward Paulick, Katharina Freudenberg

Entwicklung und Meilensteine

1540	Auflösung des Klosters
1839/40	erste Renovierungsversuche
1990	Initiative von Ulrike Köhler zur Rettung des Klosters (mit Gemeinde u. Kreisdenkmalamt)
1992	Kampagne des Bunds Kath. Unternehmer Kontaktaufnahme der Gemeinde mit der Jesus-Bruderschaft Gnadenthal
1991–94	Sommerseminare mit Studierenden, Studienstiftung des deutschen Volkes
1994	Die Jesus-Bruderschaft Gnadenthal erwirbt das Kloster.
1996/97	Sanierung Amtshaus, ehem. Försterei (Planung: Hornschuh, Hose), Kirche und Konventgebäude (Planung: Planungsgruppe Stieldorf, Hornschuh, Paulick)
1997	Statische Sicherung Alte Schmiede (Planung: bauhütte volkenroda)
2001	Übersiedelung des Christus-Pavillons von der EXPO Hannover nach Volkenroda (Planung: Gerkan, Marg und Partner, Joachim Zais; Umsetzung: bauhütte volkenroda)
2002	Freiraumgestaltung des Klosterhofs zwischen Christus-Pavillon, Kirche und Konventgebäude (Planung: WES & Partner)
2002	Neubau Wirtschaftsgebäude Klostergut Volkenroda als Ökolandwirtschaft, Schafstall mit Schaumelkstall (Planung: bauhütte volkenroda)
2004/05	Neubau Wohnhaus Familie Paulick (Planung: bauhütte volkenroda)
2007	Sanierung Herrenhaus (Planung: bauhütte volkenroda)
2005	Umbau Jugendbildungszentrum „Langer Gang“ (Planung: bauhütte volkenroda)
2012	Umbau Jugendscheune mit Kapelle in Stampflehmbau (Planung: bauhütte volkenroda)
2012/13	Neubau Reihenhäuser für Mitglieder der Jesus-Bruderschaft, mehrere Bauabschnitte (Planung: bauhütte volkenroda)

Auszeichnungen und Preise

1995	Schützenswertes Kulturerbe von europäischem Rang
1996	Henry Ford European Conservation Award in der Kategorie „Kulturerbe“
1998	Denkmalschutzpreis des Freistaates Thüringen

❶ Hauptort Körner
❷ Volkenroda
❸ Osterkörner
❹ Peisel (aufgelöst)
1 km

Das Luftbild zeigt Volkenroda kurz nach der Errichtung des Christus-Pavillons – wohl der prominenteste Neubau im Dorf (Architektur: Gerkan, Marg und Partner). Der lang gestreckte Bau dahinter ist der Schulbauernhof (Architektur: bauhütte volkenroda).
Neben der Kirche befindet sich das ehemalige Konventgebäude (Architektur: Planungsgruppe Stieldorf). Hier entstanden moderne Gästeunterkünfte und Seminarräume.
In den historischen Fachwerkgebäuden dahinter befinden sich das Gästehaus sowie die Büros der Bruderschaft und ein kleiner Laden.
Die beiden Bauten in der Bildmitte, der sogenannte „Lange Gang", der als Jugendbildungszentrum umgebaut wurde, und das Herrenhaus waren zum Zeitpunkt der Aufnahme noch nicht saniert.

Wer heute durch das in Stahl, Holz und Glas erneuerte Ensemble des ehemaligen Zisterzienserklosters Volkenroda spaziert, kann sich kaum vorstellen, dass es sich noch vor weniger als 20 Jahren um ein völlig vergessenes und von Verfall betroffenes Dorf handelte. Die ungewöhnliche Entwicklung, die Volkenroda seit der Wende 1989/90 erfahren hat, hätte dem Dorf eigentlich niemand mehr zugetraut. Der nur 180 Einwohner zählende kleine Ortsteil der unweit der hessischen Grenze gelegenen thüringischen Gemeinde Körner wurde von einer christlichen Gemeinschaft als religiöses und kulturelles Zentrum wiederbelebt. Seither hat sich der Ort, nicht nur was den demografischen Wandel betrifft, stabilisiert, sondern ist auch baukulturell aufgeblüht.

Über drei Jahrhunderte wurde Volkenroda von den Zisterziensern bewirtschaftet und beherrscht, die ihren Landbesitz und Einfluss in der Region immer weiter ausdehnten. Anfang des 16. Jahrhunderts war die Region ein Zentrum der Reformation und die Zerstörungen der Bauernkriege (um 1520) fielen in Volkenroda besonders heftig aus. Nach der Auflösung des Klosters wurde das Gut als ein dem Landesfürsten unterstelltes Amt weiter bewirtschaftet. Über die Jahrhunderte verfielen die Sakralbauten, das ehemalige Konventgebäude wurde unter anderem als Stall genützt und die vorhandenen Wohn- und Wirtschaftsbauten immer wieder umgebaut. Rund um das Kloster gibt es in Volkenroda nicht viel: Nach dem Zweiten Welt-

Die Initiatorin des Wieder-
aufbaus Ulrike Köhler

Viel schwieriger, als die bauliche Sanierung zu beginnen, war es, ein Nutzungskonzept für das Ensemble zu finden.

Das Konventgebäude kurz
vor der Renovierung

krieg wurde das Dorf durch einige Neubauernhäuser erweitert, meist simple Bauten, denen man den Mangel an Baumaterial mitunter deutlich ansah. Um überhaupt an Baustoffe zu kommen, bediente man sich dabei unter anderem am heruntergekommenen Bestand des Klosterareals. Nach der Gründung der LPG (der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft) in den 1950er-Jahren wurden einige größere Ställe und Scheunen errichtet. Bis heute gibt es noch einen Schweinemastbetrieb im Ort, abgesehen von Landwirtschaft und Kaliabbau war Volkenroda jedoch nur ein kleiner, unbedeutender Ortsteil der Gemeinde Körner. Die meisten Einrichtungen des täglichen Bedarfs (Verwaltung, Schulen und Geschäfte) befinden sich nach wie vor etwa zwei Kilometer entfernt im Hauptort Körner, in dem auch der Großteil der Bewohner der Gemeinde lebt.

In den 1970er-Jahren stand sogar im Raum, dass das Dorf Volkenroda ganz aufgegeben werden könnte, einen offiziellen Beschluss dafür gab es aber nie. „Zu den Befürchtungen hat sicher vor allem beigetragen, dass Peisel, der kleinste Ortsteil unser Gemeinde, in dem nur noch etwa 30 Leute gewohnt hatten, abgesiedelt worden war“, erzählt Matthias Mucke, der heutige Bürgermeister von Körner.

Die Theologin Katharina Freudenberg, die an einer Dissertation über Volkenroda arbeitet, nennt mehrere Gründe, warum sich die Gerüchte einer drohenden Auflösung so hartnäckig gehalten haben könnten:

„Gemäß der Zentraldorfpolitik der DDR wurden kleine Ortschaften in abgelegener Lage nicht gefördert, sondern deren Einwohner zum Wegzug motiviert. Viele Einwohner von Volkenroda berichteten in den Interviews, dass sie eine Absiedlung ihres Ortes befürchteten oder sogar durch bestimmte staatliche Maßnahmen als beschlossen glaubten. Mehrfach genannt wird beispielsweise die Verwehrung von Baugenehmigungen mit der Begründung, dass der Ort ‚abgesiedelt‘ werden sollte. Ein anderer häufig genannter Umstand, der die Volkenröder auf Absiedlungspläne schließen ließ, ist der Bau von Neubaublöcken in Körner, von denen man meinte, dass sie als neuer Wohnraum für Menschen aus Volkenroda bestimmt wären. Einen amtlichen Beschluss scheint es für die Absiedlung Volkenrodas allerdings nicht gegeben zu haben, jedenfalls ist kein schriftlichen Nachweis dafür zu finden.“[1]

Die seit fast fünf Jahrhunderten verlassene Klosterruine ist der Überrest eines der ältesten Zisterzienserklöster Deutschlands. Das Langschiff der romanischen Basilika wurde nach der Zerstörung und Plünderung im frühen 16. Jahrhundert nicht mehr wieder aufgebaut und auch vom Kreuzgang sind heute kaum mehr als Fundamentreste erhalten. Nur ein kleiner Teil der Kirche war nach den Bauernkriegen in etwas veränderter Form wiedererrichtet worden. Der übrig gebliebene Raum des Hauptchors und des Querhauses der Abteikirche wurde trotz Baufälligkeit auch vor der Renovierung bis 1968 für Gottesdienste genutzt und stand dann über Jahrzehnte leer.

Viele an der Renovierung Beteiligte, die Volkenroda vor dem Wiederaufbau gekannt haben, bezeugen den verwahrlosten Zustand des Dorfes. Während die völlig verfallene Kirche einen wildromantischen Anblick bot, war die soziale Situation der Bewohnerschaft offenbar sehr prekär. Es handelte sich um ein abgelegenes Dorf, in das Menschen mit Problemen (z. B. Alkoholkranke) regelrecht abgeschoben worden seien, wird die Situation von einigen im Rückblick beschrieben.[2] Für die Erhaltung der Klosterruine interessierte sich kaum jemand und es waren vor allem nur unzureichend Ressourcen dafür vorhanden. *Zu DDR-Zeiten war es schon ein trauriges Gefühl mitzuerleben, wie die Kirche immer mehr verfiel. Damals dachten wir daran, die Glocke mit einem großen Kran aus dem Dachreiter zu holen, damit sie nicht einfach herabstürzt. Aber nicht einmal das war gelungen*, beschreibt die Initiatorin des Wiederaufbaus Ulrike Köhler in einem Interview 1994 die Situation.[3]

Als die Bruderschaft das Kloster übernahm, waren mehrere der Wohn- und Wirtschaftsgebäude noch bewohnt, wenn auch die Wohnverhältnisse in den teils baufälligen Bauten desolat waren. Die Bewohnerinnen und Bewohner mussten im Zuge der Sanierung ihre Wohnungen verlassen; einige zogen in den Hauptort Körner oder nach Mühlhausen bzw. verließen die Region.

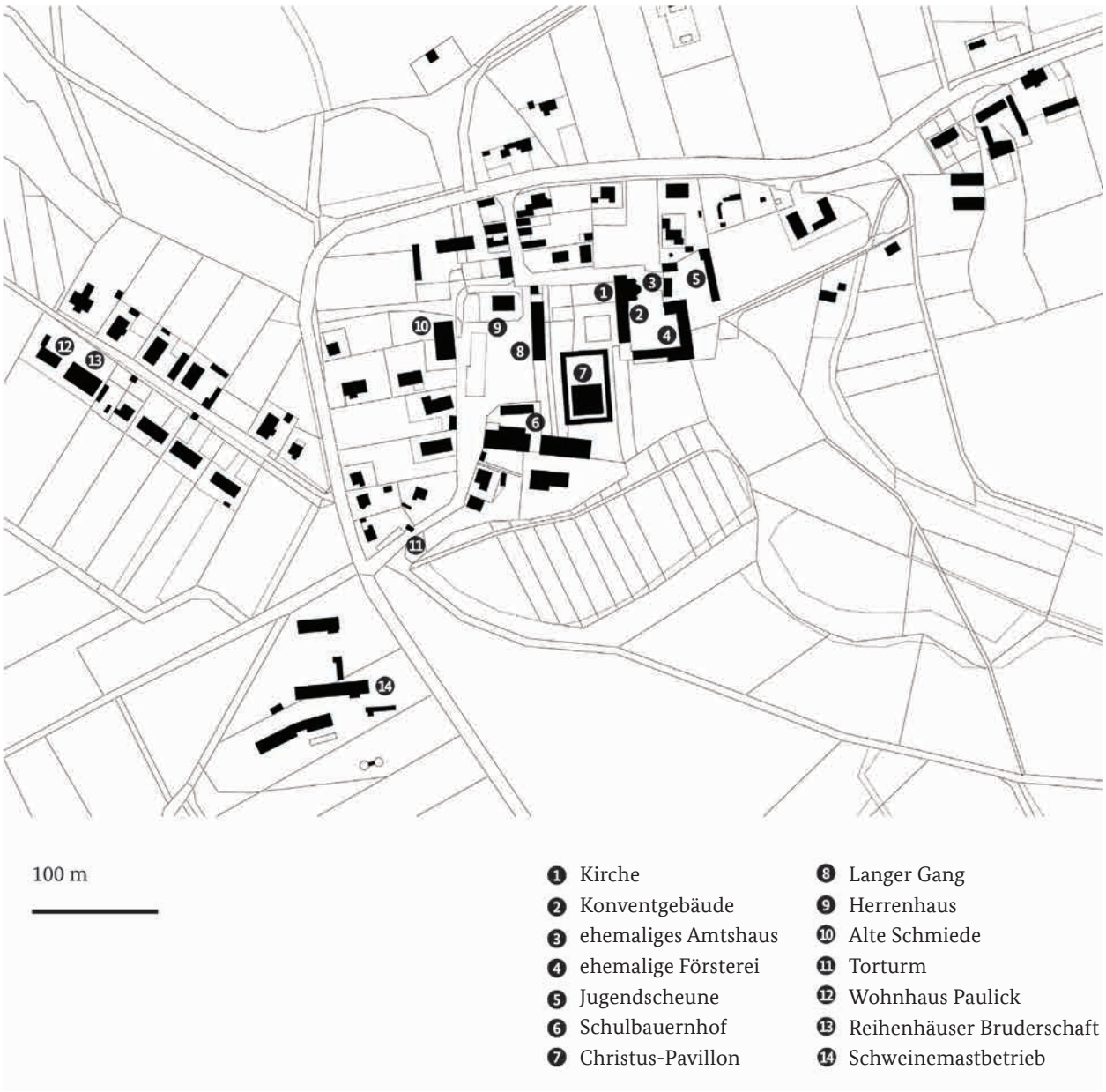
Aufbruchstimmung nach der Wende

Ohne den Einsatz von Ulrike Köhler, die seit 1978 in Volkenroda lebt, wäre die Ruine vermutlich auch nach der Wiedervereinigung dem Verfall preisgegeben geblieben. Auch die Situation im Dorf hätte sich möglicherweise kaum verändert. Denn weder die Landeskirche noch die Gemeindeverwaltung hatten damals Ressourcen und Interesse, sich um das verfallene Klosterareal oder um die Entwicklung des kleinen Ortsteils zu kümmern. Wie viele andere auch hatte die ausgebildete Agaringenieurin nach der Wende ihre Arbeit verloren. Die Familie stand knapp davor, Volkenroda zu verlassen, Ulrike Köhler entschied sich aber zu bleiben und sich für die Entwicklung ihres Dorfes einzusetzen. 1990 wurde sie zur stellvertretenden Ortsvorsteherin gewählt, was ihr die Möglichkeit bot, sich in der Gemeinde für die Erhaltung des Klosters zu engagieren. Sie bekam eine sogenannte ABM-Stelle (Arbeitsbeschaffungsmaßnahme), in der sie für die Vorbereitung der Eigentumsrückübernahmeansprüche der politischen Gemeinde verantwortlich war. Dazu gehörte auch die Aufnahme des Klosterareals, das in den kommunalen Besitz übergehen sollte und damit der Gemeinde die Möglichkeit bot, etwas daraus zu machen.

Aus persönlichem Interesse begann Ulrike Köhler die Geschichte des Klosters aufzuarbeiten und zu überlegen, wie eine Rettung des kunsthistorisch bedeutsamen Ensembles gelingen könnte. Unterstützt wurde sie dabei von Peter Meisner, der zwischen 1989 und 1994 Bürgermeister der Gemeinde Körner war. Gemeinsam stellten sie 1989 ihr Anliegen, das Kloster zu retten, Heinrich Schleiff vor, der als Gebietsreferent des Denkmalamts für die Baudenkmäler dieser Region zuständig und nach der Wende auch der Stellvertretende Landeskonservator war.

„Ich hatte Volkenroda als Student Anfang der 60er-Jahre zum ersten Mal auf einer Radtour mit Kollegen besucht und in meinem alten Dehio nur die Worte ‚alles verfallen' notiert. Als mir Ulrike Köhler von ihren Plänen berichtete, das Kloster zu erhalten, hielt ich die Idee für vollkommen verrückt und unrealisierbar. Doch ihre Hartnäckigkeit hat mich angesteckt und da hat auch mich der Ehrgeiz gepackt", erzählt Heinrich Schleiff.[4]

Heute stehen für Pilger und Gäste zahlreiche Unterkunftsmöglichkeiten zur Verfügung. Sie reichen von temporären Zeltlagern für Jugendcamps bis zu komfortablen Zimmern im sanierten Altbestand, etwa im hier abgebildeten ehemaligen Amtshaus.



Seit seiner Errichtung im 12. Jahrhundert bildet das Klosterensemble das Zentrum des Dorfes. Es war ursprünglich von einer Mauer umgeben, von der neben einigen Resten auch noch ein Torturm erhalten geblieben ist.
Bis auf einige Neubauernhäuser aus der Nachkriegszeit und einen Schweinemastbetrieb wurde das Dorf kaum erweitert. Erst in den letzten Jahren gab es als Folge der geglückten Wiederbelebung des Klosters wieder Zuzug nach Volkenroda, viele der Bestandsbauten wurden saniert und es entstanden auch einige Neubauten.

Zudem öffnete sich mit der Wende ein kurzes Zeitfenster, in dem große Summen für Investitionen zur Verfügung standen (etwa aus vorhandenen Fonds der aufgelösten SED) und gleichzeitig sehr wenig Kontrolle herrschte, weil die alten Strukturen abrupt außer Kraft gesetzt worden waren und sich neue Strukturen und Regelungen noch nicht gefestigt hatten.

Wo sich Wirtschaftsstrukturen ändern, strukturieren sich die dazugehörigen Räume neu. Wie an den Verwerfungen der ostdeutschen Deindustrialisierung anschaulich wurde, organisiert die Globalisierung nicht nur Waren- und Finanzströme neu, sie erzeugt auch neue Peripherien. Neue Kraftzentren und Innovationskerne bilden sich heraus, neue Hinterhöfe entstehen.[5]

Während der Umbruch den wirtschaftlichen Niedergang vieler Städte und Dörfer noch beschleunigte und in eine Welle der Abwanderung mündete, konnte Volkenroda von der damaligen Aufbruchstimmung profitieren. Es wurden erste Förderungen bewilligt, um mit der Notsicherung der Klosterruine beginnen zu können. Zudem gab es von mehreren Seiten Zustimmung, einen möglichen Wiederaufbau zu unterstützen und damit die Herausbildung dieses neuen Kraftzentrums zu fördern.

Ein wichtiger Baustein, um die Aufräum- und Sicherungsarbeiten auf dem Areal bewältigen zu können, war die Bewilligung zahlreicher ABM-Stellen, um die Peter Meisner und Ulrike Köhler angesucht hatten. Diese waren ein nicht unumstrittenes Mittel, um die von der Welle der Erwerbsarbeitslosigkeit betroffenen Leute im Dorf zu halten. Zu Spitzenzeiten waren bis zu 40 Menschen im Rahmen solcher Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen auf der Baustelle beschäftigt. Manche erlebten es berechtigterweise als Zwangsmaßnahme, für andere war es trotz der geringen Entlohnung eine positive und bereichernde Erfahrung. Insbesondere in der Anfangsphase gab es vehemente Gegner des Wiederaufbaus. Zur Wertschätzung bei den einheimischen Beteiligten trug jedoch bei, dass der Leiter der ABM-Beschäftigten, Bruder Michael Mohrmann, selbst in bescheidenen Verhältnissen in einem verfallenen Haus lebte und durch seine aufgeschlossene und sensible Art eine Atmosphäre des respektvollen Umgangs herstellte.

In den Anfangsjahren unterstützte die Kölner Bezirksgruppe des „Bundes Katholischer Unternehmer“ (BKU) den Wiederaufbau des Klosters Volkenroda durch die Gründung des Fördervereins „Abtei Volkenroda e. V.“. Der Kontakt war über Peter Meisner, den Bürgermeister von Körner, und dessen Bruder, Kardinal Joachim Meisner, Erzbischof von Köln, zustande gekommen. Ein weiterer Förderer der ersten Jahre war die „Studienstiftung des deutschen Volkes“. Anfang bis Mitte der 1990er-Jahre verbrachten, von der Stiftung finanziert, mehrere Gruppen von Studierenden unterschiedlicher Disziplinen (Architektur, Archäologie, Philosophie, Theologie etc.) ihre Sommer in Volkenroda, machten Bauaufnahmen und Grabungen und halfen bei den Sicherungsmaßnahmen. Der damalige Vizepräsident der Stiftung, Johannes Zilkens, ein Kölner Kinderarzt, setzte sich als Verehrer der Zisterzienser für die Erhaltung des Klosters ein und leitete auch die Forschungen. Untergebracht waren die Studierenden bei Familien im Ort; für viele war der Aufenthalt ein erster und besonders einprägsamer Kontakt mit der ehemaligen DDR.

Wer braucht ein verfallenes Kloster?

„Viel schwieriger, als die herausfordernde bauliche Sanierung in Angriff zu nehmen, war es allerdings, ein Nutzungskonzept für das Ensemble zu finden“, berichtet Ulrike Köhler. „Und dieses war Voraussetzung für einen zukunftsfähigen Wiederaufbau. Ich unternahm unzählige Versuche, neue Nutzer für das Areal zu gewinnen, kontaktierte Hotels, Rehabilitationszentren und Kliniken, aber niemand schien Interesse zu haben.“[6]

Schließlich entstand über den hessisch-thüringischen Denkmaltag der Kontakt zu einer in Hessen ansässigen, seit 1968 bestehenden Bruderschaft, einer evangelisch geprägten, aber ökumenisch orientierten Gemeinschaft aus Brüdern, Schwestern und Familien. Die Jesus-Bruderschaft hatte für den gelungenen Umbau eines Klosters in Gnadenthal in der Nähe von Frankfurt 1993 den Hessischen Denkmalschutzpreis bekommen. Seit 1990 hatte sie einen zweiten Standort in Hennersdorf bei Chemnitz, wohin 1992 die ersten Brüder übersiedelt waren. Im selben Jahr trat auch Ulrike Köhler an die Brüder in Gnadenthal mit der Anfrage heran, ob sie sich nicht vorstellen könnten, das verfallene Kloster zu übernehmen. Die Bruderschaft war anfangs unschlüssig, ob sie den Aufbau eines weiteren Standorts in Ostdeutschland wagen sollte, willigte aber ein, es gemeinsam mit einer Bruderschaft aus

Beim Umbau des Konventgebäudes wurden Teile des Bestands erhalten und darüber ein Neubau in Stahlskelettbauweise mit großflächigen Verglasungen errichtet. Im Obergeschoß befinden sich einige Gästezimmer, eine Gemeinschaftsküche und eine Bibliothek, im Erdgeschoß gibt es mehrere Seminarräume. (Architektur: Planungsgruppe Stieldorf: Günther Hornschuh, Bernward Paulick)

Der Innenhof zwischen Klosterkirche, Konventgebäude und Christus-Pavillon wurde 2002 neu gestaltet. (Landschaftsplanung: WES & Partner)

Seit der Renovierung Mitte der 1990er-Jahre ist die Abteikirche nicht nur wieder der Ort des täglichen Gebets, sondern kann auch für Veranstaltungen genutzt werden. Im Mai 2013 fand als Abschluss des vorliegenden Projekts das Symposium „Baukultur in ländlichen Räumen“ im Kirchenraum statt.

Selbitz zu versuchen. Es wurde der Verein „Wiederaufbau Kloster Volkenroda e. V.“ gegründet und die Jesus-Bruderschaft kaufte das Areal nach einem einstimmigen Gemeinderatsbeschluss zu einem symbolischen Preis.[7] Beginnend mit der Klosterkirche wurde seit Mitte der 1990er-Jahre fast der gesamte Klosterkomplex renoviert, teils umgenutzt und mit Zubauten und neuen Baukörpern komplettiert.

Die Jesus-Bruderschaft kam als sehr kleine Gruppe nach Volkenroda und besteht nach wie vor nur aus einigen wenigen Brüdern und Schwestern bzw. Familien und Paaren, darunter auch Ulrike Köhler und ihr Mann. Besonders in der Anfangszeit gab es viele Vorbehalte gegenüber der aus dem Westen kommenden christlichen Gemeinschaft. Es entstand bei manchen Einheimischen die Befürchtung, diese würde das „ganze Dorf aufkaufen“. Die Neuankömmlinge bemühten sich zwar um gute Beziehungen zu den Bewohnerinnen und Bewohnern des Dorfes, sie waren aber vor allem auch damit beschäftigt, die Herausforderungen des Wiederaufbaus zu bewältigen. Die christliche Kommunität gewann die führende Rolle im Dorf, was durch den Wiederaufbau des Klosters auch baulich unübersehbar war. Durch die Umstrukturierung war ein gewisser Verdrängungsprozess wahrscheinlich nur schwer vermeidbar.

Beeindruckend ist der hohe Qualitätsanspruch, der bei der architektonischen Gestaltung an den Tag gelegt wurde. Dieser hängt vor allem mit dem Bewusstsein, aber auch der Kompromisslosigkeit einzelner Entschei-

dungsträger zusammen, insbesondere des ehemaligen Leiters der Bruderschaft Günter Oertel. Dieser beauftragte den Architekten Günther Hornschuh (Planungsgruppe Stieldorf) mit dem Bau. Für Günther Hornschuh, mit dem die Bruderschaft bereits in Gnadenthal zusammengearbeitet hatte, war von Anfang an klar, die Bauaufgabe mit einer zeitgenössischen Erneuerung in Stahl und Glas zu beantworten.

Für viele war die Errichtung des modernen Stahlskelettbaus auf den Mauerresten des ehemaligen Konventgebäudes nur schwer mit dem vereinbar, was sie sich unter der denkmalgerechten Sanierung eines Zisterzi-

Vieles mache ich nicht als Architekt, sondern weil es mein Ort ist.

Architekt Bernward Paulick vor seinem u. a. aus Abbruchziegeln und Stampflehm errichteten Wohnhaus

Bernward Paulicks Büro, die bauhütte volkenroda, befindet sich im Obergeschoß des ehemaligen Herrenhauses, also mitten im Dorf. Ursprünglich war es ähnlich der mittelalterlichen Dombauhütten als Zusammenschluss eines Architekturbüros mit einzelnen Handwerksunternehmen der Region gedacht.

enserklosters vorgestellt hatten. So auch für Ulrike Köhler, die sich ja für den Umbau mitverantwortlich fühlte: „Die Architektur war für mich anfangs ein Schock, der mich schlaflose Nächte gekostet hat. Aber mit der Zeit habe ich die räumlichen Qualitäten schätzen gelernt. Die Geschichte des Klosters vom Mittelalter bis zur Gegenwart wird in der Architektur erlebbar und reicht von der Romanik der alten Klosterkirche bis zum modernen Stahlbau des Christus-Pavillons. Die Architektur bringt dabei die Spannung der Geschichte zum Ausdruck. Die Besucher spüren das."

Der Wiederaufbau wird von vielen Beteiligten – aus der Bruderschaft, der Denkmalpflege, der Planerschaft bzw. anderer involvierter Institutionen – als sehr intensive und positive Zeit beschrieben, war aber auch immer wieder von Konflikten zwischen einzelnen Akteuren begleitet, u. a. auch durch das Zusammentreffen zwischen West und Ost. Da vielen das ungewöhnliche Projekt zu einer persönlich wichtigen Angelegenheit geworden war, in die sie weit mehr Zeit und Energie investierten, als im Rahmen ihrer Position erwartet wurde, war auch die Frustration bei fehlender Anerkennung mitunter dementsprechend hoch.

Das Architekturbüro vor Ort: die „bauhütte volkenroda"

Ein Glücksfall war, dass der Architekt Bernward Paulick als neuer Mitarbeiter in das Büro des bereits knapp vor der Pensionierung stehenden Günther Hornschuh einstieg und den Wiederaufbau vor Ort leitete. Bernward Paulick nahm das Abenteuer an, mit seiner Familie von Aachen nach Volkenroda zu ziehen. Der Neubeginn als noch wenig erfahrener Architekt in einem improvisierten Büro in einer Baracke, die noch immer auf dem Gelände steht, war zwar alles andere als einfach, aber nach und nach konnte er als wesentlicher Beteiligter das Vertrauen gewinnen und gründete 1998 ein eigenes Architekturbüro im Ort: die bauhütte volkenroda.

„Die Idee war damals, eine wirkliche Bauhütte zu gründen, ähnlich der mittelalterlichen Dombauhütten, die als Zusammenschluss mehrerer Werkstätten den Bau großer Kathedralen meisterten. Ich konnte den lokalen Handwerksbetrieben zwar das Modell verständlich machen, aber dass es bedeutet hätte, Arbeit untereinander zu teilen, was nur mit einer gewissen Offenheit geht, darauf wollte sich leider keiner einlassen. Vor allem wollte sich niemand preislich in die Karten schauen lassen. Also blieb nur der Name übrig", fasst Bernward Paulick den Beginn seiner Selbstständigkeit als Architekt zusammen. Seit seinem Umzug nach Volkenroda war er nicht

Der sogenannte „Lange Gang“: Die ehemalige Kornkammer dient heute als Jugendbildungshaus mit Werkstätten und Seminarräumen. Der Fachwerkbau wurde mit einer feingliedrigen Holzfassade verkleidet.
Es war geplant, auch für die ursprünglichen Bewohner nach der Renovierung wieder Wohnungen im Gebäude zur Verfügung zu stellen, da sich aber bei fast allen die Lebensumstände bereits während der Umbauphase verändert hatten, kam es jedoch nicht dazu. (Architektur: bauhütte volkenroda)

nur maßgeblich am Umbau des Klosters und der sensiblen Sanierung des Ensembles beteiligt, es ist ihm auch die gesamte bauliche Entwicklung des Ortes ein großes Anliegen. „Vieles mache ich nicht als Architekt, sondern weil es mein Ort ist“, sagt er, und damit ist zum Beispiel der Ortsentwicklungsplan für Volkenroda gemeint, den er aus Eigeninitiative erarbeitet hat. Dieser wurde von der Gemeinde zwar zur Kenntnis genommen, aber nicht offiziell als Basis für einen verbindlichen Plan weiterentwickelt. Trotzdem berücksichtigt man in der Verwaltung manche der darin gemachten Vorschläge, wenn es um Baugenehmigungen für Neubauten geht.

Das Kloster als Motor der Dorfentwicklung

Für die Jesus-Bruderschaft war es wichtig, nicht nur ein religiöses Zentrum zu gründen, sondern auch eine treibende Kraft in der Entwicklung der ländlichen Region zu sein. In den Anfangsjahren stand der Aufbau der Landwirtschaft im Vordergrund (v. a. als Schafbetrieb mit Milchschafen), der heute nach wirtschaftlichen Schwierigkeiten allerdings hauptsächlich dem Eigenbedarf dient und zum Schulbauernhof umstrukturiert wurde. Von März bis Dezember gibt es einen monatlich stattfindenden Tier- und Bauernmarkt, zu dem jeweils 1.000 bis 1.800 Besucher und an die 50 verschiedenen Händler nach Volkenroda kommen.

Neben den zahlreichen Tagesgästen und Pilgern gibt es auch viele Besucherinnen und Besucher, die an Treffen und Kursen teilnehmen und über mehrere Tage im Ort bleiben. Um genügend Unterbringungsmöglichkeiten zu schaffen, wurden nach und nach die Wirtschaftsgebäude des Klosters zu Beherbergungsstätten umgebaut bzw. auch das ehemalige Konventgebäude als Seminargebäude mit darüberliegenden Gästezimmern umgestaltet. Der „Lange Gang“, die ehemalige Kornkammer des Gutshofs, wurde als Europäisches Jugendbildungszentrum konzipiert und bietet mehrere Seminarräume und Gemeinschaftseinrichtungen mit simpel gestalteten Unterkünften für Jugendgruppen und Familien. Der auf Jugendarbeit und Bildung ausgerichtete Schwerpunkt im Kloster Volkenroda wurde u. a. vom thüringischen Ministerium für Soziales, Familie und Gesundheit unterstützt.

Die Bruderschaft ist somit nicht nur eine Gruppe des religiös motivierten Zusammenlebens, sondern sie ist als Beherbergungsbetrieb und als Kultur- und Bildungszentrum mit integrierter Landwirtschaft auch gleichzeitig das wichtigste Unternehmen im Ort. Bruder Helmut ist zudem Gründer des Unternehmens Rosskopf + Partner im Nachbarort Obermehler, das Spezialplatten aus Kunststein herstellt und mittlerweile an zwei

Hinter der Holzfassade des „Langen Gangs“ ist die Tragstruktur des Fachwerks sichtbar.

Die mit Stampflehm gestaltete Kapelle ist teil des Projekts „Jugendscheune“. (Architektur: bauhütte volkenroda)

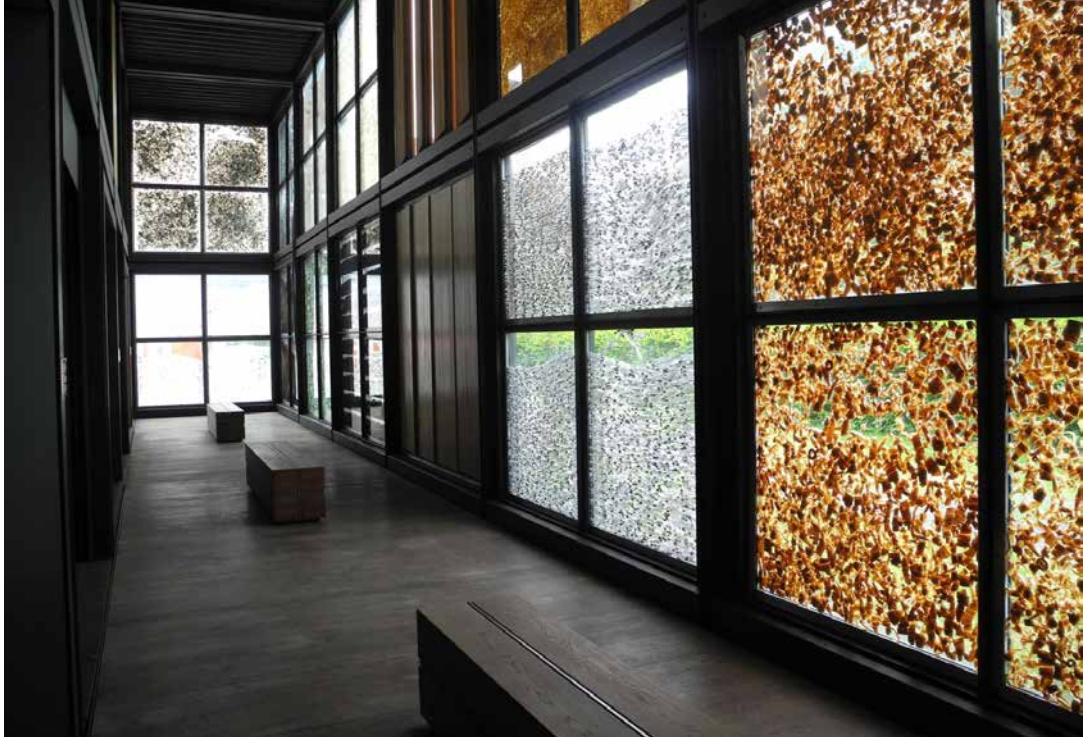
Betriebsstandorten in Thüringen und in Sachsen über 200 Mitarbeiter beschäftigt. Die Ansiedlung des Unternehmens auf einem ehemaligen Flugfeld erfolgte nicht ohne Widerstände. „Die haben gedacht, da kommt 'ne Sekte, und dann auch noch aus dem Westen", wird der damalige Bürgermeister von Obermehler, der die Betriebsansiedlung unterstützte, in einem Zeitungsartikel zitiert.[8]

Die EXPO-Kirche kommt nach Volkenroda

Überregional bekannt wurde Volkenroda vor allem durch den Bau des Christus-Pavillons, der für die EXPO 2000 in Hannover errichtet worden war. Dass dieser nach Volkenroda kommen sollte, war zwar nicht von Anfang an klar; der nach dem Wettbewerb entstandene Entwurf, wurde allerdings bereits für Volkenroda konzipiert. Die Idee dazu entstand spontan in einem Gespräch zwischen dem damaligen Landesbischof Horst Hirschler und dem damaligen Leiter der Jesus-Bruderschaft Günter Oertel. Die ersten Skizzen des von Gerkan Marg und Partner entworfenen Objekts zeigten den Pavillon an sehr prominenter Stelle neben der Klosterkirche. Im weiteren Planungsprozess entschied eine Expertenkommission die Platzierung im hinteren Teil des Areals und im Vergleich zum Straßenniveau um einige Meter abgesenkt. Dies hat gemeinsam mit der Errichtung eines Wasserbeckens im zentralen Hof zu einem stimmigen Ganzen beigetragen, wenn auch für den Bau die Abtretung einiger privater Gärten erforderlich war. Der Pavillon wird nicht nur als Kirche genutzt, sondern mit einer Vielzahl von Veranstaltungen, insbesondere mit Konzerten, bespielt.

Dass der EXPO-Pavillon von West nach Ost und dann ausgerechnet in das abgelegene Dorf Volkenroda übersiedelte, lässt sich nur durch eine Verkettung glücklicher Umstände erklären bzw. durch eine überraschende

Seit der Errichtung des Christus-Pavillons ist das kleine Dorf auch überregional bekannt. Nach der EXPO 2000 in Hannover wurde der Pavillon in seine Einzelelemente zerlegt und in Volkenroda wieder aufgebaut. (Planung: Gerkan, Marg und Partner, Joachim Zais; Umsetzung: bauhütte volkenroda)



Die Struktur des Christus-Pavillons besteht aus Stahlmodulen mit 3,4 Metern Seitenlänge. Die gläserne Fassade wurde mit unterschiedlichsten Materialien befüllt, etwa mit Gebrauchsgegegenständen wie Teesieben, Kunststofflöffel und Audiokassetten, aber auch mit getrockneten Pflanzen. Der Inhalt der unteren Felder wurde jeweils zu dem der oberen Felder in Beziehung gesetzt.

Einigkeit von Kirche, Politik und Industrie, Millionenbeträge in das ambitionierte Projekt einer zerlegbaren Kirche zu investieren. *Es sollte ein in hoher Qualität erstellter Kirchenbau aus Stahl und Glas sein, mit dem sich die Christenheit als modern, aber auch die Stahlindustrie als innovativ zeigen konnte,*[9] um nur eine der zahlreichen, mitunter pathetischen Beschreibungen zu zitieren, die die ungewöhnliche Liaison zwischen Stahlindustrie und Kirche loben. Trotz der hohen Fördersummen, von denen ein großer Teil nicht an klassische Strukturförderprogramme gekoppelt war, ließen sich der Wiederaufbau des Klosters und die Errichtung des Christus-Pavillons finanziell nicht einfach bewältigen. Die Verschuldung war wahrscheinlich auch kein unwesentlicher Grund für interne Konflikte und ein Mitgrund, weshalb manche der in der Gründungszeit maßgeblichen Akteure nicht mehr in Volkenroda leben.

Heute gewinnt der Besucher den Eindruck eines gut funktionierenden, etablierten Betriebs, in dem laufend religiöse Seminare, Treffen, Bauernmärkte und Kulturveranstaltungen stattfinden, für die Gäste von weither nach Volkenroda kommen. Ausrichtung und Programm werden dabei stetig weiterentwickelt. Ein aktuelles Projekt der Bruderschaft ist das „Kloster auf Zeit“. Es versteht sich als Angebot für Menschen in Krisenphasen (als Burnout-Präventation, nach Trennungen oder Todesfällen), einige Wochen bis Monate in Volkenroda zu verbringen und neben Seelsorge und Gebet auch im Kloster mitzuarbeiten.

Resümee

In Volkenroda führte das hartnäckige Engagement Einzelner zu einer unerwarteten Wende in der Entwicklung eines fast völlig vergessenen Dorfes. Innerhalb weniger Jahre entstand auf den Resten einer verfallenen Klosterruine ein beeindruckendes Ensemble mit mutigen Erweiterungen und sensiblen Instandsetzungen. Dass einige der wesentlichen Akteure des Wiederaufbaus nicht aus der Gemeindeverwaltung oder der Dorfgemeinschaft kamen, sondern Mitglieder einer von außen kommenden christlichen Bruderschaft waren, stieß viele Einheimische vor den Kopf und ist auch nach wie vor eine ungewöhnliche Situation. Insbesondere, weil es sich mit nur 180 Einwohnern um einen sehr kleinen Ortsteil der Gemeinde handelt, in dem die Bruderschaft sowohl kulturell als auch ökonomisch die führende Rolle eingenommen hat. Denn das Kloster Volkenroda ist nicht nur ein neues kulturelles und religiöses Zentrum, sondern auch das wichtigste Unternehmen und der größte Arbeitgeber im Ort.

„Nach fast 20 Jahren in Volkenroda sind wir mittlerweile soweit, die Verantwortung an die nächste Generation weiterzugeben, was nicht immer leicht ist. Wichtig ist dabei, für viele Menschen offen zu bleiben und die Spannung, die dadurch entsteht, positiv aufzunehmen“, erzählt Jens Wolf, der derzeitige Vorstand der Bruderschaft. „Das bedeutet, auf den Fundamenten von gestern mit den Mitteln von heute für die Zukunft zu bauen“, zitiert er den zu Beginn des Wiederaufbaus federführenden Architekten Günther Hornschuh.

Dafür, dass Volkenroda nach der Wende nicht den Problemen Abwanderung, Überalterung und Verfall ausgesetzt blieb, mit denen viele andere Dörfer der Region konfrontiert waren, sind wahrscheinlich folgende Faktoren ausschlaggebend:

- Mit der Ruine eines der ältesten Zisterzienserklöster Deutschlands besaß das Dorf ein bedeutendes Baudenkmal.
- Es bildete sich eine Initiative innerhalb des Dorfes zur Rettung des Klosters, die gemeinsam mit Akteuren von außen den Wiederaufbau begann.
- Die Aufbruchstimmung nach der Wende wurde genützt. Durch die Wiedervereinigung lag der Ort nicht mehr in der Peripherie der DDR unweit der innerdeutschen Grenze, sondern mitten in Deutschland.
- Die verschiedenen Maßnahmen wurden durch private Sponsorengelder und Fördermittel auf Landes-, Bundes- und EU-Ebene ermöglicht. Fördergeber waren u. a. Akteure aus Kirche, Industrie und Politik (z. B. aus der Stahlindustrie, der evangelischen und katholischen Kirche und dem Bund Katholischer Unternehmer, dem Land Thüringen etc.).

Kritisch angemerkt wird mitunter, dass der Wiederaufbau zwar eine beeindruckende Bauleistung darstellt, aber das direkte Umfeld nur wenig davon profitieren könne. Die am Wiederaufbau beteiligte Denkmalpflegerin Ines Gliemann hätte sich zum Beispiel gewünscht, dass die Pfarren der Region öfter eingeladen werden, den Christus-Pavillon zu benützen, bzw. dass auch andere bauhistorisch bedeutende, vom Verfall bedrohte Kirchen der Umgebung mehr Beachtung finden. Ein sehr ungewöhnlicher Umstand am Beispiel Volkenroda ist, dass sich die Entwicklung nur auf einen sehr kleinen Ortsteil innerhalb einer Gemeinde konzentriert. Diese Situation hat in der Gemeinde Körner und in den umliegenden Dörfern auch für große Skepsis und Neid gesorgt. In der Bevölkerung stieß vielfach auf Unverständnis, warum das kleine Dorf Volkenroda plötzlich so viel Aufmerksamkeit bekam und Millionenbeträge in ein vergessenes Kloster flossen, während andererseits vor allem in den Jahren unmittelbar nach der Wende kein Geld für viele andere, dringend notwendige Sanierungsmaßnahmen zur Verfügung stand.

Für die Glaswände des Innenraums des Christus-Pavillons wurde zehn Milimeter starker Marmor aus Naxos verwendet. Der Raum wird vor allem in den Sommermonaten genützt, von November bis April ist der Pavillon geschlossen.

Die Gestaltung der Bauwaggons ist eines von mehreren Jugendprojekten, die seit Beginn des Wiederaufbaus in Volkenroda umgesetzt wurden.

Auf Gemeinschaften, die sich im ländlichen Raum ansiedeln, üben wahrscheinlich gerade solche, fast aufgegebene Orte wie Volkenroda eine besondere Anziehungskraft aus, die nicht nur mit dem pragmatischen Vorteil erklärbar ist, dass hier Grund und Boden günstig zu haben sind. Dadurch, dass es dort fast nichts mehr gibt, ist überhaupt die Möglichkeit gegeben, etwas Neues zu schaffen. In einem überschaubaren Dorf, in dem man noch dazu ein Klosterensemble neu beleben kann, entfaltet auch die Idee, ein alternatives, in diesem Fall von christlichen Werten getragenes „anderes“ Leben, eine eigene kleine Welt aufbauen zu können, eine ganz andere Wirkungskraft, als wenn sich z. B. in einer Großstadt einige Gleichgesinnte zu einem Netzwerk zusammenschließen. Ländlich geprägten Räumen werden dabei Eigenschaften zugeschrieben wie eine *positive Einstellung zu allem Lebendigen, der generationenübergreifende Zusammenhalt* und *die Bejahung sinnstiftender Tradition,*[10] die einen erhofften Gegensatz zu den oft als Entfremdung erlebten städtischen Lebenswirklichkeiten bilden. (Siehe dazu auch den Artikel „Baukultur im ländlichen Raum“ in dieser Broschüre.)

Entstanden ist ein architektonisch eindrucksvolles und vielfältig nutzbares Ensemble, das wohl noch über Generationen eine tragfähige bauliche Basis für ein stabiles Dorfleben sein kann und das in Orten dieser Größenordnung eine echte Ausnahme darstellt. Wegen seiner außerordentlichen räumlichen Qualitäten, wegen der kontemplativen Atmosphäre im Ort und nicht zuletzt weil Volkenroda heute mitten in Deutschland liegt, wurde das Kloster auch als Austragungsort des Symposiums ausgewählt, das den Abschluss des vorliegenden Forschungsprojekts darstellte und von 23. bis 24. Mai 2013 stattfand.

Die Alte Schmiede ist einer der Bauten des Dorfkerns, für die noch keine neue Nutzung gefunden wurde. Das Fachwerkhaus wurde aber zumindest vor dem weiteren Verfall gesichert. (statische Sicherung: bauhütte volkenroda)

[1] Vgl. Katharina Freudenberg, laufende Dissertation an der Universität Jena. Arbeitstitel: Wiedervereinigung – am Beispiel eines Thüringer Dorfes. Mikrostudie zur Ost-West-Begegnung während des Wiederaufbaus von Dorf und Kloster Volkenroda (1990–2001).
[2] Interviews u. a. mit Bernward Paulick und Jens Wolf im Juni 2012 und mit Katharina Freudenberg, Ulrike Köhler, Heinrich Schleiff, Peter Meisner und Ines Gliemann im Januar 2013. Besonders aufschlussreich war das Gespräch mit Katharina Freudenberg, die für ihre Dissertation über Volkenroda, die voraussichtlich 2014 erscheinen wird, mehr als 50 Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern, Mitgliedern der beteiligten Bruderschaften, Akteuren aus Denkmalschutz, Politik und Kirche sowie aus den Kreisen der Förderer geführt hat.
[3] Ulrike Köher: Ein Denkmal mit Leben erfüllen. in: Jesus-Bruderschaft (Hg.): Orte der Hoffnung. Leben in Gnadenthal, Hennersdorf und Volkenroda. Hünfelden 1995, S. 57
[4] Heinrich Schleiff: Persönliche Perspektiven. in: Jesus-Bruderschaft (Hg.): Orte der Hoffnung. Leben in Gnadenthal, Hennersdorf und Volkenroda. Hünfelden 1995, S. 53
Vgl. auch: Bauhütte Volkenroda, Heinrich Schleiff: Volkenroda – Kloster. in: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Neues Bauen im historischen Kontext. Nr. 18/2004, Erfurt, S. 57–61
[5] Wolfgang Kil in seinem Diskussionsbeitrag: http://bkult.de/de_DE/527.sollen_wir_den_laendlichen_raum_aufgeben/ (letzter Zugriff am 6.2.2013)
[6] Die angeführten Zitate stammen, wenn nicht anders angegeben, aus Interviews mit Beteiligten im Juni 2012 und im Januar 2013.
[7] Seit der Gründung des Vereins „Wiederaufbau Kloster Volkenroda e. V." im November 1993 unterstützen drei christliche Gemeinschaften den Wiederaufbau: die Jesus-Bruderschaft aus Gnadenthal (Taunus), die Christusbruderschaft aus Selbitz (Oberfranken) sowie der Christusdienst Thüringen. Evangelische Bruderschaften sind ein relativ junges Phänomen; die meisten dieser sehr unterschiedlich ausgerichteten Kommunitäten entstanden erst nach dem Zweiten Weltkrieg.
[8] Marc-Stefan Andres: Das Wunder von Volkenroda. Die Zeit vom 28.2.2002, http://www.zeit.de/2002/10/Das_Wunder_von_Volkenroda/seite-1 (letzter Zugriff am 11.12.2011)
[9] Landesbischof Horst Hirschler: Es war ein ziemlich verrückter Gedanke. Wie die christlichen Kirchen und die Stahlindustrie zum Bau der EXPO-2000-Kirche zusammenfanden. in: Auf dem Weg zur Mitte – Christus. 10 Jahre Christus-Pavillon Volkenroda. 2011, S. 4
[10] Katharina Freudenberg (Hg.): Kloster Volkenroda als Ort evangelischer Bildung. Jena 2012, S. 30

Literatur/Publikationen/Links

Heinrich Schleiff, bauhütte volkenroda: Volkenroda – Kloster. in: Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege (Hg.): Neues Bauen im historischen Kontext. Nr. 18/2004, Erfurt, S. 57–61

Marc-Stefan Andres: Das Wunder von Volkenroda. in: Die Zeit vom 28.2.2002
http://www.zeit.de/2002/10/Das_Wunder_von_Volkenroda/seite-1

Jesus-Bruderschaft Kloster Volkenroda e.V.: Orte der Hoffnung. Leben in Gnadenthal, Hennersdorf und Volkenroda. Hünfelden 1995

Jesus-Bruderschaft Kloster Volkenroda e. V., Stiftung Kloster Volkenroda: Auf dem Weg zur Mitte – Christus. 10 Jahre Christus-Pavillon in Volkenroda, 2011

Katharina Freudenberg (Hg.): Kloster Volkenroda als Ort evangelischer Bildung. Jena 2012

Heinz Freybote: Orts-Chronik Volkenroda. Gemeinde Körner. Mühlhausen 1994

Architekturführer Thüringen 2. Vom Bauhaus bis heute. Weimar 2006

http://www.gemeinde-koerner-online.de
http://www.vg-schlotheim.de
http://www.kloster-volkenroda.de
http://www.bauhuette-volkenroda.de/3_Projekte/klosterkirche/projekt.htm
http://www.unstrut-hainich-kreis.de/index.php?option=com_content&view=article&id=87&Itemid=197

Bildnachweis

S. 130, S. 135: Grundlage: Landkreis Unstrut-Hainich, Bearbeitung: LandLuft; S. 131: Gerhard Aumer; S. 132 (oben): Ulrike Köhler;
S. 132 (unten), S. 133, S. 134 (oben): Ralf Baumgarten;
restliche Bilder: LandLuft

Leiferde

Landwirtschaften ohne Bauern

Initiative:	Ortskernbelebung
Gemeinde:	Leiferde
Landkreis:	Gifhorn
Bundesland:	Niedersachsen
Einwohnerzahl:	4.270
Gemeindefläche:	27,9 km²
Anzahl der Ortsteile:	2
Nächste größere Stadt:	Hannover (60 km, 526.000 EW), Wolfsburg (30 km, 123.000 EW)
Verwaltung:	Teil der Samtgemeinde Meinersen
Struktur:	dörflich, zwei sehr unterschiedliche Ortsteile
Kontakt:	http://www.althaus-konzept.de Claudia Klement, Sabine Wyrwoll

Entwicklung und Meilensteine

1996–97	Sanierung des Haupthauses
2001	Gründung des Ingenieurbüros althaus-konzept Sanierung Schweineställe
2005	Sanierung Scheune Teilnahme am Gründungswettbewerb der Region Braunschweig
2008	Gründung des Vereins Markthof e. V.
2012	Partner beim Forschungsprojekt der Leibniz Universität Hannover zum Thema „Ehrenamtliches Engagement in ländlichen Räumen“

Auszeichnungen und Preise

2006	Teilnahme am ILEK-Prozess (Integriertes ländliches Entwicklungskonzept) des Landkreises Gifhorn, Auszeichnung zum regionalen Leitprojekt
2010	1. Preis im Wettbewerb „Der Springende Punkt zum Thema Ländlicher Raum – Netzwerk ohne Grenzen“, ausgelobt von der CDU-Landtagsfraktion Auswahl als Best-Practice-Beispiel der Studie „Umnutzung landwirtschaftlicher Altgebäude und Hofanlagen als Beitrag zur Vitalisierung der Ortskerne“ der Leibniz Universität Hannover

Der berufliche Neubeginn auf dem Land war natürlich schon ein Wagnis. Aber für uns war der Standort in einem alten Hof mitten im Dorf genau richtig.

Sabine Wyrwoll und Claudia Klement im UNSAhof

Das überschaubare Dorf Leiferde, gelegen im Städtedreieck Hannover, Braunschweig, Wolfsburg, besteht aus zwei sehr unterschiedlich geprägten Teilen: dem Altdorf mit zahlreichen historischen Bauernhöfen im Ortskern und der Bahnhofssiedlung, die erst nach der Errichtung des Bahnhofs Ende des 19. Jahrhunderts entstand und die nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Zuzug von Flüchtlingen großflächig erweitert wurde. Mitte der 1980er-Jahre begann entlang der Verbindungsstraße die Bebauung der letzten Felder, die die Bahnhofssiedlung noch vom Altdorf trennten. In diesem Bereich entstand ein kleines Gewerbegebiet mit Supermarkt, Post, Bank und Apotheke. Trotz der baulichen Verbindung wirken die beiden Ortsteile auch heute noch wie zwei eigenständige Dörfer, vor allem aufgrund ihrer unterschiedlichen Sozialstruktur und Geschichte, die auch heute noch an

Claudia Klement
geboren 1959 in Kassel, hat ihr Studium der Architektur an der Ghk Kassel absolviert und lebt seit 1992 in Gifhorn. Sie ist Partnerin des Büros althaus-konzept in Leiferde und Mitgründerin des Vereins Markthof e. V.

Sabine Wyrwoll
geboren 1952 in Bargfeld, hat an der TU Braunschweig Bauingenieurwesen studiert. Sie wohnt seit 1982 in Leiferde und gründete dort gemeinsam mit Claudia Klement das Büro althaus-konzept und den Verein Markthof e. V.

Das Gespräch mit Claudia Klement und Sabine Wyrwoll führten Judith Leitner und Friedrich Hauer.

Der Hof war vor dem Umbau bereits mehrere Jahrzehnte nicht mehr landwirtschafltich genutzt und befand sich in einem desolaten Zustand. Nur noch einzelne Räume wurden von einer älteren Frau bewohnt.

den baulichen Strukturen ablesbar sind. Durch den Strukturwandel in der Landwirtschaft fielen zahlreiche der Wirtschaftsbauten im Altdorf brach oder werden nur noch zu einem geringen Teil benutzt. Viele wurden aber auch zu reinen Wohnhäusern umgebaut. Einer der bereits von Verfall betroffenen Höfe wurde von Sabine Wyrwoll und Claudia Klement vorbildhaft saniert und ist heute nicht nur Büro und Wohnhaus, sondern auch ein lebendiger Treffpunkt und Marktplatz für regionale Produkte. Die beiden Frauen betreiben das Planungsbüro althaus-konzept und gemeinsam haben sie auch das als Verein organisierte Frauenwirtschaftsprojekt Markthof e. V. ins Leben gerufen. Die ehemaligen Schweineställe wurden zu Läden und Ateliers umgebaut, die Scheune wird als Kulturscheune für Veranstaltungen und Weiterbildung genutzt und der Innenhof dient nicht nur regelmäßig als Marktplatz, sondern auch als Ort für Workshops im Freien.

Was waren die Hintergründe, sich als Planerinnen im ländlichen Raum selbstständig zu machen? Und warum hat es Sie gerade nach Leiferde verschlagen?

Sabine Wyrwoll: Meine Eltern waren Landwirte, ich bin also auf dem Land aufgewachsen. Durch meine Familiensituation bedingt suchte ich Anfang der 1990er-Jahre nach einem sanierungsfähigen Haus zum Wohnen und Arbeiten und wurde durch private Kontakte in Leiferde fündig. Der Hof war bereits seit 1956 nicht mehr landwirtschaftlich genutzt. Es waren nur noch einzelne Räume von einer älteren Frau bewohnt, die Wohnung war allerdings in einem desolaten Zustand, nur mit Kohle beheizbar und ohne Bad. Es war aber nicht ganz einfach, das Objekt zu erwerben. Denn auch wenn viele Bauern keinen Bedarf mehr an den Höfen haben, können sie sich nur sehr schwer von ihrem Besitz trennen, und der Kaufpreis war dementsprechend hoch. Doch als nach eineinhalb Jahren das Objekt noch immer leerstand, entschlossen wir uns 1995, es trotz des hohen Preises zu kaufen.

Claudia Klement: Ich lebe seit 1992 in der Nachbarstadt Gifhorn. Mein Mann bekam eine Stelle in der Autoindustrie in Wolfsburg, deshalb zogen wir von München hierher. Nach der Karenzzeit und mehrjährigen intensiven Familienarbeit war es mir wichtig, eine eigenständige berufliche Entwicklung zu versuchen, und so gründeten wir 2001 das Büro althaus-konzept. Der Neubeginn als selbstständige Architektin und noch dazu auf dem Land war natürlich schon ein Wagnis, doch wir beide hatten ein großes Interesse an der Erhaltung alter Bausubstanz und der denkmalgerechten Sanierung. Und da war der Standort in dem von Sabine schon teilweise umgenutzten Bauernhaus mitten im Dorfkern genau richtig.

Wie entstand die Idee, parallel zum eigenen Büro ein Zentrum zu gründen, in dem sich auch andere Frauen beteiligen können und Infrastrukturen gemeinsam nützen?

Claudia Klement: In der Region ist die stark männlich dominierte Autoindustrie der größte Arbeitgeber. Für Frauen gibt es allerdings beruflich kaum Entwicklungsmöglichkeiten, insbesondere in den Dörfern. Das betrifft vor allem Frauen, die nach der Kinderbetreuung und Familienarbeit wieder in den Beruf einsteigen wollen oder die am Ort einem Nebenerwerb nachge-

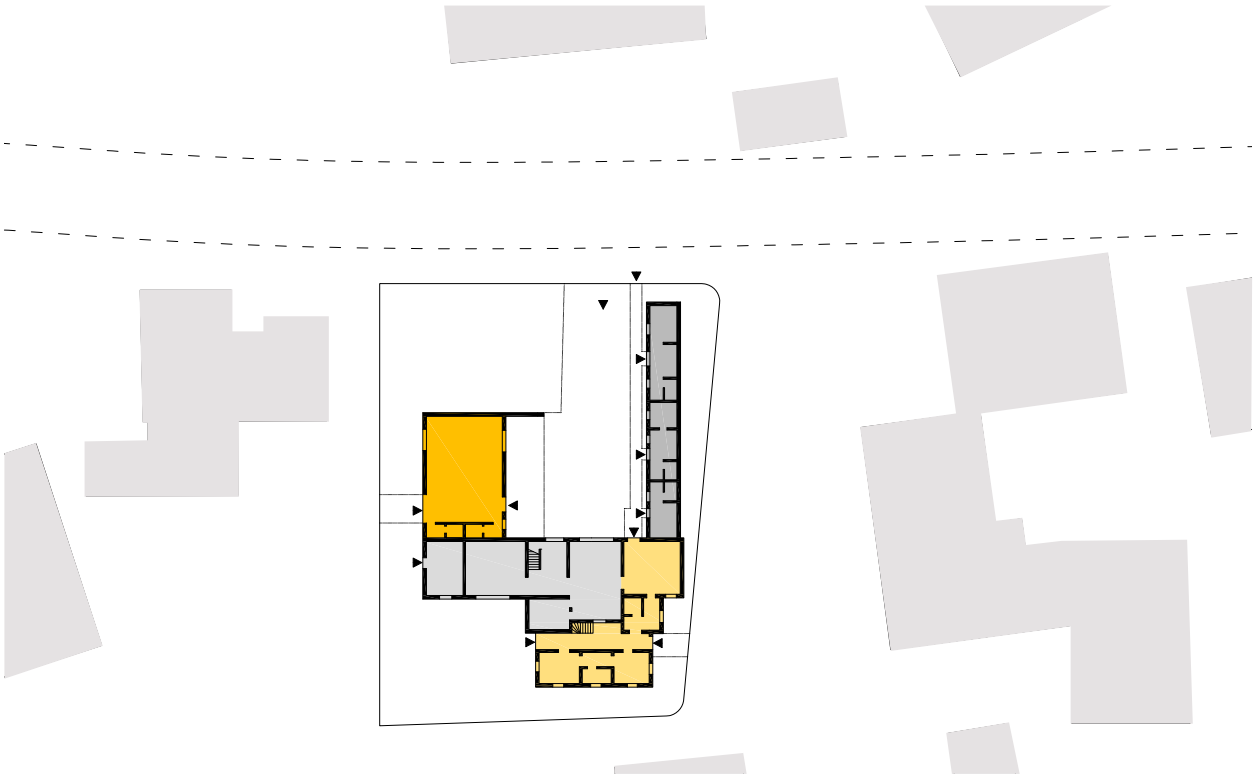
hen möchten. Es fehlt an Arbeitsplätzen und auch an Räumlichkeiten für Existenzgründungen. Mit unserem Projekt bieten wir in Leiferde solche Räumlichkeiten an und im Namen UNSAhof versteckt sich die Grundidee: unser Hof – gemeinsames Wirtschaften und Arbeiten.

Sabine Wyrwoll: Wir waren begeistert von einigen Frauenprojekten im städtischen Kontext – etwa von der „Weiberwirtschaft“ in Berlin. Und wir stellten uns die Frage, ob solche von Frauen getragenen Netzwerke und Unternehmerinnenzentren nicht auch auf dem Land funktionieren könnten. Außerdem interessierte uns die Idee, mit der Sanierung des Hofes ein kulturelles und soziales Zentrum im Dorfkern zu schaffen und damit zur Vitalisierung des Dorfes beizutragen.

Wie gelang es, die vielfältigen Nutzungen optimal zu integrieren?

Claudia Klement: Das Gebäude ist ein für die Region typisches Vier-Ständer-Hallenhaus. Die Diele bildet den Kern des Hofes, rechts und links befanden sich die Ställe und dahinter die Wohnräume, bestehend aus drei Kammern: der Stube, der Küche und der Schlafkammer. Die kompakte Form dieses Bautyps bietet vielfältige Möglichkeiten zur Umstrukturierung im Inneren. Viele Hallenhäuser wurden bereits in vergangenen Jahrhunderten immer wieder modernisiert. Von außen sind die baulichen Änderungen, die wir durchgeführt haben, kaum zu erkennen, nur was wirklich schadhaft war, wurde ausgetauscht, die Lichtverhältnisse und der Nutzungskomfort wurden verbessert.

Der Bautyp des Niedersächsischen Vier-Ständer-Hallenhauses zeigte sich als äußerst praktikabel für das vielfältige Umnutzungsprojekt: Die Wohnräume befinden sich in der ehemaligen Halle (Hellgrau), die ehemaligen Wohnräume wurden zum Büro mit externem Eingang umfunktioniert (Orange), die sehr kleinen aneinandergereihten ehemaligen Schweineställe haben eine optimale Größe für kleine Läden und Ateliers (Dunkelgrau) und die Scheune mit dem mehrere Meter breiten Vordach wird auf vielfältige Weise als Kulturraum genutzt (Gelb). Der großzügige Hof bietet einen Puffer zur relativ stark befahrenen Hauptstraße.



Die ehemalige Scheune wurde mit einer Bar und Sanitärräumen ausgestattet. Sie wird als Kulturscheune für eigene Veranstaltungen genutzt, kann aber auch für Feste und Kurse angemietet werden.

Sabine Wyrwoll: Wenn man von der Hauptstraße in den Hof kommt, geht man als Erstes an den ehemaligen Schweineställen vorbei. Die kleinen Räume bilden eine Art Ladengasse und konnten ohne größere bauliche Eingriffe in Läden und Ateliers umgewandelt werden. Dazwischen haben wir jeweils kleine Sanitärräume und Kochnischen angeordnet. Aus der Scheune wurde ein großzügiger Raum für Veranstaltungen, den wir ebenfalls mit einer Küche und mit Sanitärräumen ausgestattet haben. In den Sommermonaten werden der zum Hof hin orientierte, von einem breiten Vordach geschützte Schauer und natürlich der Innenhof selbst besonders intensiv genutzt. Die Diele und die daran angrenzenden Räume fand ich von Anfang an zur Umnutzung als großzügige Wohnung ideal. Das Büro haben wir dahinter am Hauseingang angeordnet, da, wo sich früher die Wohnräume befanden. Zu Beginn unserer Tätigkeit hat unserem damals Zweifrauunternehmen diese Fläche ausgereicht.

Die Baukosten konnten wir mit 800 Euro pro Quadratmeter dank des großen Anteils an Eigenleistung sehr gering halten, den Umbau haben wir über einen Zeitraum von zehn Jahren schrittweise realisiert. Wir haben versucht die Potenziale der Räume optimal auszunützen und größere Umbauten zu vermeiden. Da es sich um die Sanierung eines denkmalgeschützten Objekts handelte, bekamen wir immerhin steuerliche Begünstigungen über zehn Jahre und eine Förderung für den Austausch der Fenster, was im Gesamtprojekt zumindest eine geringfügige finanzielle Erleichterung darstellte.

Wie ist der Frauenwirtschaftshof organisiert? Wie kommt man zu einem Raum am Hof?

Sabine Wyrwoll: Die Anmietung ist als Verein (Markthof e. V.) organisiert. Wichtig war uns insbesondere die Kleinteiligkeit des Konzepts. Wir setzten vor allem auf viele kleine Nutzerinnen und Nutzer – im Moment sind es 18 Mitwirkende, weil das den Kapitalaufwand für den Einzelnen reduziert und das wirtschaftliche Risiko beim Ausfall eines Mieters gering ist.

Claudia Klement: Das Projekt richtet sich vor allem an Frauen, es ist aber auch Männern möglich, sich als Mieter zu beteiligen. Derzeit gibt es einen von mehreren Frauen abwechselnd betreuten Laden mit Kunsthandwerksprodukten, eine Glaswerkstatt und ein Geschäft mit Alpakamode.

Aus der Halle wurde ein großzügiger, zum Hof hin raumhoch verglaster Salon.

Der Teeladen ist mittlerweile in ein etwas größeres Haus an der gegenüberliegenden Straßenseite gezogen; in der Nachbarschaft konnten sich auch ein Biolebensmittelgeschäft und zwei Floristinnen etablieren. Für die meisten Mieterinnen ist die Selbstständigkeit allerdings nur ein Nebenverdienst.

Was waren die ersten Reaktionen im Umfeld auf das Projekt? Und wie wird es heute wahrgenommen?

Sabine Wyrwoll: In der Gemeinde wurden wir anfangs als „spinnerte Weiber" eher belächelt. Mittlerweile findet das Projekt aber immer mehr Anklang in der Bevölkerung und auch in der Verwaltung. Eine besonders positive Erfahrung war der Tag des offenen Denkmals im Jahr 2007. Da konnten sowohl die Kirche in Leiferde als auch unser Hof besichtigt werden und der Auftritt des Männerchors bracht auch bei den Männern im Ort Anerkennung.

Durch den Kontakt zur Kirche wurden wir mit der Sanierung der alten Schule und deren Umbau zum Jugend- und Gemeindezentrum beauftragt und hatten somit eine interessante, kleine Bauaufgabe direkt im Ort.

Claudia Klement: Seit 2010 veranstalten wir einmal im Monat einen Markt mit regionalen Produkten, was viel zur Bekanntheit des Projekts in der Region beigetragen hat. Da wird dann auch von den Frauen aus unserem Projekt ein Kaffeetreff mit selbst gebackenen Kuchen angeboten. Kaffeetrinken ist ja ein besonderes Problem auf dem Land: Bei den Älteren wird ein Kaffeehausbesuch als teures Vergnügen angesehen. So wurden wir mit den relativ niederschwelligen Angeboten ein beliebter Treffpunkt für Seniorinnen und Senioren, woran wir am Anfang eigentlich gar nicht gedacht hatten.

Architektin Claudia Klement

Das klingt nach viel ehrenamtlichem Engagement. Wird das Projekt auch von öffentlichen Stellen finanziell gefördert?

Sabine Wyrwoll: Offizielle Fördermittel hat der Verein bisher leider kaum erhalten. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass der UNSAhof nicht klar in eine Förderschiene einordenbar ist und sich deshalb manche Institutionen schwertun, uns zu unterstützen. Es gibt zwar zum Beispiel Programme, die auf die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt ausgerichtet sind, aber die haben eher die Eingliederung von Frauen in Betriebe im Auge als

Einmal im Monat findet ein Markt statt, bei dem vorwiegend regionale Produkte verkauft werden.

Einigen der Selbstständigen sind die Räumlichkeiten im Hof bereits zu klein geworden und sie haben sich in eigenen Häusern in der unmittelbaren Nachbarschaft angesiedelt. Das Teegeschäft und der Bioladen befinden sich direkt gegenüber des UNSAhof, weiters gibt es ein Blumengeschäft nur wenige Häuser weiter.

den Weg in die Selbstständigkeit. Und was die Unterstützung als sozialen Treffpunkt betrifft, gibt es bereits zahlreiche karitative Organisationen, etwa die Caritas, das Rote Kreuz oder die Diakonie, wenn diese auch etwas andere Aufgaben zu bewältigen haben.

Bei sozialen Einrichtungen spielt aber leider oft die Baukultur eine eher untergeordnete Rolle.

Claudia Klement: Genau. Das Besondere hier ist die Verknüpfung von erhaltenswerter Bausubstanz mit Arbeitsplätzen und einem soziokulturellen Treffpunkt, den alle Bewohner nutzen können, ohne einer bestimmten Gruppierung anzugehören. Natürlich spielt die anregende Atmosphäre des alten Hofes eine große Rolle. Es ging uns darum, die Potenziale der vorhandenen Bausubstanz in den Ortskernen ans Licht zu bringen und ein solches, leerstehendes Gehöft als Standort für Kreativität, Unternehmen und Kultur unter einem Dach neu zu bespielen.

Sie betreiben auch eine Außenstelle der Interessengemeinschaft Bauernhaus und bieten Bauberatung an. Wie sieht diese Arbeit konkret aus?

Claudia Klement: Wir bieten zum Thema Sanierung und Modernisierung Informationstage, Besichtigungen und Vorträge an. Außerdem beraten wir Bauherren und Eigentümer in allen Fragen rund um die Umnutzung und Sanierung von alten Bauernhäusern.

Die Vitalisierung der Ortskerne ist ein derzeit viel diskutiertes Thema. Gibt es Ideen, das Modell in der Region auszuweiten?

Sabine Wyrwoll: Das Potenzial wäre auf jeden Fall vorhanden. Unsere ursprüngliche Idee war auch, das Projekt auf weitere Orte in der Region auszudehnen. Unser Landkreis besteht aus circa 100 Dörfern, und wir können uns durchaus vorstellen, dass es weitere zehn solcher Projekte gäbe. Bisher ist es aber noch nicht gelungen, die Idee den Gemeinden schmackhaft zu machen.

Ein stärkerer Rückhalt in der Gemeinde würde die Initiierung allerdings sehr erleichtern, denn so ein Projekt am Leben zu erhalten, stetig weiterzuentwickeln und zu betreuen bedeutet schon einen hohen Zeitaufwand und viel Eigeninitiative.

Claudia Klement: Ein aktuelles Projekt unseres Büros, das ebenfalls in den Bereich Umnutzung fällt, ist die Jugendbaustelle in Gifhorn, die wir als Planerinnen seit 2009 mit viel Engagement begleiten. Es handelt sich wie beim UNSAhof um ein altes Fachwerkhaus. Gemeinsam mit Jugendlichen – z. B. in Workshops mit Schulklassen – haben wir begonnen, es zu sanieren und dafür einen Zeitraum von sechs Jahren eingeplant. Nach der Fertigstellung wird es dem örtlichen Kinderschutzbund als Raum für kostenlose Nachmittagsbetreuung und als Jugendtreffpunkt zur Verfügung stehen. Unsere Motivation war, Kinder- und Jugendarbeit mit Baukulturvermittlung auf anregende Weise zu verbinden und die Jugendlichen auch aktiv in den Umbau zu integrieren.

In den Sommermonaten wird der Schauer – der überdachte Vorbereich der Scheune – besonders intensiv genutzt.

Wie auch schon beim UNSAhof braucht es zwar einen langen Atem, um die Idee in kleinen Schritten umzusetzen, aber dafür entstehen auch sehr persönlich gestaltete Räume und bei allen Beteiligten eine hohe Wertschätzung für das wertvolle 300 Jahre alte Gebäude.

Literatur/Publikationen/Links

Projekt der Leibniz Universität Hannover: Umnutzung landwirtschaftlicher Altgebäude und Hofanlagen als Beitrag zur Vitalisierung der Ortskerne: http://www.gih.uni hannover.de/images/stories/forschung/bericht_modellprojekt_umnutzung.pdf

Claudia Klement und Sabine Wyrwoll: Umnutzung landwirtschaftlicher Altgebäude. in: Der Holznagel. Zeitschrift der Interessengemeinschaft Bauernhaus, Nr. 2/2012, http://www.althaus-konzept.de/dat/documents/Frauenwirtschaftshof_Unsahof.pdf

www.unsahof.de
www.althaus-konzept.de
http://www.weiberwirtschaft.de/informieren/gruenderinnen-und-unternehmerinnenzentrum-guz/gruenderinnenzentren-bundesweit/leiferde/

Bildnachweis

S. 148, S. 149, S. 153 (oben): althaus-konzept; S. 150: Grundlage: althaus-konzept, Bearbeitung: LandLuft; restliche Bilder: LandLuft

Weyarn

Besser länger planen als Fehler bauen.

Judith Leitner

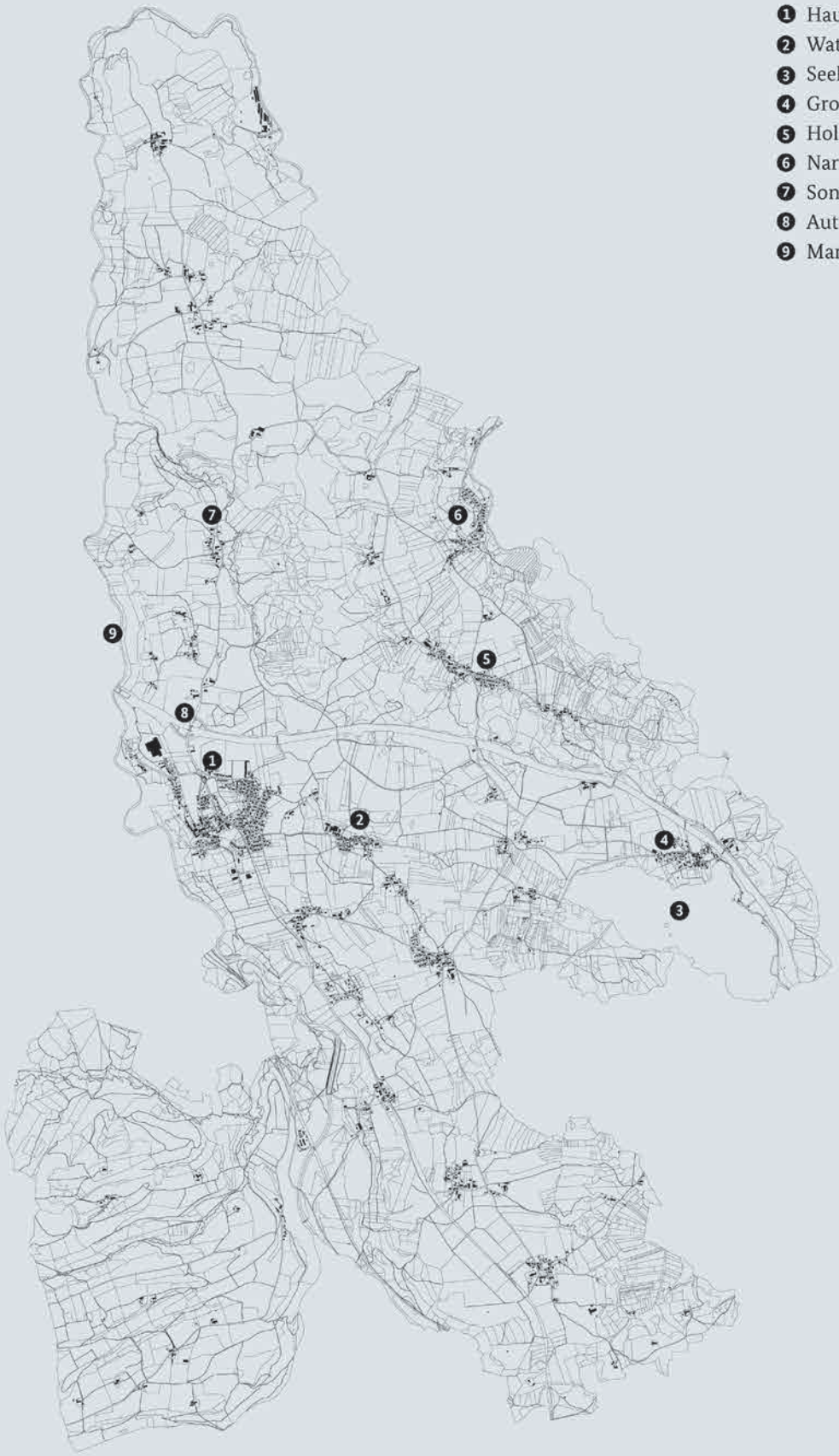
Gemeinde:	Weyarn
Landkreis:	Miesbach
Bundesland:	Bayern
Einwohnerzahl:	3.400
Gemeindefläche:	46,7 km²
Anzahl der Ortsteile:	21
Nächste größere Stadt:	München (35 km, 1,4 Mio. EW)
Verwaltung:	eigenes Gemeindeamt im Hauptort
Struktur:	agrarisch geprägt, einige ehemals eigenständige Dörfer und zahlreiche nur aus einzelnen Höfen bestehende Ortsteile
Kontakt:	http://www.weyarn.de http://www.weyarn.de/arbeitskreise.htm u. a. Michael Pelzer, Theresia Benda, Albert Loeffler, Hans Walser und Klaus Zeitler

Entwicklung und Meilensteine

1983	Einführung des Einheimischen-Modells im Erbbaurecht
1993	Beteiligung am Programm der bayerischen Dorferneuerung und Beginn der Bürgerbeteiligung
1994	Renovierung des Gemeindeamts
1996	Leitbild Dorfentwicklungsplanung Dezentrales Gewerbekonzept
1998	Eröffnung des Dorfladens
1999	Errichtung des Kulturpfads
2000	Umgestaltung, Rückbau Ortsdurchfahrt Weyarn Neubau Schule Weyarn
2001	Rundweg um den Seehamer See
2003	Baubeginn der Siedlung am Schmiedberg
2004	Bau des Feuerwehrhauses der Freiwilligen Feuerwehr Holzolling
2005	Beginn der Errichtung von Wegen und Holzstegen im Gebiet des Seehamer Sees Sanierung der ehemaligen Klosterweiher
2006	Sanierung des Moorbades Pienzenau Neugestaltung des nördlichen Klostervorplatzes
2007	Neubau Schreinerei Gartmeier, Sonderdilching
2009	Neugestaltung des südlichen Klostervorplatzes
2010	Eröffnung Bücherei Weyarn
2011	Bau Kindergarten Weyarn

Auszeichnungen und Preise

1998	Das Projekt „Dorf 2000“ mit dem Untervorhaben „Sicherung von bezahlbarem Wohnraum für Einheimische“ wurde als Projekt der EXPO 2000 registriert.
1999	Preis der Bertelsmann-Stiftung „Bürgerorientierte Kommune“
2004	Europäischer Dorferneuerungspreis
2005	Bayerischer Staatspreis im Wettbewerb „Ländliche Entwicklung”
2006	ÖGUT Umweltpreis (Hauptpreis in der Kategorie „Innovative und nachhaltige Projekte im Bereich Partizipation“
2011	Gütesiegel „Nachhaltige Bürgerkommune“


1 Hauptort Weyarn
2 Wattersdorf
3 Seehamer See
4 Großseeham
5 Holzolling
6 Naring
7 Sonderdilching
8 Autobahn A 8
9 Mangfall
1 km

Die auf 21 Ortsteile verstreute Gemeinde liegt südlich von München in einer der als Wohnort begehrtesten Zonen des Alpenraums. Im Vordergrund sieht man den Hauptort Weyarn mit dem Kloster und seiner barocken Wallfahrtskirche und im Hintergrund den Ortsteil Wattersdorf und den Seehamer See.

Zwischen Stadt und Berg

Die aus zahlreichen kleinen Dörfern bestehende Gemeinde Weyarn befindet sich in privilegierter Lage zwischen der mondänen Großstadt München im Norden und den Alpen im Süden. Somit liegt der Ort in einer der seit Jahrzehnten am stärksten wachsenden Regionen Deutschlands und in einer der begehrtesten Zonen des Alpenraums. Doch auch wenn der Zuzug von neuen Einwohnern vor allem aus dem Münchner Raum durch die rege Bautätigkeit die räumlichen Strukturen sehr verändert hat, ist der Großteil der Dörfer noch stark agrarisch geprägt. Knapp mehr als die Hälfte der Gemeindefläche ist landwirtschaftlich genutzt; derzeit leben noch über 40 Haupterwerbsbauern großteils von der Milchwirtschaft, zudem gibt es einige Schafbauern, Reitställe sowie eine Gänsefarm.

Sowohl an München als auch an Tirol ist Weyarn über die A 8 angebunden, eine der ältesten Autobahnen Deutschlands, die noch während des NS-Regimes errichtet wurde und die das Gemeindegebiet regelrecht durchschneidet. Da die Autobahn zu einem beträchtlichen Teil im Wald verläuft, ist sie zwar kaum sichtbar, aber vielerorts hörbar.

„Unsere Bevölkerungsdichte entspricht der von Kasachstan", stellt Bürgermeister Michael Pelzer, nicht ohne zu schmunzeln, fest.[1] Vor allem für die Bewohner der kleineren Ortsteile sind die meisten Einrichtungen des täglichen Bedarfs nicht fußläufig erreichbar. Ein Leben ohne motorisierten Individualverkehr ist für die meisten nur schwer vorstellbar. 300 der 1.000

Es entstehen nicht nur neue Wohnhäuser, sondern in den letzten Jahren kehrte auch das öffentliche Leben wieder in die Dorfkerne zurück.

Bürgermeister Michael Pelzer in der Siedlung am Schmiedberg

berufstätigen Weyarner pendeln täglich nach München; dazu kommt der Verkehr innerhalb des sehr dispers besiedelten Gemeindegebiets. Das Straßennetz der Gemeinde umfasst mehr als 50 Kilometer und die Erhaltung der Straßen bedeutet einen großen Brocken für das kommunale Budget. Um beispielsweise die Schneeräumung zu finanzieren, bezahlt die Gemeinde die örtlichen Bauern stundenweise und unterstützt sie bei der Anschaffung eines Schneepflugs. Das ist zwar nur geringfügig günstiger, als es durch eigens angestellte Bedienstete ausführen zu lassen, ist aber gleichzeitig eine Art Agrarförderung, die im Ort bleibt (manche Höfe kommen so auf mehrere Tausend Euro Zusatzverdienst pro Jahr).

Die landschaftlich reizvolle Gegend, insbesondere der Seehamer See und das Mangfalltal, ist ein beliebtes Ausflugsziel im Umkreis der Stadt München. An den Wochenenden werden aufgrund des hohen Andrangs sogar manche Wege im Augebiet für den Autoverkehr temporär gesperrt. Bei Schönwetter sind nicht nur die Grillplätze im Freien voll besetzt, sondern auch die Gasthäuser und -gärten. Zahlreiche Wege und Freiräume wurden

Haus in der Siedlung am Schmiedberg
(Architektur: Florian Nagler)

für Fußgänger und Radverkehr neu gestaltet, etwa die Fußwege zur Mangfall und zum Aussichtsberg, der Rundweg um den See und einige Ortsdurchfahrten.

Die Gegend ist nicht zuletzt ein wichtiges Trinkwasserreservoir der bayerischen Landeshauptstadt. Im Wasserschutzgebiet ist ausschließlich biologische Landwirtschaft erlaubt – ein Umstand, der sich möglicherweise auch auf die Baukultur positiv auswirkt. Denn die Betriebe gehen nicht nur sensibler mit dem bewirtschafteten Boden um; manche der historischen Höfe – nicht nur im Wasserschutzgebiet sondern in ganz Weyarn – wurden auch vorbildhaft renoviert.

Eine Idee des Bürgermeisters ist der Zusammenschluss der örtlichen Landwirte in Form einer Kooperation mit der Gemeinde und eventuell auch mit den Nachbargemeinden sowie den Stadtwerken München zur Förderung der regionalen Wertschöpfungskette. Für das Projekt wäre eine Einlage von 1.000 Euro pro Hof nötig. Bis jetzt gibt es allerdings noch nicht genügend Interesse an einer Realisierung des Vorhabens; insbesondere die Nachbargemeinden zögern.

Die bauliche Entwicklung konzentriert sich vor allem auf den Hauptort Weyarn, auf die Ortsteile Wattersdorf, Holzolling, Großseeham und Naring. In den kleinen Ortsteilen, die oft nur aus einigen Häusern und Höfen bestehen, war bis vor wenigen Jahren die bauliche Erweiterung auf die Errichtung von Austragshäusern beschränkt. Die Gemeinde setzte im Landkreis durch, dass dort in den bereits bebauten Bereichen auch die Neuerrichtung von Betrieben erlaubt wird, um das dörfliche Leitbild als Zusammenhang von Wohnen und Arbeiten zu gewährleisten.[2] Es gab nämlich vielfach die Situation, dass Bauern ihre Höfe noch nicht an die nächste Generation weitergeben wollten und die Jungen weggegangen wären, wenn man ihnen nicht die Möglichkeit gegeben hätte, am eigenen Hof eine berufliche Existenz aufzubauen. Die dadurch entstehenden Folgen (fehlende familiäre Betreuung, baulicher Verfall etc.) wären für die kleinen Ortsteile sehr belastend gewesen. Das Problem des demografischen Wandels besteht zwar weiterhin, es konnten sich aber in der Generation der heute 30- bis 40-Jährigen an den Standorten der elterlichen Bauernhöfe einige Handwerksbetriebe und andere Firmen etablieren, die zu einem vitalen Dorfleben beitragen.

Trotz der vielfältigen Bedeutung der Gemeinde als Wohnort, Nahrungsmittelproduzent, Wasserlieferant und Erholungsgebiet oder gerade auch aufgrund der oft schwierigen Vereinbarkeit der unterschiedlichen Funktionen war die Stimmung in Weyarn nicht immer positiv:

Historische Aufnahme von Weyarn aus den 1960er-Jahren mit dem den Ortskern dominierenden Klosterensemble. Das Augustiner Chorherrenstift wurde 1803 aufgelöst und seither unter anderem als Waisenhaus, Ausbildungsstätte der Hitlerjugend, Flüchtlingslager und Privatschule genutzt. Vor der Übernahme durch den Deutschen Orden 1999 galt es als eines der am schlechtesten erhaltenen Klöster Deutschlands.
Heute beherbergt es mit dem Gemeindeamt und der öffentlichen Bücherei auch einige öffentliche Einrichtungen.

Die Ausgangslage war resignativ. Generell war Anfang der 90er Jahre wie vielerorts auch in den Dörfern unserer Gemeinde ein Verlust an Infrastruktur zu beobachten. Dazu nahm der Verkehr zu: auf der Autobahn, die durch unsere Gemeinde führt. Auf der Staatsstraße, wo von Süden die Menschen in die Arbeit fuhren und abends zurück. Der Siedlungsdruck der Städter kam hinzu. 30 Kilometer von München ist die Luft besser und die Grundstücke sind billiger. Die Preise für Grundstücke stiegen und es bestand die Gefahr, dass die, die hier aufgewachsen waren, gehen mussten, weil sie von denen mit mehr Geld verdrängt wurden. Wenige Kilometer weiter südlich hatten wir ein überaltertes Tegernseer Tal als negatives Beispiel vor Augen. [...]

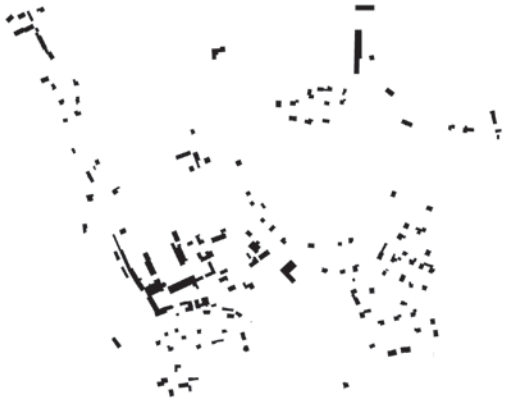
Der Blick in die Geschichte war nicht mehr intensiv. Die eigenen Werte und Stärken wurden oft nicht mehr gesehen. Zu dieser Stimmung hatte im Gemeinderat beigetragen, dass die klassischen linearen Lösungen zu neuen Problemen geführt hatten. Da wurde z.B. eine Mehrzweckhalle im Süden gebaut mit dem Wunsch, dass dort Leben herrscht, und ein Feuerwehrhaus im Norden mit dem gleichen Wunsch. Und als beides fertig war, stellte man plötzlich fest, dass in der Ortsmitte das Leben erstarb.[3]

Im Rückblick beschreibt Bürgermeister Michael Pelzer sehr plastisch die Prozesse, die in vielen Dörfern in den letzten Jahrzehnten stattgefunden haben: Trotz regen Zuzugs kam es zum Verschwinden des Dorflebens und zum Rückgang der öffentlichen Infrastruktur. Dazu kam die Unzufriedenheit mit einer technisch orientierten Ortsplanung und ihren „linearen Lösungen“, die jahrzehntelang die Gemeindeentwicklung bestimmt hatten. Als bauliche Lösungen von Teilaspekten wurden Verkehrsanschlüsse, Sportplätze, Kompetenzzentren oder Mehrzweckhallen geschaffen, anstatt sich ganzheitlich mit den Siedlungsstrukturen und ihrem Umland auseinanderzusetzen.

Wir wollen ländlicher Raum bleiben!

1993 schloss sich der damals in dieser Hinsicht noch unerfahrene Gemeinderat dem Programm der bayerischen Dorferneuerung an. Seither arbeitet die Gemeinde mit dem Dorfplaner Otto Kurz, der als guter Zuhörer das Vertrauen des Gemeinderates gewonnen hat. Ein erster Schritt war die Erstellung von Bestandsaufnahmen (etwa einer Hauschronik und zahlreicher

1950



1978

1995

2012

In den 50er-Jahren gab es rund um das Kloster nur einzelne verstreute Höfe und Wohnhäuser. Heute ist das Dorf um ein Vielfaches gewachsen und besteht zum Großteil aus reinen Wohngebieten mit Ein- und Zweifamilienhäusern.
Am nördlichen Ortsende wurde vor wenigen Jahren ein Technologiepark errichtet, am südlichen Ortsrand befinden sich wichtige öffentliche Einrichtungen wie die Schule und der Kindergarten, mehrere Sportplätze und eine Mehrzweckhalle.
Anfang der 70er-Jahre hatte die gesamte Gemeinde Weyarn etwa 2.500 Einwohner, Anfang der 90er-Jahre waren es um die 3.000 und heute sind es fast 3.500. Allein im hier abgebildeten Hauptort Weyarn leben heute circa 1.400 Menschen.

1. Kloster
2. Klosteranger
3. Mehrzweckhalle
4. Kindergarten
5. Schule
6. Technologiezentrum

500 m

Strukturkarten), außerdem wurde das partizipative Arbeiten in Form von Arbeitskreisen begonnen. Die Strukturpläne der Gemeinde wurden öffentlich aufgehängt und konnten von den Bürgerinnen und Bürgern kommentiert werden.

Auf dem Weg zu einem Zukunftsleitbild wurden drei Szenarien diskutiert: I. Nichts tun, II. suburbane Zuzugsgemeinde werden und III. ländlicher Raum bleiben. Die beteiligten Bürgerinnen und Bürger entschieden sich für Letzteres, und der Gemeinderat prüft seither bei jedem größeren Vorhaben, ob es in das Leitbild „ländlicher Raum" passt oder nicht.

Die konsequente Umsetzung dieses Weges hatte zur Folge, dass Energie in die Abwehr von Projekten investiert wurde, die den Entwicklungsprinzipien der Gemeinde widersprechen. Etwa wurde verhindert, aus einer Tankstelle nahe der Autobahnauffahrt einen Autohof mit Lkw-Parkplatz zu machen, obwohl der hinter dem Vorhaben stehende Mineralölkonzern versprach, als Gegenleistung den Kindergarten zu finanzieren. In der auf stetiges Wachstum setzenden, systemimmanenten Verwertungslogik ist das keine Selbstverständlichkeit, könnte man denken. Das Beispiel zeigt aber auch die privilegierte Situation der Gemeinde, die aufgrund ihrer ökonomisch stabilen Lage mehr Spielraum in der Steuerung ihrer Entwicklung hat als manch andere ländliche Gemeinde. Die in Weyarn vorhandenen Betriebe (Landwirtschaft, Handwerk, Gastronomie und Dienstleistungen) profitieren von der Nähe zur wirtschaftlich gut situierten Metropolitanregion als verlässlichem Absatzmarkt auch im Hochpreissegment und die Bewohnerinnen und Bewohner haben weit bessere Möglichkeiten ein stabiles Erwerbsleben zu führen als in anderen Regionen Deutschlands.

Für die Gemeinde aktiv werden

Die vorhandene ökonomische Sicherheit und generelle Zufriedenheit erleichtert den Akteuren auch, Ressourcen für das ehrenamtliche Engagement in der Gemeinde aufzubringen. Etwa ein Sechstel der Einwohner ist in irgendeiner Form in der Gemeindeentwicklung aktiv. Viele von ihnen arbeiten in einem der zahlreichen Arbeitskreise mit, die sich seit Mitte der 1990er-Jahre nach und nach gebildet haben. Die Schwerpunkte reichen von Themen wie Verkehr und Ortsbild, Altersplanung, Geschichte, Jugend und Kultur bis Energie und Umwelt. Es können auch zu ganz konkreten Vorhaben Arbeitskreise gegründet werden, etwa um eine Bücherei oder einen Dorfladen zu initiieren. Bei der Neugründung eines Arbeitskreises wird zuerst geprüft, ob dessen Anliegen mit dem Leitbild der Gemeinde vereinbar sind, zudem ist das Engagement in den Arbeitskreisen mit bestimmten Rechten und Pflichten verbunden.

Jeder Arbeitskreis hat sein eigenes Budgetrecht, was bedeutet, dass er seine Budgetplanung in die Haushaltsplanung der Gemeinde einbringt.[4] Die Gemeinde finanziert die professionelle Begleitung[5] durch externe Experten bzw. wenn nötig im Konfliktfall sogar einen Mediator. Es werden jeweils Leiterinnnen oder Leiter ernannt, die auch die Schlüssel des Gemeindeamts bekommen, damit sich die Gruppen in den dort zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten treffen können. Zu den Sitzungen muss öffentlich eingeladen werden und auch die Protokolle sind allen Bürgern zugänglich.

Bemerkenswert ist, dass sich die Gemeinde darum bemüht, angemessene Räume anzubieten. So ist z. B. ein Musikcafé (die WeyHalla) in der Mehrzweckhalle entstanden oder eine lichtdurchflutete Schulaula, die für

Der südliche Klostervorplatz vor und nach der Umgestaltung 2009

Die Neugestaltung des südlichen und nördlichen Klostervorplatzes entstand in Beteiligung des Arbeitskreises „Verkehr & Ortsbild“.

Besonders viel Potenzial als Atelier und Treffpunkt für Arbeitskreise hätte der Dachboden des Gemeindeamts, der Umbau ist aber bis jetzt an den Auflagen für den Brandschutz gescheitert.

öffentliche Zwecke genutzt wird. Viel Potenzial als Arbeitsraum und eine besonders anregende Atmosphäre hätte der geräumige Dachboden des Gemeindeamts, das sich in einem Trakt des Barockklosters befindet. Der Ausbau des Dachbodens als Atelier und Treffpunkt ist aber bisher an den Auflagen für den Brandschutz gescheitert.

Eine Besonderheit in der Weyarner Bürgerbeteiligung ist zudem, dass die Gemeinde seit 1996 eine eigene Halbzeitkraft beschäftigt, die die laufenden Projekte koordiniert und zwischen den Arbeitskreisen, dem Bürgermeister und dem Gemeinderat vermittelt. Eine oft nicht ganz einfache Aufgabe, wie Theresia Benda beschreibt, die bis vor Kurzem für die Koordination verantwortlich war: „Man muss sich in das ‚Ticken‘ des Gemeindelebens und der Gemeindepolitik einfügen und versuchen, allen möglichst gleichberechtigt zu begegnen. Die Koordinationsstelle ist das Bindeglied zwischen bürgerschaftlichem Engagement, Politik und Verwaltung. Und da ist es gut und von Vorteil, wenn man nach Möglichkeit jede der Sichtweisen kennt und versteht.“ Die Arbeit reicht von der Anregung und Vermittlung über die Moderation der Prozesse bis zur Beratung in Konflikten. Die Stelle ist nicht leicht zu besetzen, ist aber die wichtigste Drehscheibe in der Zusammenarbeit zwischen Bürgerschaft und Gemeinde.

In Weyarn sind sehr unterschiedliche Menschen in den Arbeitskreisen aktiv, allerdings mehr Ältere als Jüngere und auch eher Leute, die schon länger im Ort leben, als Neuzugezogene. Die Schwerpunkte haben sich in den letzten Jahren von der klassischen Dorferneuerung in Richtung sozialer Themen verschoben. Viele ehrenamtliche Tätigkeiten betreffen weiblich konnotierte Bereiche (etwa Altenpflege, Jugendarbeit, Kinderbetreuung und Integration), die in der von der monetären Verwertung abgespaltenen Sphäre stattfinden[6] und einer stetigen Mitarbeit bedürfen.

Positiv hervorzuheben ist, dass bei den Entscheidungsträgern durch die langjährige Erfahrung und die selbstkritische Auseinandersetzung auch ein hohes Bewusstsein für die negativen Aspekte der Bürgerbeteiligung vorhanden ist: etwa, dass in der ehrenamtlichen Beteiligung immer die Gefahr der Ausbeutung bzw. Selbstausbeutung besteht, was ein hohes Frustrationspotenzial birgt. Wenn sich Projekte in einer schwierigen Phase befin-

den, nicht gelingen und/oder die Beteiligten keine Anerkennung erfahren, nehmen Lust und Ausdauer schnell ab. Bürgerbeteiligung darf außerdem keinesfalls dazu führen, dass kommunale Aufgaben an den Verantwortungsbereich einzelner Engagierter delegiert werden.

Die Gemeinde versucht darauf zu achten, dass Bürgerinnen und Bürger, die sich für das Gemeinwesen einsetzen, so gut wie möglich unterstützt werden. Ein Beispiel dafür ist die öffentliche Bücherei: Auslöser war eine im Jahr 2008 abgehaltene Kindergemeinderatssitzung, in der sich die Kinder mit großer Mehrheit eine Bücherei gewünscht hatten. Die Beteiligten des daraufhin gegründeten Arbeitskreises konnten den Prior des Klosters gewinnen, einen leerstehenden Raum des Klosters zumindest bis zu dessen Renovierung 2014 zur Verfügung zu stellen. Die Finanzierung wurde durch die großzügige Spende eines Unternehmers erleichtert. Die derzeit 19 Vereinsmitglieder kümmern sich ehrenamtlich um die Betreuung. Im Gegenzug erklärte sich die Gemeinde bereit, für einige Mitglieder den kostenpflichtigen Teil der Ausbildung zur Bibliotheksassistenz zu übernehmen.

Die Verstetigung der Bürgerbeteiligung

Wie jedes andere Feld ist auch die Bürgerbeteiligung einem stetigen Wandel unterworfen. Das bedeutet vor allem, dass sich die inhaltlichen Schwerpunkte verschieben: Vor 20 Jahren standen das Dorfleben und das Ortsbild im Vordergrund; heute sind es die Themen demografische Entwicklung (Stichwort: Altersplanung) und Energiewende, die auf besonders reges Interesse stoßen, die aber aufgrund ihrer Komplexität nicht einfach zu bearbeiten sind. Fragen zu Energie und Umwelt können genauso wie soziale Themen nur dann befriedigend beantwortet werden, wenn über das Einzelprojekt hinausgedacht wird und man sowohl die Gesamtheit der Gemeinde als auch übergeordnete Zusammenhänge im Blick hat. Und das ist, wie man sich vorstellen kann, ein viel schwierigeres Unterfangen, als z. B. den Dorfplatz in Zusammenarbeit mit einer Gruppe Engagierter neu zu gestalten.

Joachim Schwanck, als Politologe und Landschaftsökologe der derzeitige Sprecher des Arbeitskreises Energie & Umwelt, dessen Mitglieder aus den unterschiedlichsten Berufen kommen: „Es gibt zwar das im Gemeinderat beschlossene ambitionierte Ziel, die Energieversorgung bis 2025 auf lokale und regionale erneuerbare Energieträger umzustellen. Was das jedoch

konkret bedeutet, darüber ist man sich nicht im Klaren. Aus unserer Sicht müsste das Thema viel stärker in der gemeindlichen Fachverwaltung verankert sein. Auch müsste es übergemeindlich organisiert werden, was bei uns in Zusammenarbeit mit den Nachbargemeinden bisher nur projektbezogen versucht wird. Möglicherweise sind bei einem so tiefgreifenden Thema wie der Energiewende Selbstverständnis, Auftrag und Organisation als Arbeitskreis, der dem Gemeinderat zuarbeiten soll, auch nicht mehr ausreichend."[7]

Zudem ist es nicht immer leicht, Mittel für die gedankliche Vorarbeit, die Erstellung von Grundlagen und die Durchführung von dauerhaften Beteiligungsprozessen zu bekommen. Während vielerorts Investitionen in Millionenhöhe in Bau und Erhaltung der technischen Infrastruktur, vor allem in Straßen, ohne lange Diskussionen beschlossen werden, gibt es oft für diese Hintergrundarbeit und ihre Kommunikation nur äußerst beschränkte Mittel. „Die gleich nach Beginn der Arbeitskreisarbeit Mitte 2010 empfohlene Erstellung eines gemeindlichen Energienutzungsplans wurde erst zwei Jahre später auf der Basis einer praktisch 100-prozentigen Finanzierung aus Landesmitteln vom Gemeinderat beschlossen. Dieser Plan ist gerade in Arbeit und soll unter anderem Klarheit über Energieeinsparpotenziale und erneuerbare Energiepotenziale in der Gemeinde bringen. Wir erwarten uns davon eine Basis für alle weiteren konkreten Maßnahmen und Entscheidungen. Denn nur aufbauend auf guten Grundlagen können so umfassende Projekte, wie etwa eine Bürgergenossenschaft für die kommunale regenerative Energieversorgung, sinnvoll aufgesetzt werden", so Joachim Schwanck.

Zusätzlich zu den thematischen Verschiebungen ändert sich auch die Struktur der Beteiligung. Die Bereitschaft sich aktiv einzubringen, ist zwar auch bei den jüngeren Bewohnerinnen und Bewohnern vorhanden, doch diese können oft keine langfristige Zusage mehr geben, über Jahre regelmäßig mitzuarbeiten. Der überwiegende Teil der Erwachsenen kann sich dem Zwang zur Erwerbsarbeit und dem damit verbundenen Zeitregime nur schwer entziehen. Nur wenige schaffen es, daneben die nötige Zeit für das stetige Mitwirken in einem Arbeitskreis aufzubringen. „Die Jungen wollen und können sich eher punktuell in konkreten Projekten engagieren. Und darauf müssen wir auch in der Planung der Bürgerbeteiligungsprozesse eingehen", so Klaus Zeitler, der als Soziologe die Weyarner Bürgerbeteiligung seit Jahren begleitet.

Auslöser für die Einrichtung einer öffentlichen Bücherei war eine Kindergemeinderatssitzung. Die Bücherei ist mehrere Tage pro Woche geöffnet und wird ehrenamtlich betreut. Bis 2014 kann sie im Kloster bleiben. Für die Zeit danach müssen neue Räume – vorzugsweise ebenfalls im Ortszentrum – gefunden werden.

Ann-Kathrin Schmid – eine der engagierten Jugendlichen - und Klaus Zeitler, Soziologe und langjähriger Begleiter der Weyarner Bürgerbeteiligung, beim Symposium „Baukultur in ländlichen Räumen“ in Volkenroda

Die Jungen wollen und können sich eher punktuell in konkreten Projekten engagieren. Und darauf müssen wir auch in der Planung der Beteiligungsprozesse eingehen.

Dazu kommt, dass natürlich immer nur eine Minderheit der Bevölkerung an der Entwicklung beteiligt ist, aber die Gemeinde danach trachten muss, für die Gesamtheit der Bügerinnen und Bürger zu planen. Auch wenn die langjährige Erfahrung mit Bürgerbeteiligung viele Konflikte im Vorfeld größerer Projekte lösen hilft, ist die Entscheidungsfindung oft ein langwieriger und keinesfalls konfliktfreier Prozess. Die Gemeindeverwaltung versucht sich dafür auch genügend Zeit zu nehmen, ohne aber dabei in endlosen Diskussionen steckenzubleiben. Der Bürgermeister ist davon überzeugt, dass es besser ist, „ein Jahr länger zu planen, als Fehler zu bauen“.

Im neu errichteten Kindergarten am südlichen Ortsrand wird täglich frisch gekocht. Rund um den Speisesaal befinden sich die Gruppenräume. (Architektur: sitka.kaserer. architekten)

Beteiligungskultur in komplexen Projekten

Seit mehreren Jahren arbeitet die Gemeinde an Bebauungskonzepten für den direkt an den Ortskern anschließenden „Klosteranger“. Es wurden bereits mehrere städtebauliche Wettbewerbe durchgeführt, mit dem Ziel der Durchmischung von Wohnen, Nahversorgung und Gemeinschaftseinrichtungen, die aber kein zufriedenstellendes Ergebnis gebracht hatten. Obwohl es schon Konzepte für das gesamte Areal gab, ist im Moment nur die Bebauung des südlichsten Teils des Klosterangers vorgesehen, und dafür liegen auch schon konkrete Entscheidungen vor.

Komplex ist das Vorhaben in mehrfacher Hinsicht: Erstens ist das Grundstück ein Herzstück des Dorfes, zweitens ist es das bisher einzige Projekt, das zu einem Bürgerbegehren gegen die laufenden Planungen geführt hatte, und drittens arbeiten mehrere Arbeitskreise parallel an der Planung und Umsetzung mit.

Das Gemeindeamt befindet sich in einem Teil des barocken Klosters direkt im Ortskern und ist nicht nur Sitz der Verwaltung, sondern auch Treffpunkt für viele der in der Bürgerbeteiligung aktiven Grupen.

Wenn Sie mich vor einem Jahr gefragt hätten, ob es bei uns möglich wäre, dass es ein Bürgerbegehren mit dem Ziel eines Bügerentscheides geben könnte, hätte ich das schlichtweg verneint. Und doch hat es ihn 2011 gegeben. Für einen Gemeinderat und einen Bürgermeister, die Bürgerbeteiligung auf ihr Panier geschrieben haben, war das erst einmal – vornehm gesagt – überraschend. Natürlich war die erste Reaktion auch ein Stück Beleidigtsein. Aber dann hat sich unser Weg auf eine andere Weise als richtig herausgestellt. Aus der Enttäuschung wurde die Erkenntnis, dass wir selbst es waren, die Fehler gemacht haben.

Der erste Fehler war wohl der, dass wir eine intensive Planung, die wir ohne Bürgerbeteiligung im Gemeinderat begonnen hatten, um sie – so glaubten wir zumindest – überhaupt planreif machen zu können, nicht rechtzeitig kommuniziert hatten. Der zweite Fehler – und der war wohl noch entscheidender – war der, dass wir das Gemeindeleben als das Leben der Aktiven in unserer Gemeinde definiert hatten. Da waren die 200-300 Aktiven in den Arbeitskreisen. Da waren die 200-300 Aktiven in den Vereinen.[8]

Die etwa 2.500 restlichen Bürgerinnen und Bürger, die sich aus Zeitmangel oder anderen Gründen nicht beteiligen, hatte man zu wenig berücksichtigt. „Diese haben aber gerade in einer Gemeinde, in der Bügerbeteiligung eine so große Rolle spielt, auch das Gefühl des Nichtbeteiligtseins“, so der Bürgermeister im Gespräch. Die heftigen Reaktionen gegen die Bebauung des Klosterangers waren ein Anlass dafür, sich selbstkritisch mit den vorhandenen Modellen auseinanderzusetzen und auch Ablehnung als legitime Möglichkeit, sich in Entscheidungsfindungsprozessen zu artikulieren, ernst zu nehmen.

Auf Ablehnung stößt besonders häufig auch zeitgenössische Gestaltung und Architektur: Im Nachhinein werfen Bewohnerinnen und Bewohner der Gemeinde vor, dass der Dorfplatz zu wenig grün ist und die Pflasterung nicht ihrem Geschmack entspricht etc. Gerade um solche Konflikte bereits im Vorfeld zu vermeiden, wird in Weyarn die Einbeziehung der Bürger und die Verstetigung der Beteiligung so ernst genommen. Doch es geht hier nicht darum, alle vorher zu befragen, um eine mehrheitsfähige Gestaltung umzusetzen – das wäre für eine zeitgemäße Baukultur äußerst kontraproduktiv – sondern vor allem darum, komplexe Inhalte zu vermitteln. Die Bringschuld der Gemeinde – darin sind sich Bürgermeister Pelzer und die ehemalige Koordinatorin Theresia Benda einig – besteht darin, die Bürgerbeteiligung möglichst niederschwellig zu gestalten. Wer sich einbringen will, muss wissen, an wen er oder sie sich wenden kann.

Mehrere Arbeitskreise arbeiten parallel an einem Vorhaben

Besonders herausfordernd ist die Situation, wenn – wie beim Klosteranger – mehrere Themen betroffen sind und dann auch mehrere Arbeitskreise in die Entwicklung involviert sind. „Jeder Arbeitskreis arbeitet nach seinem Themenschwerpunkt und in seinem eigenen Tempo. Bei komplexen Planungen birgt das natürlich auch Konfliktpotenzial, denn wo viele Menschen mit unterschiedlichen Interessen zusammentreffen, da knirscht und ‚menschelt' es zuweilen auch gewaltig. Aber im Ergebnis war auch das immer wichtig und brachte Klarheit in der Sache", berichtet Theresia Benda über die Erfahrung beim Klosteranger.

Während der Arbeitskreis „Ortsmitte" schon früh im Prozess sehr weit fortgeschritten war und der Arbeitskreis „Energie & Umwelt" momentan abwartet, wie seine vom Gemeinderat akzeptierten Empfehlungen umgesetzt werden, hatte der Arbeitskreis „Altersplanung", der an einem Generationenhaus tüftelte, längere Zeit Schwierigkeiten, sich für ein konkretes Modell zu entscheiden. Soll das Haus im Gemeinschaftseigentum als Genossenschaft geführt werden oder gibt es mehrere Privateigentümer? Wie lässt sich überhaupt die Mischung der zukünftigen Bewohnerschaft aus jüngeren und älteren Bewohnern steuern und gewährleisten? Und wie kann das Haus nicht nur in sich funktionieren, sondern auch als Nukleus im Ortszentrum, der auf das Dorf oder sogar die ganze Gemeinde ausstrahlt? Die Fragen sind jetzt großteils gelöst und es wird ein von einem Gemeinwesenarbeiter unterstütztes Mehrgenerationenhaus geben. Es gab außerdem lange Diskussionen über die Funktion des Dorfladens und die Sanierung

Die Klosterweiher werden von einem Journalisten und Hobbyfischer gepflegt, im Gegenzug bekam er das Recht, darin Fische auszusetzen.
Hinter dem Klosterweiher sieht man die relativ inhomogene Bebauung mit privaten Einfamilienhäusern. Die meisten Weyarner Häuser entsprechen einem sehr traditionellen Bild eines alpinen Landhauses, nur einzelne der in den letzten Jahrzehnten errichteten Bauten passen sich den örtlichen Gegebenheiten – der Topografie oder dem gebauten Kontext – an. Mittlerweile wird aber in Neubaugebieten mittels Bebauungsplänen, die mitunter sogar als geladene Wettbewerbe durchgeführt werden, verstärkt darauf geachtet geeignete, Richtlinien vorzugeben.

Man muss sich in das „Ticken“ des Gemeindelebens einfügen und versuchen, allen möglichst gleichberechtigt zu begegnen.

Theresia Benda, ehemalige Koordinatorin der Bürgerbeteiligung

der ehemaligen Klosterbrauerei am Areal. Die Gemeinde erwirbt nun einen circa 100 Quadratmeter großen Gemeinschaftsraum in der unmittelbaren Nachbarschaft, u. a. zur Stützung von Dorfladen und Dorfcafé, zur Ausrichtung von Familienfeiern und als Speisesaal zum Mittagessen vor allem für die in der Umgebung arbeitenden Menschen. Auf das gebaute Ergebnis des Klosterangers darf man jedenfalls gespannt sein.

Nach den lehrreichen Erfahrungen im Projekt bemüht sich die Gemeinde umso mehr um eine verständliche Information der Bürgerinnen und Bürger und um das Erfragen von deren Anliegen und Bedürfnissen mittels Fragebögen. Man fördert auch weiterhin die Organisation von Bürgerversammlungen und Werkstätten nicht nur im Hauptort Weyarn, sondern genauso in den zahlreichen Dörfern.

Die Weyarner Bodenpolitik

Die Gemeinde Weyarn bekam in den letzten Jahren abgesehen von der Bürgerbeteiligung auch wegen ihrer eigenwilligen und konsequenten Bodenpolitik sehr viel Aufmerksamkeit. Ein wesentlicher Punkt ist, dass Weyarn eine der wenigen Gemeinden in Deutschland ist, die gezielt auf das Erbbaurecht[9] setzen als ein Mittel, bezahlbares Wohnen im Eigentum für Einheimische zu ermöglichen.

Als Jurist beschäftigte sich Michael Pelzer mit der Geschichte von Boden- und Landnutzungsrechten und er bemühte sich, bestehende Formen des Erbbaurechts für seine Gemeinde weiterzuentwickeln.[10] In Weyarn wird es als eine Form des „Einheimischen-Modells" angewandt, das auch in anderen bayerischen Gemeinden üblich ist, in denen die Grundstückspreise sehr stark angestiegen sind. (In Weyarn zahlt man derzeit circa 300 Euro pro Quadratmeter für Bauland und etwa fünf Euro pro Quadratmeter für Grünland.) Das „Einheimischen-Modell" dient zur Förderung junger Familien bzw. auch zur Förderung ortsansässiger Gewerbetreibender. Die wichtigsten Vergabekriterien, um davon profitieren zu können, sind die bisherige Wohndauer (man muss als Bewerberin oder Bewerber mindestens zwölf Jahre ortsansässig gewesen sein oder mindestens 16 Jahre seinen Hauptwohnsitz in Weyarn gehabt haben), der Grundstücksbedarf (man ist ausgeschlossen, wenn man bereits Eigentümer eines baufähigen Grundstücks ist) und das Familieneinkommen, das einen gewissen Betrag nicht übersteigen darf.[11]

Die jährlichen Zahlungen für das Grundstück betragen circa zwei Euro pro Quadratmeter, das Recht gilt für 99 Jahre und kann um weitere 50 Jahre verlängert werden. (Bei einer Pacht über 150 Jahre käme man in etwa auf die gegenwärtig üblichen Grundstückskosten, muss allerdings keinen Kredit aufnehmen.) „Bisher wurden etwa 70 Grundstücke im Erbbaurecht ausgewiesen. Nach mehreren Jahren Praxis hat sich gezeigt, dass die Familien in den Erbbaurechtshäusern im Vergleich zu den anderen durchschnittlich mehr Kinder haben (nämlich 2,8 im Vergleich zu 1,2), wahrscheinlich nicht zuletzt, weil sie sich nicht so hoch verschulden mussten", berichtet der Bürgermeister.

Wie geht Weyarn bei der Baulandentwicklung konkret vor?

Seit etwa Mitte der 1980er-Jahre versucht die Gemeinde landwirtschaftliche Flächen zu erwerben, um sie als Tauschflächen für ortsnahe Lagen und Ansiedlung von kleinen Gewerbebetrieben oder Schaffung von bezahlbarem Wohnraum zu nutzen. Zudem wurden im Außenbereich bei ortsplanerischer Eignung nur angebotene Grundstücke baureif gemacht, wenn der Eigentümer zwei Drittel des Grundes für den doppelten landwirtschaftlichen Preis an die Gemeinde verkaufte. Kurz nach der Einführung des Erbbaurechts war aber die Skepsis derart hoch, dass es über ein paar Jahre überhaupt keinen Grundstücksverkehr gab. Während der Ankauf von landwirtschaftlichen Flächen bis vor einigen Jahren noch sehr leicht möglich war, ist es jetzt wieder zunehmend schwieriger, da viele Landwirte nicht mehr verkaufen wollen und auch einige wenige Bauern sehr viel Land erwerben.

Baugebiete werden nur noch ausgewiesen, wenn die Grundstücke der Gemeinde gehören. Um Bauland zu mobilisieren, kann die Gemeinde Weyarn Flächen ausweisen, wenn der Eigentümer 2/3 der Bruttofläche an die Gemeinde zum doppelten landwirtschaftlichen Grundstückspreis verkauft.[12]

Das neue Gebäude der Freiwilligen Feuerwehr in Holzolling, das auch den örtlichen Schützenverein beherbergt, wurde 2004 fertiggestellt und unter Mitarbeit der Dorfgemeinschaft errichtet. Engagierte beteiligten sich mit über 6.000 ehrenamtlichen Stunden, wie auf der Homepage stolz berichtet wird. Der Baufortschritt wurde fotografisch dokumentiert und die Eröffnung mit einem großen Fest gefeiert.

Ein Teil des mehr als fünf Hektar großen Klosterangers (2), der sich in Besitz der Gemeinde befindet, soll in den kommenden Jahren bebaut werden.
Die rund 20 kleineren, orange markierten Parzellen sind jene Grundstücke, die im Erbbaurecht, meist in gekuppelter Bauweise mit Doppelhäusern bebaut wurden. Inzwischen wurden im gesamten Gemeindegebiet etwa 70 Grundstücke im Erbbaurecht vergeben, die meisten befinden sich im Hauptort bzw. in den größeren Ortsteilen Wattersdorf, Naring und Holzolling. Neben den Wohnhäusern gibt es in Weyarn auch einige wenige Betriebe, die auf Erbbaurechtsgründen errichtet wurden. In Zukunft soll das Modell auch auf Eigentumswohnungen ausgeweitet werden.

Gelingt der Kauf, nimmt sich die Gemeinde eine bis zu fünf Jahre dauernde Bedenkzeit. Erscheint die Umwidmung in Bauland sinnvoll, werden nach der Festlegung eines Bebauungsplans die Grundstücke im Erbbaurecht angeboten. Das dritte Drittel kann vom Eigentümer zu marktüblichen Preisen verkauft werden. Ist die Bebauung nicht sinnvoll, kommt es zu einer Annullierung des Kaufs und die Gemeinde erstattet auch die Notarkosten.

Die Vergabe der Grundstücke im Erbbaurecht ist ein wesentlicher Unterschied zu „Einheimischen-Modellen“, wie sie in anderen Gemeinden praktiziert werden. Letztere – wo Bauland zu vergünstigten Preisen verkauft wird – führten zudem in den vergangenen Jahren zu Klagen des Europäischen Gerichtshofes, weil sie das allgemeine Diskriminierungsverbot verletzen.[13]

Wir setzten im Landkreis durch, dass auch in den kleineren Ortsteilen die Errichtung von Betrieben erlaubt wird, um das dörfliche Leitbild als Zusammenhang von Wohnen und Arbeiten zu ermöglichen.

Grund für die Wahl des Erbbaurechtes ist die Absicht, auch langfristig Spekulationen zu verhindern. Beim subventionierten Verkauf von Grundstücken [wie es in Einheimischen-Modellen in anderen Gemeinden häufig der Fall ist] *sind allenfalls Wiederkaufsrechte eintragbar. Nach Wegfall der Bindungsfrist für die Wiederkaufsrechte (zwischen 20 und 30 Jahren) hat der jeweilige Eigentümer die Möglichkeit, den subventioniert erworbenen Grund zum vollen Marktwert zu verkaufen.*

Bau der Schreinerei Gartmeier im Ortsteil Sonderdilching

Besonders wichtig ist der Gemeinde Weyarn nicht nur, ortsanssässige Familen im Ort zu halten, sondern auch junge Einheimische bei der Gründung von Betrieben zu unterstützen. Die Schreinerei Gartmeier in Sonderdilching gehört zu den baukulturell sehenswertesten Unternehmen und wurde 2007 als Erweiterung eines landwirtschaftlichen Betriebs errichtet. Der Ortsteil gehört zum sogenannten Außenbereich des Gemeindegebiets, wo die bauliche Entwicklung sehr eingeschränkt ist und erst seit Kurzem in den bereits bebauten Gebieten der Neubau von Handwerksbetrieben erlaubt wird.

Damit wird weder dem strukturpolitischen Ansatz der Gemeinde Rechnung getragen, nämlich die ortsansässige Bevölkerung am Ort zu halten, noch dem Ansatz Rechnung getragen, Spekulation auch langfristig zu verhindern. Die Wahl des Erbbaurechts war daher die einzige rechtliche Möglichkeit, die Absichten der Gemeinde zu gewährleisten.[14]

Ein zusätzlicher wichtiger Vorteil des Weyarner Modells ist, dass die Gemeinde als Eigentümerin die weitere Entwicklung viel besser steuern kann. Dies kommt oft erst nach Jahrzehnten zum Tragen, wenn die Bauten unter Umständen leerstehen, weil sie keine Nachfolger haben, die die Häuser selbst nützen. Insgesamt sind die Erfahrungen sehr positiv, und es wird daran gearbeitet, das Modell auszuweiten. In den letzten Jahren stellte sich beispielsweise heraus, dass auch der Bedarf an Wohnungen in ländlichen Kommunen steigt, und die Gemeinde plant daher, auch Eigentumswohnungen im Erbbaurecht zur Verfügung zu stellen. Abschließend lässt sich sagen, dass, auch wenn die Flächen der im Erbbaurecht bebauten Grundstücke fast 30 Jahre nach der Einführung nur einen Bruchteil des Baugebiets ausmachen, die Umstellung der Bodenpolitik ungemein wichtig war für einen verantwortungsvollen Umgang mit Grund und Boden in der Gemeinde. Fragen nach Eigentums- und Besitzverhältnissen sowie die Gefahr der Spekulation, also dass Gewinne auf Kosten der Allgemeinheit gemacht werden, wurden auf die Tagesordnung gebracht, und es wird versucht, mit Grund und Boden umsichtiger umzugehen.

Resümee

Die Gemeinde Weyarn setzt sich auf äußerst vielfältige Weise mit ihrer Baukultur auseinander. Es werden nicht nur konrete Projekte umgesetzt, sondern auch komplexe Fragen gestellt: Wie hält man den Bedarf der Baulanderweiterung und den Schutz der Kulturlandschaft in Balance? Wie lässt sich Bodenspekulation verhindern? Was bedeutet konstruktive Bürgerbeteiligung? Was und wie wird konkret gebaut?

Besonders nennenswert sind zwei Aspekte: Erstens scheut man sich in Weyarn nicht davor, Expertinnen und Experten von außen (aus Planung, Sozial- und Geisteswissenschaften) in die Planungsprozesse zu integrieren. Zweitens wird die eigene Arbeit immer wieder einer selbstkritischen Reflexion unterzogen. In Weyarn wurden verlässliche Strukturen entwickelt (etwa in der Bürgerbeteiligung, aber auch in der Bodenpolitik), an die man sich konsequent hält. Dies ist ein wesentlicher Unterschied zu manch anderen Orten, in denen Bürgerbeteiligung und Gemeindeentwicklung völlig konzeptlos stattfinden, also ohne Einbindung in ein übergeordnetes Leitbild und ohne klare Arbeitsstrukturen. Gerade dort wäre eine Koordinationsstelle als erster Schritt zur Verbesserung wichtig, so die Erfahrung aller in Weyarn Beteiligter, die auch in anderen Orten in ähnliche Prozesse involviert waren. Bürgerbeteiligung ist in Weyarn kein einmaliger Event, sondern eine langfristige Angelegenheit, in die die Gemeinde jährlich ca. 100.000 Euro investiert und deren Rechte und Pflichten in einer eigenen Mitmach-

satzung festgelegt wurden. Die in Weyarn erarbeiteten Strukturen sind aber auch nicht allzu verfestigt, werden regelmäßig hinterfragt, immer wieder justiert und weiterentwickelt. Es bleibt Spielraum, die inneren Widersprüche zu thematisieren und das Beste daraus zu machen.

Gerade vom souveränen Umgang mit dieser Wechselwirkung wie er in Weyarn praktiziert wird, können auch andere Kommunen, Institutionen auf regionaler oder noch weiter übergeordneter Ebene eine Menge lernen.

[1] Alle im Text angeführten Zitate von Michael Pelzer, Theresia Benda und Klaus Zeitler stammen, sofern nicht anders angegeben, aus Gesprächen vor Ort am 28.3. bzw. am 4.12.2012.

[2] Die Änderung betrifft zum Beispiel den Ortsteil Sonderdilching: *Dieser Ortsteil ist im rechtskräftigen Flächennutzungsplan nicht als Baufläche dargestellt, sondern als Außenbereich (landwirtschaftliche Fläche). Durch das 1. Änderungsverfahren wird die Flächennutzungsplandarstellung geändert und die bereits bebauten Bereiche sowie geringfügige Erweiterungsflächen als Dorfgebiet ausgewiesen. Auf diesen Erweiterungsflächen sollen besonders kleine und mittelgroße Handwerks- und Gewerbebetriebe entstehen können, die so zum Erhalt und der Sicherung des Bestands sowie dem Erhalt der Vitalität des Dorfes beitragen können.* http://www.pv-muenchen.de/aktuell/diskuss/wey_fnp3/wey101Erlber.pdf (letzter Zugriff am 17.1.2013)

[3] Michael Pelzer: Die Bürgerkommune Weyarn. in: Gerald Beck, Cordula Kropp (Hg.): Gesellschaft innovativ. Wer sind die Akteure?, Wiesbaden 2012, S. 122

Die zwischen 2003 und 2006 entstandene Siedlung am Schmiedberg ist ein Projekt, bei dem versucht wurde, ein Einfamilienhausgebiet als Ensemble zu entwerfen. Der Bebauungsplan bzw. einzelne der fünf realisierten Bauten stammen von Matthias Reichenbach-Klinke in Zusammenarbeit mit Schranner Architekten. Das abgebildete Haus wurde von Florian Nagler geplant.

Die Südhanglage der Siedlung am Schmiedberg ermöglicht die passive Solarenergienutzung. Die zweigeschossigen Gebäude stehen alle ohne Abstand zur Straße und sind Richtung Norden eingegraben. Nach historischem Vorbild wurden zwischen den Parzellen drei Meter breite, grasbewachsenen Fußwege freigelassen.

online verfügbar unter: http://www.weyarn.de/Download/GesellschaftInnovativ.pdf (letzter Zugriff am 17.1.2013)

[4] vgl.: ebd., S. 125

[5] ebd., S. 122

[6] Zum Begriff von Wert und Wertabspaltung: In der Wertabspaltungstheorie ist der Wert negativ bestimmt und wird als Ausdruck eines gesellschaftlichen Fetischverhältnisses verstanden. *Unter den Bedingungen von Warenproduktion für anonyme Märkte setzen die Gesellschaftsmitglieder ihre Ressourcen nicht nach einem gemeinsamen Beschluß für die sinnvolle Reproduktion ihres Lebens ein, sondern sie produzieren isoliert voneinander Waren, die erst durch den Austausch auf dem Markt zu gesellschaftlichen Produkten werden.*
Dieser gemeinsame Beschluss des Einsatzes der Ressourcen zur Aufrechterhaltung eines stabilen Gemeinwesens, ist genau das, was eine ernst gemeinte Bürgerbeteiligung ausmachen sollte. Da Anliegen wie die Verbesserung der Kinderbetreuung oder die Gestaltung eines Dorfplatzes allerdings keinen messbaren „Gebrauchswert" im Sinne der „Wirtschaft" haben, werden sie häufig an die abgespaltene Sphäre delegiert.
Die Wertabspaltungstheorie begreift die Abspaltung als ein konstitutives Element des Kapitalismus, das über die Abspaltung des Weiblichen noch weit hinausgeht. *Wert und Abspaltung stehen dabei in einem dialektischen Verhältnis zueinander.* Sie ist eine Theorie, die nicht nur aufschlussreich für das moderne Geschlechterverhältnis sein kann, sondern generell für das Verständnis des Hin- und Hergerissenseins zwischen verwertbaren, oft völlig sinnentleerten Tätigkeiten und den von der Verwertung abgespaltenen, aber oft lebenswichtigen Bereichen. Und somit wäre sie besonders auch in der Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld, in dem Bürgerbeteiligung operiert, eine bereichernde, wenn auch gegenwärtig völlig unterbelichtete Theorie.
Roswitha Scholz: Das Geschlecht des Kapitalismus. Bad Honnef 2011, S. 16 bzw. S. 11

[7] telefonisches Interview am 15.3.2013

[8] Michael Pelzer: Die Bürgerkommune Weyarn. 2012, S. 129

[9] *Das Erbbaurecht (umgangssprachlich auch Erbpacht) ist das Recht des Erbbauberechtigten* [...], *gegen Zahlung eines regelmäßigen Entgeltes (des sogenannten Erbbauzinses) auf oder unter der Oberfläche eines fremden Grundstücks ein Bauwerk zu errichten oder zu unterhalten (§ 1 Abs. 1 ErbbauRG).* http://de.wikipedia.org/wiki/Erbbaurecht (letzter Zugriff am 3.10.2012)

[10] http://www.weyarn.de/Gemeinde/Buergermeister/Vita.htm (letzter Zugriff am 17.1.2013)

[11] Die detaillierten Vergabekriterien findet man online unter: www.weyarn.de/Gemeinde/Entwicklung/EPVergabesystem.htm

[12] Unter folgendem Link ist die Bodenpolitik der Gemeinde ausführlich beschrieben: http://www.weyarn.de/Gemeinde/Entwicklung/bodenmanagement.htm (letzter Zugriff am 17.1.2013)

[13] ebd.

[14] http://www.euractiv.de/regionalpolitik/artikel/fremde-unerwnscht---klage-vor-dem-eugh-003573 (letzter Zugriff am 17.1.2013)

Literatur/Publikationen/Links

Michael Pelzer: Die Bürgerkommune Weyarn. in: Gerald Beck, Cordula Kropp (Hg.): Gesellschaft innovativ. Wer sind die Akteure?, Wiesbaden 2012, S. 119–132, online verfügbar unter: http://www.pv-muenchen.de/aktuell/diskuss/wey_fnp3/wey101Erlber.pdf
Dorfschule der Demokratie: http://www.weyarn.de/Download/Wirtschaftswoche_2012.pdf

Johannes Kakoures: Bürgerbeteiligung und ländlicher Raum – Die Gemeinde Weyarn. in: Müncher Lokalberichte, Nr. 10, 2011
http://www.flink-m.de/308.0.html?&tx_ttnews%5Btt_news%5D=245&cHash=dee73d5d62ed9580886c6e4a93d66bb0

Arbeitsgemeinschaft der Alpenländer: Alpine Siedlungsmodelle. Städtebauliche Leitprojekte | Exemplarische Einzelqualitäten | Zeitgemäßes und ortsgerechtes Bauen im ländlich geprägten Raum. S. 118

http://www.weyarn.de/Gemeinde/Entwicklung.htm
http://www.weyarn.de/Gemeinde/Entwicklung/bodenmanagement.htm
http://www.weyarn.de/Gemeinde/Satzungen/Buergerbeteiligungssatzung.pdf
http://www.heimatmuseum-weyarn.de/Kloster/Kloster.pdf
http://www.kloster-weyarn.de/neu_pages/geschichte.html
http://www.schreinereigartmeier.de/index.php/ueber-uns/unsere-werkstatt
http://www.feuerwehr-holzolling.de/Feuerwehrhaus.htm

Bildnachweis:

S. 156, S. 161, S. 171: Grundlage: Landkreis Miesbach, Bearbeitung: LandLuft; S. 157, S. 160, S. 162 (oben), S. 163 (oben), S. 169: Gemeinde Weyarn; S. 159, S. 175: Florian Nagler; S. 164: Bücherei Weyarn; S. 172, S. 173: Schreinerei Gartmeier; restliche Bilder: LandLuft

Lüchow Ein Experiment mit offenem Ausgang

Initiative:	Schulgründung, Ortsbelebung
Gemeinde:	Altkalen
Landkreis:	Rostock
Bundesland:	Mecklenburg-Vorpommern
Einwohnerzahl (Gemeinde):	800
Einwohnerzahl (Ortsteil Lüchow):	50
Gemeindefläche:	45,5 km²
Anzahl der Ortsteile:	9
Nächste größere Stadt:	Rostock (50 km, 200.000 EW)
Verwaltung:	Kreisangehörige Gemeinde (Gnoien)
Struktur:	Dorf mit gemeinschaftlichem Lebensmodell
Kontakt:	u. a. Johannes Liess, Marie-Theres Liess, Arnold Mitterbauer, Maike Gwinner, Sophia Warczak

Entwicklung und Meilensteine

2004	Neubau Wohnhaus Liess
2007	Dorfhaus (Vollsanierung ehem. Geräteschuppen)
2008	Neubau Werkstattgebäude
2009	Neubau Schulgebäude
2013	Neubau Hotel/Ferienwohnungen, Gemeinschaftswohnen „Im Rosengarten“ (geplant)

Wir wollen ein Dorf bauen, in dem jeder die Verantwortung für sein Leben, für die Umwelt und für die Gemeinschaft übernimmt.

Das Ehepaar Marie-Theres und Johannes Liess

Lüchow ist der kleinste Ortsteil der mecklenburgischen Gemeinde Altkalen. Das Dorf wäre beinahe aufgegeben worden, denn 2003 lebten nur noch fünf Einwohner ganzjährig im Ort.

Der Architekt Johannes Liess hatte schon als Student gemeinsam mit seinen Geschwistern begonnen, ein verfallenes Haus zu renovieren, um die Wochenenden und Ferien in Lüchow zu verbringen. Vor etwa zehn Jahren entschieden er und seine Frau, mit ihren Kindern ganz nach Lüchow zu ziehen, um einen Neubeginn auf dem Land zu wagen. Unter anderem durch die Gründung einer Schule ist es gelungen, gemeinsam mit Freunden, Verwandten und Zugezogenen einen Prozess zur Wiederbelebung des strukturschwachen Dorfes einzuleiten. Nach und nach kamen junge Familien hinzu,

Das Atrium der Landschule Lüchow

die ihre Kinder in die am Waldorfkonzept orientierte Privatschule schicken wollten. Innerhalb von vier Jahren wuchs der Schulbetrieb von vier auf 30 Schüler an, bis das Bildungsministerium 2011 die Schließung der Schule verfügte. Lüchow ist kein Einzelfall einer privaten Schulgründung, denn als nach der Wende viele öffentliche Schulen geschlossen wurden, entstanden in Mecklenburg-Vorpommern zahlreiche private Schulvereine, die mit den öffentlichen Schulen um Schüler konkurrieren.

Über einen Zeitraum von zehn Jahren hat sich Lüchow zu einem Anziehungspunkt für Menschen entwickelt, die das Land als Freiraum sehen und an der gemeinschaftlichen Organisation des Zusammenlebens interessiert sind (etwa beim Kochen und Einkaufen, bei der Kinderbetreuung, im Gemüseanbau und im Freizeitprogramm). Heute hat Lüchow bereits 50 Einwohner und es gibt im Ort keine leerstehenden Häuser. Anstelle einiger bestehender landwirtschaftlicher Bauten wurden ein Dorfhaus (als sozialer Mittelpunkt mit Gemeinschaftsküche und Kindergarten), das Schulhaus und eine Werkstatt errichtet. Beim Bau half eine Gruppe von Wandergesellen mit, die mehrere Wochen in Lüchow campierte. Da die 50 Wandergesellen versorgt werden mussten, kostete das zwar nicht weniger als Handwerksfirmen zu beauftragen, war dafür aber ein für alle Beteiligten einprägsames und wertvolles Erlebnis.

Lüchow ist eines der Beispiele, wo das Engagement für Baukultur nicht von der kommunalen Verwaltung getragen wird, sondern in diesem Fall von engagierten Zuzüglern, die in einer ländlichen Region einen Neubeginn wagen und dabei das Zusammenleben im Dorf umfassend gestalten wollen. Also ein typisches Beispiel für einen Selbstverantwortungsraum, wie ihn der Geograf und Stadtplaner Jürgen Aring beschreibt.[1] In Lüchow werden die Herausforderungen und Widersprüche sichtbar, die damit sowohl für die Bürgerinnen und Bürger als auch für die Verwaltung verbunden sind, so lange keine verlässliche rechtliche Basis dafür geschaffen wurde.

Johannes Liess
studierte Philosophie, Kunstgeschichte und Architektur. Als Architekt war er viele Jahre international unterwegs, unter anderem in Mexiko, in den USA, in Frankreich und Österreich. 2003 hat er sich mit einem Planungsbüro in Lüchow, Mecklenburg-Vorpommern, selbstständig gemacht. 2006 gründete er in dem kleinen Ort eine Landschule. Mit ihr erblühte das zuvor fast ausgestorbene Dorf wieder zu neuem Leben.

Das Gespräch mit Johannes Liess führte Thomas Moser.

Herr Liess, Sie haben seit dem Jahr 2003 in Lüchow ihren Lebensmittelpunkt. Was hat sich in den zehn Jahren im Dorf baulich verändert?

Johannes Liess: Der eigentliche Beginn der Bautätigkeit war das Wohnhaus, das ich 2004 für meine Familie neu geplant habe. Davor haben wir in einem schon ziemlich desolaten Bauernhof gelebt. Wir hatten diesen zu Ferienzwecken genutzt. Das neue Wohnhaus ist so etwas wie die Basisstation für alle weiteren Projekte. In seinem Äußeren wird das Haus von den Terrassenüberdachungen im Obergeschoß geprägt. Die zwei flügelähnlichen Auskragungen lassen an exotische Vögel denken. Der Neubau befindet sich an jener Stelle, an der früher das Gutshaus stand, dessen ursprüngliche Kubatur er annähernd aufnimmt. Das Haus ist eine starke Geste im Dorf und bringt am deutlichsten den Wiederaufbau von Lüchow zum Ausdruck, was von den Dorfbewohnern durchaus auch so wahrgenommen wird.

Darüber hinaus umfassen die baulichen Maßnahmen das umgebaute Dorfhaus als Treffpunkt für die Gemeinschaft sowie die Werkstatt und die neue Schule, die das eigentliche Herzstück von Lüchow ist und den Aus-

Gemeinde Altkalen

schlag dafür gab, dass so viele Menschen in den letzten Jahren zugezogen sind. Zusammen bilden sie ein Ensemble, das einen Dorfplatz entstehen lässt, der die hier gelebte Kultur des Miteinanders zum Ausdruck bringt. Außerdem ist ein Generationenwohnprojekt in Planung und ein weiteres Gebäude ist derzeit in Bau, das für Ferienwohnungen bzw. als Hotel genutzt werden kann.

Warum sind Sie überhaupt in das Dorf Lüchow gezogen?

Johannes Liess: Bevor wir nach Lüchow zogen, lebten wir in einem kleinen Haus in einem beschaulichen Vorort von Wien. Und alles schien perfekt. Ich habe als Architekt in einem international tätigen Ingenieurbüro für meine Familie ein komfortables Leben geschaffen. Doch ich war zu diesem Zeitpunkt Woche für Woche on tour und damit getrennt von der Familie. Ich bekam mehr und mehr das Gefühl, dass mein Leben zu einem geworden war, über das andere bestimmen. Zusammen mit meiner Frau habe ich mich für einen radikalen Bruch entschieden. Einen, der mich von einem Tag auf den anderen um ein gutes Gehalt brachte und die Familie vor die entscheidende Frage stellte: Wo gehen wir hin? Die Wahl fiel damals schnell auf Lüchow, wo unsere Familie 1998 ein altes Bauernhaus für die Ferienaufenthalte erworben hatte. Damals gab es weder Anzeichen für ein lebendiges, funktionierendes Gemeinwesen, noch Infrastruktur – lediglich ein Briefkasten war vorhanden und einmal in der Woche kam der Bus. 2003 siedelten wir uns dann dauerhaft an. Aber nur auf dem Acker sitzen, war auch keine Lösung.

Warum wollten Sie mit Ihrer Familie gerade hierher? Wollten Sie aussteigen?

Johannes Liess: Es gibt hier so viel Nichts, wo man etwas Neues aufbauen kann. Für mich bedeutet das, in einer wahrnehmbaren Gemeinschaft zu leben, in der jeder die Verantwortung für sein Leben, für die Umwelt und

Wohnhaus Liess

für die Gemeinschaft übernimmt. Wir sind nicht ausgestiegen, sondern haben im Laufe der Jahre ein um das andere Projekt entwickelt. Daraus ist ein Konzept für ein „starkes Dorf“ entstanden. Ein Dorf, das so gesund ist, dass es sich selbst versorgen kann. Ein Dorf, in dem die Grundbedürfnisse der Bewohner befriedigt werden, das den Anforderungen aller Generationen gerecht wird, in dem es genug Arbeit gibt und wo das Leben im Einklang mit der Natur verläuft. Dieses Konzept ist zum Lebensentwurf unserer Gemeinschaft geworden.

Sie wollten hier mit Ihrer Familie nie alleine leben, sondern auch Anziehungspunkt für andere sein. Gab es dafür so etwas wie einen Masterplan?

Johannes Liess: Nein, die Dinge haben sich im Lauf der Zeit entwickelt. In Lüchow „etwas aufzubauen“, war für mich von Beginn an mit der Idee verknüpft, einen Lebensort zu schaffen, der auch für meine Kinder geeignet ist. Und am besten sollten auch noch Spielkameraden dazukommen. Deshalb war klar, dass das wichtigste Projekt am Beginn eine Schule ist.

Ist die Schule tatsächlich das Herzstück für die Dorfentwicklung geworden?

Johannes Liess: Ja, wir haben gesagt, Lüchow als Dorf mit Zukunft funktioniert nur mit einer Schule, die wir dann 2006 eröffnen konnten. Wir haben intensiv über das pädagogische Konzept diskutiert, nicht aber über die Architektur, die hat sich sozusagen ergeben. Und es hat sich gezeigt, dass im Verlauf der Diskussionen um das Schulkonzept sich die neue Gemeinschaft zu verfestigen begann. Denn die Kinder hier zur Schule zu schicken bedeutet, sich hier auch ein neues Leben aufzubauen. Es fiel dann auch der Entschluss, das pädagogische Angebot an jenem der Waldorfpädagogik zu orientieren. Dem haben nicht alle zugestimmt und sind wieder weggezogen, andere konnten oder wollten keinen dauerhaften Platz in unserer Gemeinschaft finden. Auf jeden Fall haben wir es geschafft, den jahrelangen Verfall zu stoppen. Ein beinahe ausgestorbenes Dorf begann wieder zu wachsen.

Das 2009 errichtete Schulgebäude ist der neueste Baukörper des aus Dorfhaus, Werkstatt und Schule bestehenden Ensembles, das sich um einen quadratischen Platz gruppiert.

Das alte Gutshaus in Lüchow (ca. 1860)

Schule in unserem Verständnis steht für das Wachstum einer Gemeinschaft, die sich einen Lebensraum schafft, in dem alle ihren individuellen Voraussetzungen und Begabungen entsprechend ihren Platz finden und sich entfalten können.

Das neue Schulgebäude musste ja erst entwickelt und gebaut werden. Wo wurde am Beginn unterrichtet?

Johannes Liess: In meinem Büro, d. h. im Wohnhaus der Familie. Dort wurden die ersten vier Schüler von ihrer Lehrerin unterrichtet. Der Schulbetrieb ist schnell gewachsen, bedingt durch den Zuzug junger Familien ins Dorf oder durch jene, die ihre Kinder hier zur Schule schicken wollten. Das hat uns dann schnell mit der Frage konfrontiert, ob Räume bestehender Gebäude genutzt werden können oder ob neu gebaut werden soll. Der entscheidende Nachteil dieses Provisoriums „zu Hause“ war dann allen schnell klar und der Entschluss, einen Bebauungsplan für Neubauten zu erstellen, rasch gefasst. Auch deshalb, weil ein selbstbewusstes Zeichen gesetzt und Zukunftsentwicklung durch bauliche Maßnahmen öffentlich wahrnehmbar sein sollten.

Es wurde aber das Dorfhaus und nicht die Schule als Erstes gebaut, warum?

Johannes Liess: Unsere Gemeinschaft brauchte dringend Raum, der allen zur Verfügung stehen sollte. Deshalb haben wir 2007 als Erstes das Dorfhaus in Angriff genommen. Wir haben uns gedacht, dass die Renovierung eines bestehenden Geräteschuppens unter den damaligen Voraussetzungen und mit den zur Verfügung stehenden Mittel genau das Richtige sei. Allerdings hat sich nach eingehender Prüfung gezeigt, dass die Bausubstanz nur durch eine Vollsanierung zu erhalten war. Der Bau des Dorfhauses war nur durch großen persönlichen Einsatz in Form von Eigenleistung, durch den Verzicht auf Honorare und durch eine großzügige Spende der Software AG Stiftung zum Ankauf von Baumaterialien zu schaffen. Das Grundstück war ein Geschenk des Nachbarbauern an die Dorfgemeinschaft.

Das Haus entspricht sowohl in seinem baulichen Umfang als auch in der äußeren Form und Lage dem ursprünglichen Geräteschuppen. Warum?

Die Räumlichkeiten des Dorfhauses wurden vor der Errichtung des Schulhauses als Klassenzimmer genutzt, heute sind sie ein lebendiger Treffpunkt für das gemeinsame Essen, für die Kinderbetreuung, für Feste und Diskussionen.

Die Ortseinfahrt von Lüchow vor den Neubaumaßnahmen: An der Stelle der Scheune im Vordergrund steht heute die Schule, aus dem Geräteschuppen dahinter wurde das Dorfhaus. Der Pferdestall im Hintergrund wurde für Wohnnutzung umgebaut.

Johannes Liess: Es gab seitens des Bauamtes die Auflage, den neuen Bebauungsplan so weit wie möglich an der historischen Bebauung zu orientieren. Im Inneren wurde der Grundriss völlig neu organisiert. Dass dieser sich vor allem am großen Hauptraum orientiert, war von Anfang an klar, denn es ging darum, Raum als sozialen Mittelpunkt der Gemeinschaft zu schaffen. Das Dorfhaus ist zugleich Schulküche, Essraum und öffentliches Wohnzimmer und stand von Beginn an der Allgemeinheit zur Verfügung. Hier ist der Treffpunkt von Kindern, Eltern und allen Erwachsenen, die nicht selbst kochen oder einfach nur mit anderen plaudern wollen. Außerdem bietet er Platz für Feiern jeglicher Art, wie zum Beispiel für das monatliche Kulturcafé, sowie für das kulturelle Programmangebot: Kino, Yoga, Singen, Filzen, Malen etc. Ich finde, das Dorfhaus bietet mit seinen beinahe raumhohen Fenstern zur Dorfstraße und zum Garten einen freundlichen Empfang für alle, die hereinwollen.

Durch das neue Haus war es dann auch möglich, den Schulbetrieb von meinem Büro hierher zu verlegen. Der Schriftzug Schule über dem Eingang erinnert noch heute daran. Durch den Umzug wurde zudem das pädagogische Konzept um Nachmittagsunterricht, Hort und einen eingruppigen Kindergarten ergänzt. Die Klasse konnte in einem der Nebenräume untergebracht werden, im anderen der Dorfladen. 2009 sind die acht Schüler dann ins Werkstattgebäude umgezogen.

Das Dorfhaus in Lüchow: Der Schriftzug „Schule“ über dem Eingang erinnert an die zwischenzeitliche Nutzung für den Unterricht.

Das heißt, die Werkstatt wurde noch vor der Schule gebaut?

Johannes Liess: Die Werkstatt ist ein Nebengebäude der Schule und hätte ursprünglich erst nach Fertigstellung des neuen Schulhauses errichtet werden sollen. Sowohl die Baugenehmigung als auch die Bewilligung von Fördermitteln dafür waren bereits zugesagt. Wir haben 310.000 Euro EU-Fördermittel über das Landwirtschaftsministerium Mecklenburg-Vorpommern bekommen, das war ein Drittel der Investitionssumme. Dazu kam ein Bankkredit über 300.000 Euro und 320.000 Euro Eigenmittel. In Summe sind also für Schule und Werkstatthaus 900.000 Euro investiert worden.

Aber die Finanzierungszusage durch die Bank ließ auf sich warten und die dringend benötigten Räume für die Schüler wären nicht rechtzeitig bis zum Beginn des Schuljahres 2008 zur Verfügung gestanden. Das Provisorium im Dorfhaus war von Anfang an zu eng. Durch das Angebot von 50 Wandergesellen, ihre gemeinnützige Sommerbaustelle in Lüchow aufzuschlagen, wurde das Werkstattprojekt dann kurzfristig vorgezogen. Beinahe wäre es durch einen Konflikt mit dem Planungsamt des Landkreises Rostock noch zu Fall gebracht worden.

Wieso das?

Johannes Liess: Dieses Planungsamt, das sich in Güstrow befindet, bearbeitet die Bauanträge des gesamten Landkreises im Umkreis von 100 Kilometern. Grundsätzlich haben wir einen guten Kontakt zur Behörde. Konfliktpotenzial gibt es aber immer wieder bei der Auslegung, ob sich eine bauliche Maßnahme im inneren Bereich des Dorfes befindet, wo Bewilligungen eher unkompliziert erteilt werden, oder im Außenbereich, wo Neubauprojekte keine Chance haben. Zusätzlich gab es im vorliegenden Fall Schwierigkeiten, weil das ursprünglich als Stall bezeichnete Gebäude nun zur Werkstatt wurde, was vom Planungsamt kritisch gesehen wurde und eine Neuauslegung des gesamten Bebauungsplans nach sich gezogen und dementsprechend lange gedauert hätte.

Innenraum Werkstatt

Richtfest für die neue Werkstatt, an deren Errichtung 50 Wandergesellen beteiligt waren. Da die Truppe versorgt werden musste, kostete der Bau zwar nicht weniger als herkömmliche Handwerksfirmen, war aber dafür ein für alle einprägsames Erlebnis.

Schließlich konnten Sie das Schulgebäude doch realisieren. Was waren die grundlegenden Entwurfsüberlegungen?

Johannes Liess: Wichtig war mir, dass die Schule ein großes Wohnzimmer wird, in dem das spezielle Lehrangebot von Schülern, Lehrern, Eltern und allen Beteiligten entsprechend erlebt werden kann. Außerdem sollte deutlich werden, dass es um mehr geht, als bloß den Bedarf nach fehlendem Raum zu decken. Das begann bei der sorgfältigen Wahl der Baumaterialien, mit dem Ziel, Schadstoffe zu vermeiden. Ziegel, Holz, Lehm, Kalk und Glas sollten zum Einsatz kommen. Gestalterisch ist der Bau stark vom pädagogischen Konzept bestimmt: ein freies Bewegen zwischen Unterricht in den Klassen und dem Erleben vielfältiger Lerninhalte, das ebenso auf der Lerngalerie, den eigens dafür eingerichteten Nischen oder auch in der großzügigen Begegnungszone – dem „Dorfplatz im Inneren“ – möglich ist. Dieses geräumige, nach oben hin offene, Atrium beginnt im Erdgeschoss, wo auch die vier Klassenräume sind, und führt weiter über eine Stiege ins Obergeschoss. Hier befinden sich die Lehrerzimmer sowie ein Bewegungs- und ein Musikraum. Die übersichtliche Struktur fördert Begegnung und Austausch unter Schülern und Lehrern und bietet Räume für jahrgangsübergreifenden Unterricht in Kleingruppen.

Die Schule wurde 2011 vom Bildungsministerium Mecklenburg-Vorpommern geschlossen. Was waren Ihrer Ansicht nach die Gründe dafür?

Johannes Liess: Nach der Wende wurden viele staatliche Schulen geschlossen und parallel dazu gab es viele Gründungen von Schulen in freier Trägerschaft. Das führte dazu, dass in Mecklenburg-Vorpommern zehn Prozent der Schüler eine freie Schule besuchen. Daraufhin hat das Ministerium im Jahr 2006 beschlossen, keine neuen Schulgründungen mehr zu genehmigen.

Die Werkstatt kurz nach der Fertigstellung

Deswegen ist seit sieben Jahren die Zahl der Schulen in freier Trägerschaft fast konstant, sie schwankt zwischen 72 und 74. Von den etwa zehn ernsthaften Anträgen auf Schulgründung schaffen es jedes Jahr ein bis zwei, Schulen zu eröffnen. Aber fast immer nur im Gerichtsverfahren. Entsprechend viele Schulen werden dann jedes Jahr geschlossen, also ein bis zwei pro Schuljahr. Die Landesregierung geht den Weg der Zentralisierung. Sie errichtet große Schulzentren mit Einzugsbereichen von über 50 Kilometern. Das hat zur Folge, dass die Schüler jeden Tag stundenlang im Schulbus sitzen und die Kosten je Schüler extrem, um ein Drittel, gestiegen sind. Es geht aber nicht nur um die Kosten für den Schulbus. Würden alle Schüler auf freie Schulen gehen, könnte das Land Mecklenburg-Vorpommern 40 Prozent der Kosten einsparen! (Ein Schüler in der staatlichen Grundschule kostet im Jahr: Lehrer 3.000 Euro, Gebäude 1.000 Euro, Schulbus 1.800 Euro. Das macht insgesamt 5.800 Euro. In einer freien Schule kommt man auf: Lehrer 2.500 Euro und Gebäude 1.000 Euro.)

Im Grunde genommen geht es aber um mehr. Unsere Schule macht vieles grundsätzlich anders als staatliche Schulen. Sie stößt z. B. ein Nachdenken an, wie ein attraktives Bildungsangebot in einer Region aussehen kann, in der die Schülerzahlen üblicherweise schrumpfen und staatliche Schulen zusperren. Auch in Altkalen ist einige Jahre zuvor die Schule geschlossen worden. Lüchow macht vor, wie es anders gehen kann.

2006 wurde zwar eine Einigung mit dem Ministerium erzielt, aber mit der Einschränkung, dass nur vier der ursprünglich zwölf beabsichtigten Klassen genehmigt wurden. Innerhalb von vier Jahren wuchs dann der Schulbetrieb von vier auf dreißig Schüler an. Seit der Schließung steht das Schulgebäude leer und die Schüler müssen bis ins 50 Kilometer entfernte Rostock auspendeln, um ein entsprechendes Schulangebot zu finden. Aber wir sind zuversichtlich, dass der neue Schulverein eine Einigung mit dem Ministerium erzielt.

Arnold Mitterbauer und Maike Gwinner

Arnold Mitterbauer, Grafikdesigner und Dorfbewohner von Lüchow: „Im Grunde spricht vieles gegen Lüchow. Schließlich sind die Auswirkungen des demografischen Wandels im ländlich geprägten Mecklenburg-Vorpommern besonders verheerend. Was meine Frau und mich jedoch schon beim ersten Besuch des Dorfcafés überzeugt hat, war, wie sehr wir uns in der Gemeinschaft willkommen gefühlt haben. Besonders fasziniert mich, wie jedes einzelne Projekt als integraler Bestandteil auf ein größeres Ganzes hin abgestimmt wird und welchen Stellenwert die Gestaltung der baulichen Maßnahmen hat. Ich habe den Eindruck, dass der Turnaround in Lüchow bereits geschafft ist. Es ist spannend, mitzuerleben, wie eine aktive Bürgerschaft das Experiment eines neuen Lebensmodells am Land praktiziert und erkennt, dass der Kern für ein vitales Dorfleben die Bildungseinrichtung ist.“

Familie Warczak-Schmidhuber

Sophia Warczak, Musikerin und Dorfbewohnerin von Lüchow: „Ich bin mit meinem Mann und unseren zwei kleinen Kindern nach Lüchow gezogen, weil das Mecklenburger Land großzügigen Lebensraum und einigermaßen unberührte Natur bietet und weil wir uns im ländlichen Gebiet sozial nicht völlig isoliert niederlassen wollten. Außerdem schätzen wir das soziale Miteinander hier, ohne Verpflichtung und unter Bewahren der Eigenständigkeit der Familien. Ich persönlich finde, dass die Möglichkeiten für künstlerisches Arbeiten ideal sind und dass noch nicht alles vorhanden ist, sondern vieles noch geschaffen werden kann, allerdings auch schon vieles entstanden ist. In Lüchow gibt es Platz und Interesse für neue Ideen!“

Welche Projekte stehen als nächste an?

Johannes Liess: In den Sommermonaten kommen schon jetzt immer mehr Gäste, die ihre Ferien auf dem Land verbringen wollen. Dafür wird als Nächstes ein Hotelprojekt verwirklicht, das acht Ferienwohnungen anbietet. Allerdings wird es zu Beginn zur Gänze von Dorfbewohnern belegt sein, die es als Wohnmöglichkeit auf Zeit nutzen werden, da es sonst für sie noch keine dauerhafte Wohnmöglichkeit im Dorf gibt.

Darüber hinaus gibt es fertige Pläne für ein Projekt, das Leben, Wohnen und Arbeiten für alle Generationen miteinander verbindet. Insgesamt sollen acht Häuser für rund 20 Bewohner – Kinder, Erwachsene und Senioren – entstehen. Die Wohnanlage „Im Rosengarten“ soll in der ersten Ausbauphase vier energieautarke Doppelhäuser und jeweils ein bis zwei Wohnungen umfassen. Die Gärtnerei, die der Wohnanlage angedockt ist, soll sowohl diese als auch die Schule und den Hort mit eigenen Produkten versorgen. Allen Generationen wird es dadurch ermöglicht, bis ins Alter aktiv einen sinnvollen Beitrag für die Gemeinschaft leisten zu können. Durch die Anstellung von Personal in der Verwaltung, in der Betreuung der Senioren und in der Gärtnerei entstehen zudem fünf neue Arbeitsplätze.

Man spürt, dass Zukunftsentwicklung in Lüchow Hand in Hand mit zahlreichen baukulturellen Eingriffen geht, die von viel Liebe zum Detail, aber auch Weitblick geprägt sind. Wie geht es weiter?

Johannes Liess: Für die Dorfgemeinschaft ist eigentlich der Beweis erbracht, dass auch zu Zeiten, da die Schule geschlossen ist, die Bevölkerungsentwicklung stabil bleibt. Mit den geplanten Projekten Generationenwohnen und Ferienwohnhaus wird das Dorf mit einer durchgängigen, sozialen und baulichen Infrastruktur ausgestattet und zusätzlich attraktiv. Dazu gehört auch, dass die Dorfbewohner ihre Lebensmittel in der eigenen Gärtnerei und einem noch zu gründenden Bauernhof selber produzieren möchten und Aufträge an regionale Handwerker vergeben. Die Energieversorgung von Lüchow ist regenerativ und CO2-neutral ausgelegt. Alles, was wir an Energie verbrauchen, soll aus Erdwärme, Solarenergie und Windkraft gewonnen werden.

Für mich und die übrigen Bewohnerinnen und Bewohner ist Lüchow innerhalb weniger Jahre zu einem starken Dorf geworden. Aber ich gebe zu, Lüchow ist gewissermaßen ein Experiment, das Fragen offenlässt. Gelingt es, unsere Art hier zu leben, zu etwas Dauerhaftem zu festigen? Ist eine Entwicklung jenseits etablierter Strukturen durchsetzbar? Reicht es aus, mit dem was wir unternehmen, die Dorfgemeinschaft zusammenzuhalten? Und vor allem: Wann werden wir die Schule wieder eröffnen?

[1] Jürgen Aring: Inverse Frontiers-Selbstverantwortungsräume, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.): Raumpioniere in ländlichen Räumen, Neue Wege der Daseinsvorsorge. Edition Bauhaus 35, Spector Books 2013, S. 42 ff

Literatur/Publikationen/Links

Johannes Liess: Artgerecht Leben. München 2011

Jürgen Aring: Inverse Frontiers-Selbstverantwortungsräume, in: Kerstin Faber, Philipp Oswalt (Hg.): Raumpioniere in ländlichen Räumen, Neue Wege der Daseinsvorsorge. Edition Bauhaus 35, Spector Books 2013, S. 42 ff

Von einem, der auszog, ein Dorf zu retten, Nordkurier, 22.3.2011

Leben, Arbeiten und Erholen im ländlichen Raum, Landesweite Tagung im Schleswig-Holstein-Haus in Schwerin, 14. Mai 2009

Rezension Artgerecht Leben: http://www.socialnet.de/rezensionen/11201.php

Jacob A. Goedhart: Über-Leben. Projekte-Verlag Cornelius GmbH, Halle a.d. Saale 2006: http://www.socialnet.de/rezensionen/10087.php
Konzept Landschule Lüchow: http://www.landschule-luechow.de/schulinfo/

Eine Schule rettet ein Dorf: http://www.focus.de/schule/schule/schulwahl/schulserie/tid-19655/private-schulgruendung-eine-schule-rettetein-dorf_aid_546818.html

Dorfschule in Not, Oya Jänner/Februar 2011: http://www.landschule-luechow.de/
Dorfschule in Not, http://www.oya-online.de/article/read/268.html?highlight=l%C3%BCchow

Die Schulschlacht von Lüchow, taz.de, 11.03.2011

Schachtübergreifende Sommerbaustelle ´08 zu Lüchow, http://www.stoimetz.de/termine.html

Wiederbeleber. Interviews mit Menschen, die wir gut finden. Diese Woche: Johannes Liess, der ein totes Dorf wieder zum Leben erweckt hat. Süddeutsche Zeitung Magazin: http://sz magazin.sueddeutsche.de/ drucken/ text/33220

Bildnachweis

S. 177, S. 181, S. 182, S. 183, S. 185: Landschule Lüchow;
S. 186: Robert Mitterbauer; S. 187: Sophia Warczak;
restliche Bilder: LandLuft

Bildnachweis (gesammelt)

S. 6: BBSR; S. 8: BBSR, Ulrike Plaßmann

S.16, S. 17: Grundlage: Pläne der jeweiligen Landkreise, Bearbeitung: LandLuft

S. 23: Grundlage: Stadt Biberach, Bearbeitung: LandLuft; S. 32 (oben): Landschule Lüchow; S. 33: partnerundpartner Architekten; S: 34 (oben): Britta Aumüller; S. 34 (unten): althaus-konzept; S. 37 (oben): Gemeinde Burbach; S. 37 (unten): Andreas Meichsner

S. 43: Baiersbronn Touristik; S. 44/45 (oben): Bauamt Baiersbronn; S. 46, S. 47, S. 50, S. 51, S. 54, S. 55, S. 56: partnerundpartner Architekten

S. 60, S. 67: Grundlage: Stadt Biberach, Bearbeitung: LandLuft; S. 62, S. 63, S. 64 (unten), S. 66, S. 69, S. 70, S. 71, S. 73 (unten), S. 74 (oben), S. 75.: Stadt Biberach; S. 73 (oben): Christine Reck Architekten; S. 74 (unten): Ben Kuhlmann

S. 79, S. 84, S. 85 (unten), S. 86, S. 87, S. 89 (unten): I-KU; S. 82 (oben): Stadt Baruth; S. 82 (unten): Archiv Museum Stadt Baruth; S. 88: atelier 8

S. 92, S. 107, S. 110: Grundlage: Stadt Luckenwalde, Bearbeitung: LandLuft; S. 96, S. 98 (unten), S. 99 (oben), S. 100, S. 102 (unten), S. 103 (oben, letztes Bild unten), S. 104, S. 108 (oben), S. 109, S. 111: Stadt Luckenwalde; S. 93, S. 94 (rechts, unten), S. 95, S. 112, S. 113: Andreas Meichsner; S. 98 (oben): Atelier Loidl Landschaftsarchitekten; S. 101: Architektur der DDR, No. 10/1981, S. 626; S. 106: Christian Gahl

S. 117, S. 120 (oben), S. 123, S. 124, S. 125: Gemeinde Burbach; S. 121: Grundlage: Landkreis Siegen-Wittgenstein, Gemeinde Burbach, Bearbeitung: LandLuft

S. 130, S. 135: Grundlage: Landkreis Unstrut-Hainich, Bearbeitung: LandLuft; S. 131: Gerhard Aumer; S. 132 (oben): Ulrike Köhler; S. 132 (unten), S. 133, S. 134 (oben): Ralf Baumgarten

S. 148, S. 149, S. 153 (oben): althaus-konzept; S. 150: Grundlage: althaus-konzept, Bearbeitung: LandLuft

S. 156, S. 161, S. 171: Grundlage: Landkreis Miesbach, Bearbeitung: LandLuft; S. 157, S. 160, S. 162 (oben), S. 163 (oben), S. 169: Gemeinde Weyarn; S. 159, S. 175: Florian Nagler; S. 164: Bücherei Weyarn; S. 172, S. 173: Schreinerei Gartmeier

S. 177, S. 181, S. 182, S. 183, S. 185: Landschule Lüchow; S. 186: Robert Mitterbauer; S. 187: Sophia Warczak

restliche Bilder: LandLuft

Impressum

Herausgeber
Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS)
Referat SW 24 – Baukultur, Städtebaulicher Denkmalschutz
Invalidenstraße 44, 10115 Berlin
www.bmvbs.de

Wissenschaftliche Begleitung
Dr. Marta Doehler-Behzadi, Michael Marten
Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVBS), Berlin
Referat SW 24 – Baukultur, Städtebaulicher Denkmalschutz
Krausenstraße 17-20, 10117 Berlin
Marta.Doehler@bmvbs.bund.de
Michael.Marten@bmvbs.bund.de

Anca Cârstean (Projektleitung)
Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR), Bonn
Referat I 7 – Baukultur und Städtebaulicher Denkmalschutz
Deichmanns Aue 31-37, 53179 Bonn
Anca.Carstean@BBR.Bund.de

Auftragnehmer
LandLuft - Verein zur Förderung von Baukultur in ländlichen Räumen

Redaktion
Roland Gruber, Judith Leitner, Friedrich Hauer, Thomas Moser, Bernhard Rihl,
Richard Steger, Roland Wallner

Lektorat
Dorrit Korger

Bezugsquelle
Modellvorhaben-Baukultur@BBR.Bund.de
Stichwort: Baukultur in ländlichen Räumen

Stand
Dezember 2013

Druck
Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn

Gestaltung
Günter Eder, Roman Breier, Marcel Neundörfer – grafisches Büro
auf Basis der Richtlinien des BMVBS
Layout: Linus Baumschlager

Satz
Judith Leitner, Friedrich Hauer

Nachdruck und Vervielfältigung
Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Bitte senden Sie uns zwei Belegexemplare zu.

Die vom Auftragnehmer vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

www.bmvbs.de